…ewey
…enhausen
…aße 10

P. o. germ. 2060 l/(2

Lottchens Reisen

ins

Zuchthaus

von

J. A. G. K. — —

Zweyter Theil.

Leipzig,
bey Johann Gottfried Müllern,
1778.

Buecherei · Friedelhausen

A 172/10/10

Anmerkung.

Die zwey = Striche, die der geneigte Leser, auf dem Tittelblatte des ersten Theils zwischen Lottchens Reisen erblickt, bittet der Verfasser, nach der dabey gehabten Absicht, die bey Durchlesung desselben leicht zu errathen ist, zu beurtheilen. Beym zweyten Theile konnten diese orthographisch unrichtig scheinende Striche, dem Innhalte gemäß, leicht wegfallen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt

des zweyten Theils.

I. Brief. Der Schulmeister Kraubart überschickt Fräulein Lottchen, theils die von Herrn Adv. Urian verfertigte Klage, wider den Herrn M. Langbein — theils auch das darauf erfolgte Consistorial-Rescript. S. 1

II. Brief. Frau von Baar erneuert gegen den Herrn von Wallis ihre gethane Versprechung, daß er Amanthen gewiß zur Gattinn erhalten solle, und bittet ihn um baldigen Besuch in Gotha. 10

III. Brief. Der Bediente Herrmann sagt seinem Freunde Helmond, daß Herr von Trolla sich in Lottchen verliebt — zu ihr gekommen sey, und eine christliche Unterredung, die er anführt, mit ihr gehalten. Er gedenket endlich einer List, deren er sich gegen seine gnädge Frau bedient, durch welche er nun sogar zum Aufseher über Lottchen gesetzt worden.

IV Brief. Herr Past. Weise meldet der Frau von Baar, daß er den Herrn M. Langbein besucht — lobt ihn und dessen Frau sehr, und bezeigt seine Freude, daß die, von den Bau-

)(2 ern,

ern wider Langbein angestellte Klage guten Nutzen verschaft: — sagt, daß die ganze Familie, außer Lottchen, mit diesem Hause sich ausgesöhnt habe — und erklärt, auf ihr Verlangen, den Begrif derer Ahndungen. S. 20

V. Brief. Frau von Pallag warnt ihre Schwester Elmold vor den Betrug, den Lottchen, vielleicht mit den neuen Bedienten, gespielt; denn es sey ihr sehr wahrscheinlich, daß dieser der bekannte Tanzmeister Contang sey. 26

VI. Brief. Herr Cornuarius meldet seinem Freunde Lemma, daß nun das Gebäude zur Hanrey Akademie fertig, und gedenkt einiger Ueberschriften. 28

VII. Brief. Muthchen schreibt an Göttgen, daß die Frau von Pallag, an Frau von Elmold, geschrieben, der neue Bediente wäre der Tanzmeister Contang — sie habe es aber ihrer gnädgen Frau wieder ausgeredt, und ihr ein falsches Attestat übergeben, dem sie geglaubt — sie gedenkt, eines Gesprächs, das sie zwischen den Herrn von Trolla und Lottchen mit angehört, und bezeigt ihren Unwillen, weil sie vermuthet, daß sich Lottchen bekehren werde. 30

VIII. Frau von Baar klagt ihrer Mutter, der Frau von Braune, ihre Noth, daß sich

Amant-

Amantchens Bruder, Frommann, so schlecht verhalten, ihrem Manne 20000 Thaler gestohlen, und davon gegangen sey. Darüber betrübe sich ihre Pflegetochter gar sehr, und könne sich gar nicht zufrieden geben. S. 38

IX. Brief. Herr von Lachen sagt Herrn Gutwein, daß er das Fräulein von Stirnband geheyrathet, und gleich 30000 Thaler von ihr erhalten. Er beschreibt seiner Frauen Aufführung von einer lächerlichen Seite, und meldet ihm, daß er derselben Doktor geprügelt habe. 43

X. Brief. Herr von Trolla meldet Herrn Brank mit vielem Vergnügen, daß er genug Beweise von Lottchens Bekehrung habe — er sagt einige Ursachen von ihrer schlechten vorigen Lebensart, und hofft, sie einmal zu seiner Gattinn zu erhalten. 54

XI. Brief. Amantchen schreibt an Herrn von Wallis sehr gerührt — meldet ihm das traurige Schicksal ihres Bruders, und sagt ihm, aus einigen daher geleiteten Ursachen, daß sie nun nicht im Stande sey, jemals seine Gattinn zu werden — sie nimmt förmlichen Abschied von ihm. 61

XII. Brief. Herr von Bel meldet dem Herrn Pastor Februarius dieß, da nun seine Familie ausgestorben, er seine Güther verkaufen,

fen, und in eine Stadt ziehen wolle, um daselbst das Glück des Lebens noch recht zu genießen — ersucht ihn aber, entweder schriftlich, oder mündlich, bald einen Vorschlag zu thun. S. 66

XIII. Brief. Muthchen schreibt an Göttchen, daß es mit der Bekehrung Lottchens seine Richtigkeit habe, und führt ein Gespräch an, das sie mit ihr gehabt. 68

XIV. Brief. Herr Pastor Februarius billigt den Entschluß des Herrn von Bels, seine Güther zu verkaufen, und in eine Stadt zu ziehen — und erbietet sich, auf Befehl seinen Pfarrdienst sogleich zu verlassen, und zu ihn zu ziehen. 76

XV. Brief. Herr von Wallis widerlegt, in einem Briefe an Amantchen, ihre Ursachen, die sie bewogen, ihm alle Hofnung, jemals seine Gattinn zu werden, zu rauben, und bittet, äußerst gerührt, um die Aenderung dieses ihres Entschlußes. 79

XVI. Brief. Herr von Trolla meldet Herrn Brank, daß Lottchens Bekehrung keine Verstellung seyn könne, weil auch sogar ihre Kammerjungfer, in einem Gespräche, welches er mit ihr geführt, ihren Unwillen über derselben Frömmigkeit gezeigt — er habe Lottchens Herz nun versprochen erhalten, und die-

dieserwegen stellt er sich schon das Vergnügen seiner künftigen Ehe vor, und sorgt vor eine fromme Kammerjungfer, und dergleichen Bedienten zur Aufwartung seiner künftigen Gattinn. S. 86

XVII. Brief. Frau Magister Langbein bezeigt gegen Lottchen ihre Freude, weil sie von dem Herrn von Trolla gehört, daß sie sich bekehrt habe — sie ermahnt sie, diesen gemachten Anfang in der Frömmigkeit fortzusetzen — warnt sie vor den Rückfall zur Welt — meldet ihr, daß die Großmutter in die Verbindung mit Herrn von Trolla willige, und sagt ihr, daß sie mit ihren Gatten und Kindern zufrieden lebe. 91

XVIII. Brief. Herr von Lachen ertheilt den Herrn Gutwein Nachricht von einem neuen Verdruße mit dem Advocat Urian, den er, wie den Doctor, geprügelt, weil er ihn zum Meyneyd verleiten wollen — er sagt ihm, daß Herr von Trolla an Lottchen ein Heidenbekehrer geworden, und Herr von Bel, nicht minder auch Herr Pastor Februarius davon gegangen, ohne daß jemand wiße, wohin? 96

XIX. Brief. Her Past. Weise beschreibt den Heren M. Langbein den traurigen Zustand Amantchens, sagt ihm seine Gedanken, was man

man in dergleichen Krankheiten thun müsse — behauptet, daß derselben Krankheit, Schwermuth sey, diese erklärt er, und meldet, daß ihm Lottchens Bekehrung sehr seltsam vorkomme. S. 105

XX. Brief. Der Bediente Herrmann meldet Helmond, daß er sich, in Absicht des Herrn von Trolla, sehr geirrt, dieser habe ihm gar vieles geschadet, weil sich Lottchen wirklich bekehrt habe — er schimpft auf den Herrn von Trolla — freuet sich aber über die von Mutchen erdachte List mit dem Mehlkasten — er hoffe nun, daß Herr von Trolla wegbleiben, und Lottchen nicht wieder besuchen werde. 112

XXI. Brief. Herr Kriegsrath von Dulle, aus Königsberg, meldet der Frau von Baar, daß vor kurzem drey bewafnete Diebe bey ihm eingebrochen, und einer von sehr gutem Ansehen, seine Frau ermordet — er wäre gebunden gewesen — sein treuer Bediente hätte im Stillen die Wache herbeygeholt, welche diese drey Gäste noch beym Einpacken angetroffen, und gefangen genommen hätten. 120

XXII. Brief. Herr von Schicho aus Hamburg schreibt seiner Schwester, der Frau von Elmold, daß der reiche Herr von Idelmann, Lottchen zu sehen wünsche, vermuthlich habe dieser

dieser Heyraths-Gedanken — er wolle also kommen, Lottchen abzuholen — er macht hierauf einige Bedingungen, die seinen Geiz anzeigen. S. 123

XXIII. Brief. Frau von Braune antwortet ihrer Tochter, der Frau von Baar, auf den erhaltenen Brief, bezeigt ihr ihr Mitleiden, wegen der Schicksale, die sie betroffen — sucht die Gründe ihrer Betrübniß zu widerlegen, und sie zu trösten. 128

XXIV. Brief. Frau von Elmold meldet ihrem Bruder dem Herrn von Schicho, daß es ihr ein Vergnügen seyn würde, wenn er Lottchens Glück, durch eine Heyrath, machen, und selbige nach Hamburg zu sich nehmen wollte — und bestraft seinen unerträglichen Geiz. 134

XXV. Brief. Herr Pastor Weise meldet dem Herrn M. Langbein, daß Herr Pastor Februarius seine Pfarre verlassen und davon gegangen — drey Tage, vor der Abreise, habe er ihn noch besucht --- die Unterredung, die er mit selbigen gehabt, führt er an, — an dessen Stelle ist ein anderes Subject gekommen, das er, nach einer Silhouette aus dem Lavater, beurtheilt, so wie auch den flüchtig gewordenen Pastor Februarius. 137

XXVI. Brief. Muthchen bestätigt gegen Göttchen die Frömmigkeit ihrer Fräulein Lottchen

mit vieler Betrübniß, und sagt, daß Herrmann und der Koch vor Traurigkeit ganz ausser sich wären, da sie mit Lottchen nun bald nach Hamburg gehen würde. S. 152

XXVII. Brief. Herr Kriegsrath von Dulle meldet der Frau von Baar, mit vielem Vergnügen, daß der Mörder seiner Frau, dessen er schon gedacht, Wurre heiße, und ausgesagt, daß er sich vor Amantchens Bruder ausgegeben, und ihrem Gemahl 20000 Thaler gestohlen — er verspricht sich, wegen dieser Nachricht ihre Beruhigung, und Amantchens völlige Wiederherstellung. 156

XXVIII. Brief. Die Frau von Elmold bezeigt gegen die Frau von Pallag ihr Unwillen, über den erhaltenen Brief — stellt eine Vergleichung zwischen der itzigen Art zu leben, und der ehemaligen, an — lobt Lottchen, vertheidigt ihre Lebensart, — preißt sie glücklich — hingegen Malchen verwirft sie, und hält sie vor unglücklich. 159

XXIX. Brief. Herrmann meldet Helmond, daß Lottchen nun nach Hamburg gereißt — er ärgert sich darüber gar sehr — sagt ihm, daß er sich Lottchen habe citiren lassen, und erzählt ihm einen Traum, dessen Auslegung er wünscht — am Ende bittet er um baldige Ueberschickung eines Briefs, den Muthchen

an ihn zu schreiben, versprochen habe, und verflucht die Liebe. S. 164

XXX. Brief. Frau von Baar bedankt sich bey dem Herrn von Dulle, vor die überschriebene Nachricht, Wurren betreffend, meldet, daß sie nun wohl beruhigt wäre, aber noch nicht Amantchen, denn sie halte diese Nachricht vor eine listige gutgemeynte Erfindung — sie verlange eine gerichtliche Abschrift des Verhörs — sie führt ein Gespräch an, das Herr Pastor Weise mit Amantchen gehalten — und die gedachte gerichtliche Abschrift erbittet sie sich. 172

XXXI. Brief. Lottchen beschreibt ihrer Tante, der Frau von Elmold, die Reise von Berlin nach Hamburg — mit was für Andacht ihr Onkel, der Herr von Schicho bete — seinen niederträchtigen Geiz in P — R — und wie er endlich dafür gestraft worden. 188

XXXII. Brief. Lottchen bittet den Herrn von Trolla um Verzeihung, daß sie, ohne von ihm Abschied genommen zu haben, von Berlin abgereist — entschuldigt sich wegen des ihm in dem Hause ihrer Tante gespielten Streichs — versichert, daß sie noch immer an der Frömmigkeit ihr Vergnügen finde,

und sagt ihm, daß sie sich itzt noch nicht zur Heyrath entschlüßen könne. S. 214

XXXIII. Brief. Herr Kriegsrath von Dulle wundert sich gegen die Frau von Baar, daß Amantchen die Wurrische Nachricht in Zweifel gezogen — er überschickt also das articulirte Verhör, und einen Brief von Wurren an Amantchen -- 217

XXXIV. Brief. Wurre schreibt aus dem Gefängniß an Amantchen in einem Anfangs verzweifelten Tone --- sagt ihr etwas von seinem schändlichen und unglücklichen Leben --- bittet sie, und das Baarsche Haus um Vergebung, und nimmt Abschied. 244

XXXV. Brief. Herr M. Langbein billigt die Unterredung, welche Herr Pastor Weise mit dem Pastor Februarius gehabt --- fällt sein Urtheil über schlechte Geistliche --- sagt auch gewisse Ursachen, warum er die Physiognomie verwerfe, --- erzählt ein Beyspiel, welches lehrt, wie schädlich es sey, wenn man sich darauf verlasse. 255

XXXVI. Brief. Helmond sagt Herrmann, daß er ein Thore sey, weil er sich über Lottchens Abreise gräme --- zeigt ihm neue Mittel und Wege, sein Glück zu machen --- und rathet

ihm freundschaftlich, Berlin zu verlassen. S. 268

XXXVII. Brief. Frau von Klapperbein schreibt an Frau Magister Langbein, bietet ihr aufs neue ihre Freundschaft wieder an --- meldet ihr, daß ihr Gemahl entschlossen sey, ihr und ihren Kindern sein ganzes Vermögen zu vermachen --- überschickt ihr tausend Thaler --- bittet sich ihre Tochter Beatchen aus, und sagt, bey welcher Gelegenheit sie selbige habe kennen lernen. 273

XXXVIII. Brief. Herr Gutwein meldet dem Herrn von Lachen seine, seit einem Jahre, gehabten Schicksale --- daß er eine entführte Fräulein, Josephine von Samosa, deren Lebenslauf erzählt wird, errettet --- sie glücklich nach Wien zu ihren Aeltern gebracht, und von selbigen, vor seine Rechtschaffenheit, so belohnet worden, daß er, theils Josephinen zur Gattinn erhalten, theils auch, unter den Nahmen von Evander, in den Adels-Stand erhoben worden. 283

XXXIX. Brief. Herr von Trolla versichert Lottchen seine Freude über den erhaltenen Brief --- läßt es an guten Vermahnungen nicht fehlen --- sagt, daß er schon unterschiedliche Anstalten zur künftigen Vermählung gemacht,

macht, --- bittet um Antwort --- und meldet in einer Nachschrift, daß er sie zu seiner Universal-Erbin eingesetzt habe. S. 322

XL. Brief. Frau Magister Langbein antwortet der Frau von Klapperbein auf den erhaltenen Brief --- bedankt sich vor die neuen Beweise ihrer gnädgen Gesinnungen --- sagt ihr die Ursachen, warum sie, ohnerachtet der Dienst ihres Mannes sehr einträglich sey, seit zween Jahren, mit denen Ihrigen, Noth gelitten --- verspricht, ihr Beatchen nächstens zu überbringen, und sagt, daß sie, in Absicht Lottchens Bekehrung, ungewiß sey. 326

XLI. Brief. Herr Cornuarius meldet seinem Freunde Lemma den glücklichen Fortgang der Hanrey-Akademie, sagt ihm, daß von denen Moralisten in dem Hanrey-Academie Tempel fürtreffliche Unterhaltungsstunden angestellt würden: glaubt, daß die Academistische Religion bald allgemein werde: gedenket einiger Zierden auf denen Gräbern derer Hanrey-Academisten ---- und verspricht ihm auch, künftig von einer neuen Hanrey-Schule Nachricht zu ertheilen. 332

XLII. Brief. Lottchen schreibt in einem recht frommen Tone, an ihre Schwester, die Frau Magister Langbein --- gestehet ihr schlechtes Bezeigen gegen sie --- versichert, daß sie nun wahre Freude über ihre Bekehrung empfinde: klagt über den unerträglichen Geiz ihres Onkels, und wünscht, von dem Herrn Mag. Langbein theils von der Göttlichkeit der heiligen Schrift --- theils von der Gewißheit der Vergebung der Sünden überzeugt zu werden. S. 338

XLIII. Brief. Frau von Baar entschuldigt sich gegen ihre Mutter, die Frau von Braune, wegen der so lange schuldig gebliebenen Antwort: sagt ihr, daß der, welcher sich vor Amantchens Bruder ausgegeben, Wurte heiße, und als Mörder der Frau von Dulle, in Königsberg, sitze: überschickt ihr die Inquisitional-Artikel, und ersucht sie, an dem Tage der Execution sich auch in Königsberg einzufinden. 347

XLIV. Brief. Herr von Lachen wundert sich, in einem Briefe an Herrn von Evander

über seine gehabten Schicksale: warnt ihn vor dem Stolze der Adelichen, über die er einige Urtheile fällt: und erzählt einige Streiche, die er theils mit seiner Frau — theils mit seinen Pfarrherrn gespielt. S. 352

I. Brief.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Brief.

Der Schulmeister Kraubart schreibt an Fräulein Lottchen.

Sie sind in Ihrem letzten Schreiben etwas ungenädig auf mich, daß ich nicht eher die Klage wider den Herrn Magister Langbein habe bewerkstelligen können; aber Ihro Gnaden, Gnädges Fräulein, können gar nicht glauben, wie schwer es hält, die Bauern auf einen Fuß zu bringen; ich alleine wäre es auch zu thun nicht im Stande gewesen, wenn der Richter, der über das Kompliment von Ihro Gnaden eine entsetzlich große Freude hatte, sich nicht noch so viele Mühe gegeben hätte. Nun ist alles glücklich gegangen. Der Herr Advokat Urian, den Sie vorgeschlagen, hat die Klage gemacht. Sie lautet in Abschrift also.

An den Herrn Superintendent
Großmuth —

Wir sind zwar völlig überzeugt, daß es einer Gemeinde nicht zur Ehre gereicht, wenn sie wider

den, welcher für ihre Seelen wacht, Klage führt; allein wir glauben auch nicht minder, daß es ihr wahre Schande seyn würde, wenn sie bey denen strafbaren Handlungen ihrer Prädiger stumm bliebe; denn es würde nicht allein hierdurch der sonst so ehrwürdige Lehrstand bey andern lächerlich und verhaßt werden, sondern auch die Glieder der Gemeinde dem Vortrage ihres Prädigers keinen Glauben beymessen, da er ihnen als ein Vorbild vorgestellt und empfohlen worden. Beydes müssen wir leider erfahren; denn unser Lehrer, der Magister Langbein, ist wegen seines Stolzes und übertriebenem Hange zur Eitelkeit das lächerliche Gespräche der ganzen Gegend — und bey seinem Vortrage im Tempel schläft entweder die ganze Gemeinde, oder macht Anmerkungen, die, obwohl gegründet, doch dem Amte, das er begleitet, im höchsten Grade nachtheilig sind. — Wir sehen uns daher, wiewohl äußerst ungerne, genöthiget, Ewr. dessen Eitelkeit, Schwachheiten und ausschweifenden Stolz näher bekannt zu machen —

Das erste, was uns allerdings mißfallen muß, betrifft seine Prädigten. Diese sind alle glückliche Nachahmungen der Sprache eines Saurins, Youngs — sie sind und gleichen herrlichen Gärten, die mit den schönsten Blumen prangen. Diese sehen wir ungeübte Bauern an — staunen, und verstehen nichts. Auf der Kanzel legt er den ganzen Krahm seiner Gelehrsamkeit uns Unwissenden

vor,

vor, unbekümmert, ob es seiner Gemeinde zum Nutzen, Lehre, Erbauung oder Trost gereiche — Er ist, nach hoher Verordnung, verbunden, über die Evangelien zu prädigen; allein, dies geschieht sehr selten, meistentheils wählt er sich einen Text nach Gefallen. Beliebt es ihm ja bisweilen, das Evangelium zu nehmen, so thut er weiter nichts, als daß er es vorliest, und übrigens prädigt, von was er will, da er es doch erklären, und zu unserm Trost und Erbauung anwenden sollte. Wir sind auch dieses einmal von unserm seligen Pastor gewohnt, welcher allezeit das ganze Evangelium sehr deutlich und rührend erklärte. Methodus analytica, et praesertim Hunniana, qua totus textus inspersis plurimis porismatibus et meditationibus explicatur, simplicior est, et methodo synthetica merito praefertur. Methodo analytica usurus det operam, ne thema proponendum a scopo textus principali et primario aberret, sed ut textum exhauriat, et tota dispositio cum textus, tum dicendorum summam perspicue et breviter exhibeat. — Quamobrem valde improbamus morem eorum, qui textum praelegunt, veluti abs se explicandum, sed mox seponunt, et argumentum a textu prorsus alienum tractant. Deyling — in Inst. Prud. Past. P. III. C. II. §. XII. p. 293.

Zweytens bekümmert sich unser Pastor um die Schule gar nicht. Vielleicht hält sein Stolz ihn

davon ab. Dem Schulmeister überläßt er dies wichtige Werk ganz, da wir doch überzeugt sind, daß er in der Schule weit mehr Gutes, als in der Kirche stiften könne. Ueberdies ist er auch, nach höchstem Befehl, darzu verbunden — denn der Pfarrherr soll die Schule oft besuchen. Cod. Aug. P. I. p. 208-558.

Drittens müssen wir seine Eitelkeit und Stolz in Absicht der Kleidung anklagen; denn von dem Schlosse seiner Frau kommt er des Sonntags in bunter Kleidung und Beutel-Perücke in die Pfarr-Wohnung gegangen, und ziehet da seinen Ornat an — gleich nach geendigtem Gottesdienste erscheint er wieder als Politikus geputzt, und geht die ganze Woche hindurch in der Tracht eines jungen Stutzers und süßen Herrns. Dies ist zwar an und vor sich etwas Gleichgültiges; allein, zeigt es nicht entweder eine Eitelkeit an? — oder ist es nicht ein Beweis, daß er sich seines Amtes schäme? Ad decorum Parochi pertinet vestitus, qui modestus, honestus, et nigri coloris, atque a splendidis laicorum vestimentis distinctus esse solet. — Dedecet luxus, aut nimius nitor, et affectata elegantia, in capillis adscititiis, et vestimentis — Deyling Inst. Pr. Past. P. III. C. I. p. 274. Hierwider ist nun seine bunte Kleidung, — das Ueberschlägelchen von Marli — die Taschen-Uhr, die er auf die Kanzel legt — das Fläschchen voll Eau de Levande, dessen er sich auf dem Prädigt-Stuhl bedient — die goldne

Schnupf-

Schnupftabacks-Dose, die er oft auf der Kanzel braucht — die großen Ringe, die die Gemeinde blenden — und ein seidner Priester-Rock vor einen Dorfgeistlichen — Quae — qualis — quanta! Sind das nicht alles Beweise seiner Eitelkeit? —

Viertens müssen wir uns billig darüber beschweren, daß er seine Gemeinde äußerst gering achte; denn wenn er auf die Kanzel kommt, so macht er nach dem herrschaftlichen Chor allezeit eine außerdentlich tiefe Verbeugung, uns arme Bauern aber läßt er ganz ungegrüßt. Zeigt er hierdurch nicht, daß wir in seinen Augen geringe und nichtswürdige Kreaturen sind? — Er, der der Herold der Demuth seyn soll, spricht durch seine Handlungen dem Stolze das Wort? —

Fünftens müssen wir, aus seiner vollzogenen Verbindung mit der Fräulein von Reitzniz, auf seine nicht gute Denkungs-Art schlüßen; denn erstlich hätte er sich sollen eine Person aus seinem Stande wählen, weil er durch die Wahl einer Adelichen die Verachtung einer Bürgerlichen an den Tag legt. Zweytens konnte er wohl, als ein kluger Mann, vorhersehen, daß er durch diesen Schritt eine ganze vornehme Familie beleidigen, und wider sich und seine nunmehrige Gattinn aufwiegeln würde, welches auch in der That geschehen. — Er, der ein Bote und Stifter des Friedens seyn sollte, erregt er nicht hierdurch Uneinigkeit?

Sechstens — seine Gattinn verlangt noch den Titel: Gnädige Frau — giebt denenjenigen, die ihr selbigen versagen, die stärksten Verweise, und der Herr Pastor schweigt dazu immer stille. Wie reimt sich das zusammen? Auf der Kanzel bestraft er den Hochmuth, und bey seiner Frau billigt er selbigen durch sein Stilleschweigen. Nam qui tacet, consentire videtur. Können wir ihm also, wenn er von der Demuth spricht, wohl glauben? —

Zum siebenten müssen wir uns allerdings beschweren, daß sich der Herr Pastor schämt, in der Pfarr-Wohnung sich aufzuhalten, und das Schloß seiner Frau selbiger vorzuziehen. Hierdurch werden die Gesetze der Landes-Obrigkeit sehr beleidigt. Denn

Pro primo hat er in der Pfarr-Wohnung, damit sie nicht ganz ledig sey, einen Hausgenossen. Cod. Aug. P. I. p. 700. sagt bestimmt: In die Pfarr-Wohnung soll kein Hausgenosse genommen werden.

Pro secundo ist von hoher Obrigkeit Cod. Aug. P. I. p. 700. anbefohlen worden: Der Prädiger soll in der Pfarre seine Studir-Stube haben. Das fällt weg, da er auf dem Schlosse wohnt.

Zum achten scheint es sich nicht vor einen Prädiger zu schicken, wenn er die Zeit mit beständigen Jagen — Hetzen und husarenmäßigen Reuten zubringt.

bringt. Es ist schon oft geschehen, daß der Herr Pastor zum Kranken-Bette eingeladen worden, allein, wegen nöthiger Verrichtung der Jagd nicht zugegen gewesen.

Zum neunten können wir auch nicht verschweigen, daß vor kurzem unser Herr Pastor den ausdrücklichen Befehl: Cod. Aug. P. II. p. 83. — Der Pfarrherr soll nicht mehr als drey Gevattern bey Kindtaufen verstatten — gröblich übertreten, weil er bey der Taufe (die ohne Noth auf dem Schlosse geschahe) seiner eignen Tochter zwölf Gevattern gehabt hat.

Wir wenden uns also mit gehorsamster Bitte an Ew., unserm Herrn Pastor entweder sein zeitheriges Betragen selbst nachdrücklich zu verweisen, oder dieserwegen Bericht an das Wohllöbliche Konsistorium zu verstatten. Da unsere Beschwerden nicht Folgen der Rache und eitler Privatabsichten sind, so hoffen wir auch, gehört zu werden. Wir verharren übrigens mit aller Hochachtung

Ew.

gehorsamste,

Die Gemeinde zu W.

Auf diese Klage, die, wie ich glaube, recht bündig und gründlich war, kam nachfolgendes Rescript, oder, wie man es sonst heißt, aus dem Konsistorium —

Unsern freundlichen Dienst zuvorn,

Würdiger, Achtbarer, Günstiger, Guter Freund!

Euren an Uns, wegen der von der Gemeinde zu W. — — wider den dasigen Pfarrer, M. Langbein, angebrachter Beschwerden erstatteten unterthänigen Bericht haben Wir verlesen. Wenn wir denn diese Klagen der Gemeinde gegründet befunden, als befehlen darauf im Namen Unsers Gnädigsten Herrn Wir euch hiermit, benannten Pfarrer seines zeitherigen Betragens wegen Vorhalt zu thun, und ihn zu bedeuten: daß er künftig faßlicher prädige, sich einer ehrbaren und anständigen Kleidung bediene — in der Pfarr-Wohnung sich aufhalte, den beschuldigten Stolz und Eitelkeit vermeide, und sich überhaupt so verhalte, wie einem treuen und rechtschaffenen Lehrer des Worts gebühre, widrigenfalls er sich nachdrücklicher Strafe aussetzen würde. Mochtens euch, mit Remißion derer Acten, nicht bergen, und sind euch zu dienen willig. Datum K. — am 12 Martii 1775.

Hiermit hätte ich also, Gnädiges Fräulein! Ihren Wunsch erfüllt. Ich glaube mein Lebetage nicht, daß die Herren im Konsistorium so würden resolviret haben, wenn nicht Herrr Urian seine Sachen so gut gemacht hätte. Ich kann Sie gar nicht genug beschreiben, was das vor ein artiger Herr ist. Er hat mir gesagt, daß er Jhro Gnaden,

den, Gnädges Fräulein, recht gut kenne, und auch an Sie einen großen unterthänigen Empfehl aufgetragen. Der Herr Magister sieht nun recht sehr mürrisch aus, und die Frau Magisterinn ist mir spinnefeind, weil sie glaubt, daß ich der Aufwiegler der Bauern gewesen sey. Ich mache mir aber daraus nichts, ich verrichte vor wie nach mein Amt, und komme nicht eher zu ihnen, bis ich Amts wegen etwas zu verrichten habe. In die Pfarr-Wohnung sind sie aber noch nicht gezogen, das möchte auch wohl die Frau Magisterinn in der Seele kränken. Aber sonst muß ich sagen, vertragen sich die beyden Leutchen recht gut. Wenn ich Sie nur, gute Gnädge Fräulein, Ihro Gnaden, noch einmal sehen sollte! Ich kann Sie gar nicht genug beschreiben, wie bange es mir thut, daß Sie nicht mehr hier sind. Nun empfehle ich mich zu Gnaden, und bin bis in mein kühles Grab,

Gnädge Fräulein,

Ihro Gnaden,

Dero

unterthäniger Knecht,

Kraubart.

II. Brief.

Frau von Baar an Herrn von Wallis —

Nun bin ich auf einmal von meiner zeitherigen Unruhe befreyt; denn ich gestehe es Ihnen offenherzig, nach Ihrer Abreise gereuete es mich, Ihnen mein Wort gegeben zu haben. Hiermit mache ich freylich Ihnen keine günstige Beschreibung von mir selbst, und ich kann nicht läugnen, daß ich in diesem Falle eingesehen habe, wie schwer es sey, sein Herz standhaft zu besiegen. Denn daß ich durch Amantchen nicht einen Armen glücklich machen konnte — dieser Gedanke verbreitete Betrübniß und Traurigkeit über mein Herz, weil dieser Vorsatz schon zu tief in selbigem vergraben gewesen — und ihn durch mein eignes Verschulden selbst vereitelt zu haben, erregte in mir nicht geringe Vorwürfe meiner Thorheit. Doch diese Unruhe ist entkräftet, da ich nun an Amantchens Bruder auch einen Pflege-Sohn erhalten, dessen Glück zu machen, ich die schönste Gelegenheit habe.

Es bleibt also bey meinem gegebenen Wort, wenn Sie anders, mit Erlaubniß Dero Gnädgen Mutter, hieher nach Gotha ziehen. Sollten Sie diese erlangt haben, so verspreche ich mir die Ehre Ihres Zuspruchs bald, um fernere Verabredungen nehmen zu können. — Ihre Frau Mutter

ter — o die bringen Sie ja mit, denn ich höre täglich so viel Gutes von ihr rühmen, daß ich mich unendlich erfreue, ihre Bekanntschaft zu machen; allein haben Sie ja die Gewogenheit, mir den Tag Ihrer Ankunft vorher zu bestimmen, weil meine Mutter auch zu der Zeit hier zu seyn sehnlich wünschet. Mein Mann ist jetzt zu sehr mit Geschäfften überhäuft, sonst würde er geschrieben haben. Er empfiehlt sich, nebst mir und Amantchen, der Frau Mutter und Ihnen bestens. Ich erwarte also nächstens einen Brief von Ihnen.

III. Brief.

Der Bediente Herrmann schreibt an seinen Freund Hellmond.

Es geht doch nirgends närrischer zu, als in der Welt. Hiervon muß ich Dir einen schnackischen Beweis geben! Höre einmal, Brüderchen! den schnackischen Streich, den ich wieder hier gespielt habe. Das kannst du wohl leicht an Fingern abzählen, daß die ganze Sache wieder meine Fräulein betrifft — Nun höre: Schon länger als vor drey Monaten verliebte sich beym Charten-Spiel der Herr von Trolla in Lottchen. Wundre Dich darüber nicht, wenn ich sage, beym Charten-Spiel — denn Du mußt wissen, alles, was die Donner-Kröte macht, dabey bedient sie sich eines solchen Anstandes, der gleich hinreißt,

und es ist, hols der Teufel, als wenn der verfluchte Junge Cupido nach ihrem Befehle seine Pfeile richten müßte. Kurz und gut — Herr von Trolla war völlig von Lottchen angeschossen, wie ein Hase am Bartholomäus-Tage. Dies sagte mir Lottchen bald darauf, und lachte herzlich über seine Einfalt; denn ein wahrer Einfaltspinsel ist er sicher. Ich will Dir nur einmal zum Spaß einen Abriß von seiner Unterredung mit der Fräulein machen:

Unterthäniger Diener, Gnädges Fräulein (hier bückte er sich bis auf die Erde, und sein Degen stand hintennaus, wie ein Bratenwender), verzeihen Sie, daß ich mich unterstehe, Ihnen aufzuwarten.

Es ist mir recht angenehm, belieben Sie sich zu setzen.

Erlauben Sie mir, zu stehen.

Lottchen saß, und Herr von Trolla stand hinter ihrem Stuhle, und besahe sich im Spiegel — O, sagte Sie endlich — setzen Sie sich doch! —

Mit Ihrer gnädgen Erlaubniß, wenn Sie so befehlen. Ich komme jetzo gleich aus der lieben Kirche; denn das ist mein größtes Vergnügen, wenn ich hübsch gesund bin, und diesen Ort besuchen kann. Sie gehen wohl auch fleißig in die Kirche?

Bisweilen, in diesem Jahre, das nun bald zu Ende gehet, bin ich, Gott sey Dank! doch einmal darinne gewesen.

Ey — ey! meine Gnädge — hier klopfte er sie sanfte auf die Hand, das ist, mit Ihrer gnädgen Erlaubniß zu sagen, nicht fein; denn Gott muß man nie aus den Augen lassen; er spricht selbst: Wer mich verachtet, den will ich wieder verachten.

Ja! der Spruch ist mir bekannt, den habe ich noch bey meinem Hofmeister lernen müssen.

Also müssen Sie auch darnach thun. — Thun Sies ja, gnädges Fräulein!

Wir wollen sehen — es hat dazu noch eine Weile Zeit.

O! so müssen Sie nicht denken; denn meine selige Großmutter sagte immer: Man muß arbeiten, als wollte man ewig leben, und beten, als wollte man gleich sterben.

Ja! auch das altväterische Sprüchelchen ist mir bekannt.

Und die Schrift sagt ebenfalls: Betet stets in allem Anliegen!

Jetzt, lieber Herr von Trolla, denke ich daran noch nicht; denn ich habe noch kein Anliegen. Ich lebe sehr zufrieden und ruhig.

Aber — denken Sie denn, daß Sie jederzeit ohne Leiden seyn werden! Die Schrift sagt: In der Welt habt ihr Angst!

Recht — das weis ich; aber der Erlöser sagt dies zu seinen Jüngern. Dies geht mich nichts an; denn ich bin seine Jüngerinn nicht, und werde es auch hoffentlich niemals werden.

Ach — so müssen Sie nicht denken — Diese Worte gehen alle Menschen an.

Gut — kommt Zeit — kommt Rath — Ich sorge nur vors Gegenwärtige. Die Zukunft rührt mich nicht.

Aber, um Vergebung — man muß sich doch auch auf die Zukunft bereiten?

Da wäre ich eine Erzgeneral-Närrinn, daß ich mit der Vorstellung der verdrüßlichen Zukunft mir meine schönen gegenwärtigen Tage verunstaltete.

Das haben Sie nicht zu befürchten; denn, wenn man fromm ist, so kann man immer gegenwärtig vergnügt leben — ja, ohne Frömmigkeit ist gar kein wahres und dauerhaftes Vergnügen möglich *).

Ich bin aber jetzt noch nicht fromm — und habe auch in den ersten vier Wochen noch keine Lust, es zu werden — und doch befinde ich mich in meinem unbekehrten Zustande recht wohl.

Das ist nicht möglich, daß Sie sich recht wohl befinden sollten; denn, um sich recht wohl zu befinden, darzu gehört ein gutes Gewissen, der Friede

*) Ἡ εὐσέβειαν μήτηρ τῶν ἀρετῶν --- Hierocl. in Carm. Pyth.

Friede mit Gott und die Versicherung der Gnade Gottes. Als Unbekehrter ist man dieser herrlichen Güter beraubet, also kann man sich nicht wohl befinden.

Narrenspossen, Herr von Trolla! davon überreden Sie mich nicht. Mir fehlt nichts. Ich lebe zufrieden, und wem nichts fehlt und zufrieden ist, der ist glücklich. Dies bin ich ohne Frömmigkeit.

Hier denken Sie sehr irrig. Es kann seyn, daß Ihnen Ihr Gewissen keine Vorwürfe macht, aber das ist keine wahre Ruhe der Seelen, — da schläft das Gewissen! *)

Meinetwegen, es mag schlafen, oder wachen, oder träumen. Ueberhaupt ist es lauter Thorheit mit dem Gewissen — das sind noch Kindereyen von unsrer Erziehung. Ich habe doch in meinem Leben schon mancherley Sünden gethan, und niemals weis ich, daß mich das Ding, welches man Gewissen nennt, beunruhigt hätte. — Jetzt in unsern Zeiten sind die Redens-Arten: ein gutes und boeses Gewissen — nach

* O verrätherisches Gewissen! Indem es von Sirenen-Gesängen eingeschläfert, auf Rosen und Myrthen zu ruhen scheint, — siehe so zeichnet der schlaue Angeber hinten in seinem Winkel jeden Fehler auf, und erfüllt sein Tagebuch mit Graußen — Young. —

nach Gewissen handeln, ganz aus der Mode gekommen.

Sie betrüben mich, gnädges Fräulein, wenn Sie so denken — Kein Mensch hat sich noch unterstanden, die Macht des Gewissens zu läugnen, und so böse, wie Sie sagen, ist die Welt noch nicht. Daß Sie noch keine Unruhen des Gewissens empfunden, kommt daher — Sie haben sich zu sehr in die Welt zerstreut, und wenig oder gar nicht über Ihren Seelen-Zustand nachgedacht — dadurch haben Sie es eingeschläfert.

Das ist wahr — Sie haben Recht — So viele Zeit habe ich noch nicht gehabt, über meinen Seelen-Zustand nachzudenken, und in die schöne Welt habe ich mich tapfer zerstreut — Genug, habe ich doch noch keine Unruhe empfunden.

Wird aber das ewig dauern?

O da soll mir nicht leid seyn — ich will mich schon immer tapfer zerstreuen.

Das werden sie nicht immer können.

Wer will mirs verwehren?

Gott im Himmel.

Das will ich doch sehen.

Ach, liebes Fräulein, ich bitte Sie um Gottes Willen, denken Sie doch an Gott — Hat denn der nicht Strafen genug, um uns dadurch zum Nachdenken über uns selbst zu bringen — und das Kran-

ken-

ken-Bette — das so fürchterliche Kranken-Bette? —

Damit — hats noch eine Weile Zeit — an solche verdrüßliche Sachen denke ich nicht. Ich will erst noch, so lange es noch geht, mein Leben genießen; dann mags werden, wies will.

Doch — wir wollen hier abbrechen — Wie gefällt Ihnen diese Uhr?

Die ist unvergleichlich — Die schönen Brillanten — Das schöne Porträt — Vermuthlich stellt es den Herrn von Trolla vor?

Getroffen, meine Gnädge! — Nehmen Sie diese Uhr als ein Zeichen meiner Hochachtung vor Sie an.

Nein, mein Herr! nur das nicht.

O! Sie würden mich beleidigen, wenn Sie mir diese Bitte abschlügen.

Aber — wie komme ich zu einem solchen schönen Präsent?

Ich gebe es Ihnen deswegen, weil ich mehr als Hochachtung gegen Sie habe, und glaube, daß Sie damit künftigen Sonntag in das Gotteshaus gehen werden.

Dies will ich Ihnen zu Gefallen thun, ohne die Uhr.

Sie sind allzu gnädig — ich nehme die Uhr nicht wieder — sie ist in schöner Hand —

Nun, so danke ich dafür gehorsamst.

Hier küßte er sie, und empfohl sich.

Muthchen und mir gab er jeden einen Dukaten beym Fortgehen.

Nun — Brüderchen! wie gefällt Dir dieser Herr? — Lottchen, Muthchen und ich haben uns bald über seine Thorheit zu Tode gelacht. Ich habe der Fräulein gerathen, sie soll den Narren noch eine Zeitlang am Liebes-Stricke herumlaufen lassen, und immer seine Präsente annehmen. Denn den Narren muß man die Kolbe lausen. Mein Schade wird es gewiß auch nicht seyn. Der Kerl ist sehr reich, wie gemeiniglich das Glück derer Dummen Vormund ist. Wir wollen ihn erst noch ein bißchen zausen, und dann ihn laufen lassen. Alleweile schickt der Narre schon wieder ein schönes gesticktes Kleid und kostbaren Ring. Lottchen hat ihrer Tante alles gesagt; sie hat darüber gelacht, und verlangt nur, alles so einzurichten, daß es scheine, als wisse sie nichts darum. Das ist ein gesundes Fressen vor uns alle. Ich will Dir schon von Zeit zu Zeit die fernere Geschichte bekannt machen. — Jetzt muß ich Dir noch einen guten Pfiff sagen.

Vor einigen Wochen kam zu meiner gnädgen Frau ein Herr, den sie ihren Cousin nennt. Niemand, auch Lottchen nicht, weis, wer und woher dieser Herr ist: und von seinen Bedienten kann man auch nichts erfahren. Kurz, dieser Herr ist Cousin, und meine gnädge Frau dessen Cousine; also sind sie wohl, meines Erachtens, mit einan-

der

der verwandt? Freylich; denn es war einmal ein Zeitpunkt, da mich auch oft meine Muhme (denn so heißt es bey gemeinen Leuten) besuchte. Kurz, dieser Cousin ist bey der gnädgen Frau das, was sonst meine Muhme bey mir war. Daß dich der Henker nach nein! auf diese Art bin ich also der Lottchen ihr Cousin! Ueber die Cousin- und Cousinenschaft. Doch, meinetwegen mag der Cousin seyn, wer er will. Mir hat er schon sehr vieles genutzt; denn nun hat mich die gnädge Frau selbst, so zu reden, zum Aufseher über Lottchen gemacht. Das habe ich so angefangen. Beym Frisiren sagte ich der gnädgen Frau:

Ihro Gnaden, ich glaube, es ist Pflicht, daß ich Ihnen sage, daß Fräulein Lottchen in Ihren gnädgen Cousin verliebt sey.

Was? weis er das gewiß?

O! ja, gnädge Frau, ich habe sie schon bisweilen durch Blicke mit ihm sprechen sehen.

So gebe er ja genau Acht auf sie, und sage er mir alles. Sehe er sie, vorzüglich bey Tische, genau an.

Ja, gnädge Frau, ich werde mir alle nur mögliche Mühe geben.

Das heißt, hols der Teufel, den Bock zum Gärtner setzen. Nun kann ich Lottchen auch bey der Tafel anklotzen, wie ich will. — Das ist, Brüderchen, ein fürstliches Leben. An Geld fehlt es mir nun auch nicht, weil Herr von Trolla nun

anstatt baaren Geldes ist. Dem soll seine Liebe gewiß theuer zu stehen kommen. Lebe wohl! —

IV. Brief.

Herr Pastor Weiße schreibt an Frau von Baar.

Nur erst gestern bin ich von W — — wieder zurück gekommen. Ich habe mich daselbst acht Tage aufgehalten, und muß gestehen, daß ich die Zeit recht angenehm und vergnügt zugebracht. Er, der Magister Langbein, ist, wie bekannt, ein sehr würdiger Mann, und in ihm ist, mit einer gründlichen Gelehrsamkeit, ein sehr gutes Herz verbunden. Seine Gattinn, die bey einem guten Verstand den besten Charakter behauptet, liebt ihn, wie er sie, außerordentlich zärtlich. Kurz, in diesem Hause herrscht Liebe, Eintracht und Zufriedenheit. Die Klage, welche die Bauern wider den Herrn Magister angestellt, hat viel gefruchtet; denn beyde haben sich gebessert. Sie, die Frau Magisterinn, hat nun auf den Titel: Gnädge Frau, ewige Verzicht gethan, und ihr Gatte läßt sich nun in seinem geistlichen Vortrage zu seiner Gemeinde herab, und bequemet sich, auch in gleichgültigen Sachen, nach der Meynung seiner Zuhörer; denn auch hierinne muß ein Prädiger viele Behutsamkeit und Klugheit anwenden, wenn er nicht seinen Seelen-Kindern zum Aergerniß werden

will.

will. Es ist wahr, die wider ihn angebrachten Beschwerden sind an und vor sich nicht von äußerster Wichtigkeit: sie sind es aber doch, in Beziehung auf seinen Stand, und der Verbindung, da er ist. Dieser Stand soll sich, nach dem eingeführten und zur Mode gewordenen Urtheile der Welt, durch die schwarze Tracht von andern Ständen unterscheiden; ziehe ich nun dieser die bunte Kleidung vor — wer kann es denn der Welt verdenken, wenn sie laut sagt: ich schäme mich meines Standes? Die großen Ringe sind bey einem Politikus was sehr Unschuldiges — sind sie es aber deswegen bey einem Geistlichen? Gewiß, die Welt irrt nicht, wenn sie behauptet: dies sey Eitelkeit. Die veraltete Gewohnheit des Landes und die nach selbiger gebildete Urtheile der Menschen müssen hier anstatt des richterlichen Ausspruchs dienen. Doch — ich freue mich über den herrlichen Nutzen der angestellten Klage; noch mehr aber darüber, daß nunmehro, bis auf die Schwester in Berlin, die ganze Familie ihre Feindseligkeiten wider dieses Haus aufgehoben; selbst die ganz aufgebrachte Frau von Klugsow schrieb bey meinem Daseyn an den Herrn Magister einen außerordentlich verbindlichen Brief, und lud ihn nebst seiner Gattinn zum baldigen Besuch ein. Fräulein Lottchen aber fährt noch immer in ihrem spöttischen Tone fort. Die Frau Magisterinn hat mir einige Briefe von ihr unter vielen Thränen gezeigt. Diese haben mich völlig überführt, daß sie ein ganz

 böses

böses Herz haben müssen. Und — wie sehr bat sie mich nicht, mir, bey schicklicher Gelegenheit, ihre Schwester vom Verderben zu retten, alle Mühe zu geben? Ist das nicht ädle Denkungsart? Ja — mit was vor Geduld und Vergnügen erträgt sie nicht die natürlichen Schwachheiten des Alters ihrer Großmutter! Wie pflegt und wartet sie selbige!

Auch dem Herrn Frommann schenken Sie Ihre Gnade? Ich freue mich unendlich, daß ich, durch meine Vermittelung Ihnen einen Pflegesohn zu verschaffen, das Glück gehabt habe. So viel, als ich ihn in denen wenigen Wochen, die er bey mir zugebracht, habe kennen lernen, muß ich ihm das beste Zeugniß geben. Ich zweifle daher auch nicht, daß er sich Dero Gnade würdig zu machen beeyfern werde. Weiter habe ich mir nichts gewünscht, als Amantchen am Ende seiner Erzählung zu sehen. Welcher angenehme Kontrast von Entsetzen, Zweifel und Freude muß das nicht in ihrer Seele gewesen seyn!

Nun, meine gnädge Frau, komme ich meiner Absicht näher. Sie haben mir in Ihrer gnädgen Zuschrift aufgegeben, Ihnen meine Gedanken von Ahndungen zu sagen. Dies ist eine Materie, die in mancherley Schwierigkeiten verwickelt ist. Ich bitte daher gleich zum voraus, mich hiernach zu beurtheilen. Die Ahndungen sind gewisse verborgene Eindrücke, die auf unsere Seele gemacht

werden, vermittelst welcher uns etwas, was nach der Zukunft zur Entwickelung aufbehalten ist, vorher verkündigt wird. Hiermit muß man aber nicht jene in Flug gebrachte Einbildung und aus gewissen Umständen entlehnte Muthmaßungen verwechseln; denn erstlich — die erhitzte Einbildung — wie seltsam ist nicht oft ihre Verbindung der Ideen untereinander! Sie täuscht *) uns mit vergeblichen Freuden, und erschrickt uns mit traurigen Bildern. Ihre Wirkung vor Ahndungen zu halten, ist Thorheit. Eben so wenig kann man gewisse Muthmaßungen vor Ahndungen halten. Wir sind oftmals in einer solchen Lage der Umstände, aus deren Betrachtung wir auf diesen und jenen Fall einen wahrscheinlichen Schluß machen können; und weil dieses oder jenes so beschaffen ist, so fangen wir an, zu muthmaßen, daß dieses oder jenes erfolgen werde. Dies ist vorzüglich der Fall der Sterbenden, die vielmals Ahndungen träumen da, wo keine sind. Von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, wünschen wir uns oft den Tod. Unser geschwächter Körper, die Abnahme unsrer Kräfte, geben diesem Wunsche

*) Der Chroniken-Schreiber von Querlequitsch sahe in dem Deckel von einer Mithridat-Büchse so gewiß eine alte Münze, daß er schon die Umschrift zu lesen anfieng. S. Rabners Satyren I. Th. a. d. 99 S.

das völlige Gewicht. Nichts ist nun gewisser, als unser baldiges Sterben. Dies entdecken wir den Unsrigen; und erfolgt dann unser Tod bald, dann spricht man von unsern gehabten Ahndungen laut. Sind das Ahndungen, so muß ich den Gedanken eines in Ketten und Banden sitzenden Mörders bey Anhörung des Todes-Urtheils: ich werde bald sterben — ebenfalls mit in die Klasse der Ahndungen setzen. — Nein, das sind keine Ahndungen; denn diese müssen nicht aus unsrer Seele selbst entspringen, sondern es müssen gewisse geheime Eindrücke von außen auf sie so gemacht werden, daß wir in bildlichen Vorstellungen etwas von dem, was sich bald entwickeln wird, vorhersehen. Das, wodurch solche Vorstellungen auf unsre Seele gemacht werden, ist oft etwas, das in unsre Sinne fällt; oft ist es aber nicht. Dies zu erklären, ist außerordentlich schwer; allein heben denn die Schwierigkeiten einer Sache die Wahrheit derselben auf? Denn erstlich ist ja Gott der Quell und Ursprung aller Begriffe; ist es diesem nicht etwas Leichtes, nach seiner Weisheit diese und jene Begriffe in unsrer Seele zu wirken? Und zweytens, kann denn Gott nicht seine Gesandten, ich meyne die Engel, zu diesem Geschäffte brauchen? Ja! — wem ist unsre Seele hinlänglich bekannt? Ist es was Ungeräumtes, wenn ich annehme, daß sich diese von den Banden des Körpers in gewissen Augenblicken losreiße, auf eine geheime Art sich in die obern Gegenden schwinge, wo sie von diesem

und

und jenem Plane der Vorsehung Einsichten erhält? Dies war ja der Fall, in welchem sich Paulus bey seiner Entzückung befand. *) Hier müssen, so zu reden, die Seelen-Kräfte ihre ganze Lebhaftigkeit aufbieten — die Sinnen des Leibes, gleich den Todten, geschwächt werden — und der freye und muntere Geist unterdessen sehen und erfahren, was ihm vorhero unauflösbare dunkele Räthsel waren? Und — gesetzt, dies wäre noch nicht hinlänglich, die Wahrheit der Ahndungen in ihr völliges Licht zu setzen, sind denn nicht so viele unläugbare Exempel sprechende Beweise vor selbige? Man frage nur die Sterbebetten, und erkläre die vorhergesagte und richtig eingetroffene Stunde des Todes so vieler Sterbenden anders —

Dies sind also, meine gnädge Frau! meine Gedanken von den Ahndungen. Freylich werden Sie, wie ich selbst, noch manche Dunkelheiten antreffen; allein, dieserwegen werden Sie mich entschuldigen, weil man gewiß nie hierinne zur völligen Gewißheit kommen wird, da wir mit unserer Seele, und der Geisterwelt überhaupt, zu wenig Bekanntschaft haben. Wäre es Ihnen gefällig, hiervon noch eine kleine Abhandlung zu lesen, so schlage ich Ihnen hierzu den zweyten Theil des

*) 2 Cor. 12.

Formeys christlichen Philosophen vor *). Geruhen Sie also, meine Gnädige, das, was Sie in Absicht auf Amantchen Ahndung nennen, hiernach zu prüfen, so werden Sie, wie ich hoffe, bald einsehen, daß es diesen Namen nicht verdiene. Die Einbildung hat gewiß dem Möglichen einen schönen Anstrich des Wirklichen gegeben. Dies glaube ich, wenigstens wünsche ichs, und bin.

V. Brief.

Frau von Pallag schreibt an ihre Schwester Elmold.

Ohnerachtet Du, beste Schwester! in Deinem letzten Schreiben **) völlige Zufriedenheit mit Lottchen bezeigst, und sie von der besten Seite beschreibst; so muß ich Dir doch das melden, was ich aufs neue von dir gehört. Sie war, da sie sich noch hier aufhielt, ihrem Tanzmeister, wie ich nur erst vor kurzem erfahren habe, außerordentlich

*) Auch ist in diesem Jahre bey Weygand in Leipzig eine Schrift von 496 S. in 8. unter dem Titel: Von Ahndungen und Visionen, herausgekommen — welche mir aber bloß aus einer guten Recension bekannt sind.

**) Der XXXVI. Brief des ersten Theils.

sich gewogen, und mögen vermuthlich mit einander auf einem sehr vertrauten Fuß gelebt haben. Sobald nun Lottchen nach Berlin gieng, begab sich auch gedachter Tanzmeister Contang aus hiesiger Gegend nach Dreßden. Auch diese Stadt hat er unvermuthet verlassen, und Niemand weis von seinem jetzigen Aufenthalte Nachricht zu ertheilen. Alle vermuthen, daß der neue Bediente, den Du angenommen hast, der verstellte Contang sey.' Dies wird sehr wahrscheinlich, da der Tanzmeister eben zu der Zeit, da Du die Veränderung mit den Bedienten getroffen, Dreßden verlassen, und Muthchen Dir selbigen in Vorschlag gebracht und empfohlen. Untersuche dies ja, beste Schwester! Du könntest sonst leicht hintergangen werden; denn ich kenne Lottchens List, und Muthchens unerforschliche Verschlagenheit. Denk' an mich; Dein allzu gutes Zutrauen zu diesen beyden täuscht Dich. Der Himmel gebe, daß meine Muthmaßungen falsch seyn. Sie eilt gewiß ihrem Unglücke, unbekümmert um die Zukunft, entgegen; denn Leichtsinn und Bosheit sind in ihr vereint. Beyde werden nach und nach zu ihrer Reife kommen. Dies sagen alle, die Lottchen kennen, und ich schreibe Dirs, da Du sie noch nicht hinlänglich kennen kannst, und ihren Schmeicheleyen und gefälligen Wesen, das bloße Verstellung ist, schwerlich zu widerstehen im Stande seyn wirst. Sorge also, gute Schwester! vor das Heil dieser Seele. Ich kann wegen meines hohen Alters

nichts

nichts weiter vor sie thun, als sie mit meinem Gebete segnen, so, wie Dich ebenfalls segnet

Deine

treue Schwester,

von Pallag.

VI. Brief.

Herr Cornuarius an seinen Freund Lemma.

Mit größtem Vergnügen kann ich Ihnen nun melden, daß die Hanrey-Akademie in völligem Stande, und zu ihrer Vervollkommung gelangt sey. Ich kann nicht genugsam die Freygebigkeit des Publikums loben, das auf diese Anstalt große Summen verwendet. Habe ichs nicht gesagt, daß diese Anstalt weit eher, als das berühmte Philantropin, würde zu Stande kommen? O! die Weltbürger sehen gar wohl ein, was gute Anstalten sind, oder nicht. Das ist auch gar kein Wunder, daß die Akademie der Hanreye eher, als das Philantropin, seine Wirklichkeit erhalten; denn dieses hat bloß die Bildung der Kinder und Jugend zum Gegenstande. Das will eben nicht viel sagen, und ich kann es der Welt nicht verdenken, wenn sie zu solchen Kleinigkeiten ihr Geld anzulegen Bedenken trägt. — Die Hanrey-Akademie ist vor Bürger der Republik, und zu deren

Nutzen.

Nutzen. — Auch das Gebäude ist nun fertig, und ist schön eingeweihet worden. Es ist unvergleichlich, und sind an selbigem keine Kosten gespart worden. Es ist die Bewunderung aller. Ich will Ihnen nur kurz etwas von einigen Ueberschriften melden. Oben über der Haus-Thür steht:

Academia Cornuata *).

Unten darunter liegen fünf starke vergoldete Hörner, mit der Ueberschrift:

Sunt ornamenta mariti **).

Hierauf folgt folgendes:

Uxorem moecham qui nescit, vertice cornu
Unum habet; at duo, qui simulare potest.
Qui videt, et patitur, tria gestit; quatuor ille,
Qui ducit nitidos in sua tecta procos.
Qui non istorum se credit in ordine poni,
Credit et uxori, cornua quinque gerit ***).

In

*) Die Hanrey-Akademie.

**) Zierden der Männer.

***) Der hat nur bloß ein Horn, wer nicht die Hurerey
Des Weibes weis, und wer sie weis, hat ihrer zwey.
Wer schweiget, und sie weis, dem sollten drey gebühren,
Wer Buhler führt ins Haus, der wird gekrönt mit vieren.

Wer

In der That, mein Freund! es verlohnt sich der Mühe, daß Sie selbst ein Bewunderer dieses Gebäudes werden, und hieher kommen. Dies wünschet

Ihr

Freund.

Cornuarius.

VII. Brief.

Muthchen schreibt an Göttchen.

Letzthin war ich Dir in einer recht kroßen Verlägenhet, das ich mich balde nichd hedde aus dem Hanve finten kennen. Ställe Dir einmal den ferfluchden Strech vor, den die Frau von Pallag, die alde Schawracke, aufs neue wieder gespühlt hat. Sie kann kar nichd ruhen, sie muß immer den Deufel zum Braden hawen. Sie schrüb an meine Gnedge Frau, sie sollde ja der Lottchen recht auf dem Tache seyn, denn jederman sprege, der neue Bediende wehre der Danzmehster Contang, den die Frehlen sonst hedde sehrchen wohl leiden kennen.* Die Gnedge Frau zeichde mir kleich den Brief. Ich erschrack wohl? — Närrchen! hast Du sonst nichts,

* Wer, daß er in der Zunft nicht sey, meynt im Gehirn,
Und glaubt der Frau, der hat fünf Hörner auf der Stirn.

nichts, das müßde eine tumme Kammergumfer seyn, die noch erschrecken und rod wehrten wollde. Uiber die Narrensbossen bin ich hinaus. Mich princkt so leichte nichts aus der Kontenanckse. Ich laß den Prief, und lachde währent dem Läsen überlaud. „Ach, der guten Frau von Pallag ist eine „rächde derwe Nase aufgebunden worden. Das „muß ich doch wohl besser wissen, da er mein „Landsmann ist, und ich mit ihm aufgewachsen „bin. Ich will Ihnen auch noch heude ein Ad„destath von seinem vorigen Herrn herschaffen, „daß Sie sehen sollen, es ist alles erstuncken und „erlochen; denn es soll nur alles über Lottchen ge„hen, und alle Welt ist über sie. Sie können „mir glauben, Gnedge Frau, es ist wehß der „Himmel war, Herrmann ist ein ehrlicher Mensch, „und mein Landsmann.„

Nun, da ich geschwohren hatte, globte sie mir alles steif und fest, und hieß noch oben drein ihre Schwester eine dumme Gantz. Ich ließ och gleich ein falsches Addesthat machen, und kabs der Gnedgen Frau. „Was will denn nun, sagte sie, mei„ne Schwester, die Matztasche, ihr Prief ist ja mit „lauder Liegen angefillt. Sie mack mir nur wie„der kommen.„ Auch dieser Sturtz war glücklich überwunten; aber daß mechde ich doch wüssen, wie die alte Schabelle das erfahren hedde. Der Hencker hols, auf die Art muß man sich recht zusammen nehmen, denn sonst kennden wir alle ins Teufels Küche kommen. Mein Frehlen erschrack

gar rechd, da ichs ihr erzehlte; allein ich kap ihr och einen therwen Ferweis dieserwegen, denn pey so einem Lewen, das wihr zusammen vieren, mus man über so was nichd erschrecken, sonst wird kleich das kanze Konzebt verrickt. Und daß wehre doch mein Sehle nichts klehnes, wenn unsre Gesällschaft so uf ehnmahl zerstöhrt wehren sollde. Ich dencke aber nichd. Nuhn zumal, da die Gnedge Frau ihren Kuhseng in Hause hat, da schiert sie sich um die Frehlen nichts, denn sie ist auf den Kuseng, daß sie fipt. Wihr jungen Leidchen treiwen es werlich nicht so arck, da sie doch schon ein Paar Mal apgezahnt hat, und, wie ich dencken sollte, die Hörner abgelofen. Sie komt och jetzt nicht viel aus, sie steckt immer in Loche, wie ehne Hausuncke. Ihr Herr Kuseng kommt nicht aus ihrer Stuwe, sie sacht, er lese ihr immer vor, weil sie die Läkthüre lüpte. Meinetwegen mag die alde Pastede machen, was sie will, wenn sie uns nur ungeschoren läßt.

Nun was Neies. Kannst Du dänken, Herr von Trolla macht Lottchen die Kuhr. Sie hat schon rechde schehne Sachen, Kleder, Rünge und eine kar unvergleichliche und endsätzlich schöne Uhr geschenckt gekrügt. Er kommt balt alle Tage in die Stadt, um sie nuhr zu sehn. Gestern wahr er zum zwedenmale bey der Frehlen, allein wir missen alle duhn, als wüßde die Gnedge Frau darum nichts, ohnerachdet ihr Lottchen alles bruhsieden hehß erzählt hat. Es ist Dir kar ein närrscher

Kerl,

Kerl, und ein rechter frommer Ehnfalts-Binsel. Gestern, da er kahm, king ich ihm entgägen, da, stelle dirs für, küßde er mir die Hant — ich — hols der Hänker! nicht pfaul, und kurtz angebunten — ich krügte ihn beym Kopfe und schmatzte ihn derb ab. — Ist Sie mir gut, mein Kind, fragte er — J! sagte ich, wer wollte denn nicht — herzlich gut — ich hertzte ihn noch ehnmahl — er zog seine Behrse heraus, und gab mir einen Luithor. Ach — hersche, Mudchen, hat mich denn och ihre Fröhlen ein bißchen lieb? — Recht sehr, Gnädger Herr! ich weiß es gewiß. Hier öffnete ich ihm die Stub..thür, und dachte; Narre — komm bald wieder — ein Kuß und ein falsches freundliches Wort und Mine liegen mir nicht sehr am Herzen.

Vors erste, sagte er, gnädges Fräulein, danke ich Ihnen unterthänig, daß Sie gestern auf mein Zureden in der lieben Kirche gewesen.

Sie haben nicht Ursache, ohnerachtet ich es wirklich bloß Ihnen zu gefallen gethan habe.

O! meine Gnädge, davor bin ich Ihnen verbunden, und meine Erkenntlichkeit gegen Sie beweise ich durch dieses Buch, das ich Ihnen zu überreichen mir die Freyheit nehme.

Ey! ey! das ist ja unvergleichlich — ein L. von Diamanten darauf; o! um diese schönen Steine ist es ewig Schade, daß sie nicht zu was besserm bestimmt sind.

Um Vergebung, sie hätten nicht besser angewendet werden können; denn dies Buch ist die Bibel, und das L. zeigt Ihren Namen an.

O! da es die Bibel ist, so haben Sie recht; ich denke seit der gestrigen Prädigt auch anders.

Das erfreut mich unendlich; aber, gnädges Fräulein, lesen Sie doch auch, was ich Ihnen in das Buch geschrieben.

Sie ließt: Gedenke an deinen Schöpfer in der Jugend, ehe die bösen Tage kommen, und die Jahre herzütreten, da du wirst sagen: sie gefallen mir nicht. O! mein Herr von Trolla — welch ein schöner Spruch!

Dies Schöne werden Sie erst recht lebhaft empfinden, wenn Sie diesen Spruch zum Leitfaden Ihrer Handlungen machen werden.

Gewiß das soll geschehen. Unterdessen danke ich Ihnen vor dieses abermals unvergleichbare Präsent.

Danken Sie nicht! — Suchen Sie vielmehr, einen Geschmack an diesem Buche zu erlangen, daß Sie die glückliche Sprache jenes Rechtschaffenen im Munde führen können: Dein Wort ist meines Herzens Freud' und Trost — dann will ich mich glücklich schätzen.

Dies Vergnügen sollen Sie erleben. Ich verehre Sie als meinen Schutzengel, dessen Rechtschaffenheit mir den Weg zum Glück zu zeigen sich verbindet.

Sie

Sie haben Recht, meine Gnädige! das ist meine Absicht, Sie glücklich zu machen, da Sie bey Ihrer zeitherigen Denkungsart gewiß sich selbst den Weg zu Ihrem Unglück würden gebahnet haben.

Ach! — Herr von Trolla! ich betrübe mich selbst außerordentlich, wenn ich bedenke, daß ich noch wenig in meinem Leben (o! dürfte ich es doch nicht sagen!) mich mit Gott im Gebet unterhalten — sein Wort geschätzt, und meinen Wandel nach seinem Willen eingerichtet. Nun sehe ich es erst ein; aber noch Niemand hat so viele Gewalt über mein Herz gehabt, als Sie —

Dies alles, meine Gnädge! schreibe ich einer höhern Providenz zu, welche durch mich dies Gute in Ihnen gestiftet; denn, daß wir tüchtig sind, ist von Gott. — Daß Sie sich wegen Ihres vorigen Wandels betrüben, ist der erste Schritt zur Besserung. Machen Sie nur erst einige Versuche der wahren Frömmigkeit, gewiß, es wird Ihnen nicht gereuen; denn diese belohnt sich erst selbst, und wird noch überdies mit besondern Belohnungen von Gott gekrönt.

Gewiß, Ihre guten Lehren sollen nicht umsonst seyn: ich werde sie befolgen; aber, wenn mir nur Gott auch verzeiht, da ich ihn zu sehr und zu lange verachtet!

O! hier müssen Sie nicht zweifeln; denn Gott ist genädig und von großer Treue.

Gott! diese Thränen, die mir die Wehmuth erpreßt, sollen wider mich zeugen, wenn ich nicht den Vorsatz, fromm zu werden, in Erfüllung setze.

Dank sey es der Vorsicht. Das sind Thränen der Besserung. Aber fassen Sie sich nun auch. Der Himmel wird Sie zu Ausführung Ihres Entschlusses mit Kraft unterstützen, und Sie wieder beruhigen. Ich habe großes Mitleiden mit Ihnen, und Sie verdienen es auch gewiß mehr, als andre; denn durch den frühen Tod Ihrer Aeltern wurden Sie noch viel zu jung Sich selbst gelassen. Sie betraten den großen Schauplatz der Welt ohne richtige Vorbereitung, welches gemeiniglich der Fehler Ihres Geschlechts ist. Sie kamen nach Dresden, und von dar nach Berlin: und an beyden Orten waren Sie viel zu schwach, wider den Strom böser Gewohnheiten zu schwimmen. Sie wurden hingerissen. Ihr Herz ward verdorben. Ach — meine Gnädge! die Wehmuth erpreßt mir Thränen — ich fühle warmes Mitleiden — und Gott sollte sein Herz vor Ihnen verschlüßen, und nicht verzeihen? Nein, da wäre Gott nicht Gott!

Ach! lieber Herr von Trolla! ists doch, als könnten Sie mir in mein Herz sehen. Leider! leider! Dresden und Berlin haben mein Herz entstellt. Doch, der große Gedanke: Gott ist

gnädig

gnädig — richtet mein in Thränen schwimmendes Herz wieder auf.

Danken Sie dafür Gott, der Sie aus dem zeitherigen Schlafe Ihres Gewissens erweckt; bringen Sie ihm vor seine Langmuth die Opfer dar, und der Gedanke: wie, wenn du in deinem Sündendienste — eine Beute des Todes geworden wärest? — sey für Sie ein kräftiges Verwahrungsmittel wider den Rückfall zur Welt.

Gewiß, auf meinen Knien will ich Gott meine Dank- und Lobopfer darbringen. — Aber es wird mir gewiß recht schwer werden, fromm zu leben!

Sie haben recht, daß Sie Schwierigkeiten befürchten; allein, meine Gnädge! das ist das Schicksal aller unserer Unternehmungen. Ehe wir bey unsern Handlungen eine Fertigkeit erhalten, werden sie uns schwer; wir scheuen aber keine Schwierigkeiten dem ohngeachtet hierbey. Sollten wir uns wohl das zufällig Beschwerliche bey der Frömmigkeit abschrecken lassen? — Und, Gott unterstützt uns auch mit seiner Kraft, die alle Hindernisse bey der Frömmigkeit besiegt. Ueberdies, ist denn nicht der schwarze Dienst der Sünde in unzählige Schwierigkeiten verwickelt?

Ich will also bey meiner Frömmigkeit zuversichtlich Kraft und Beystand von Gott erwarten.

Sie werden sich auch gewiß nie in Ihrem Erwarten hintergehen. — Nun — meine Gnädge — nur noch wenige Worte unter uns. Muthchen, gehe Sie doch ein wenig hinaus!

Hier entfernte ich mich. Das hätte ich doch in meinem Leben nicht getachd, das der ehnfeldge Mänsch im Stande wehre, meine Frehlen so blätzlich bekehren zu kennen. Das ist ein verfluchder Strech, wenn sie nun etwa fromm bleibt, wie sie unter Thränen versbrochen hat. Ach das wolle der liebe Himmel nicht. — Was Henker — mein Brief ist fertig, und Herr von Trolla ist noch immer bey Lottchen! Göttchen! ich werde närrsch, wenn die Frehlen die Fromme zu machen anfängt, dann fällt alle unsre Frede in Brunnen. Doch ich will suchen, mit Händen und Füßen darwider zu streiten. Künftig ein mehreres. Lebe wohl.

VIII. Brief.

Die Frau von Baar an ihre Mutter, die Frau von Braune.

Stellen Sie sich vor, meine gnädge Mutter! das traurige Schicksal, das mir in meinem Hause begegnet ist! Daß ich an dem Bruder der Amantchen auch einen Pflegesohn erhielt, darüber war ich unendlich vergnügt; theils, weil ich neue Gelegenheit hatte, einen Armen glücklich zu machen; theils auch, da nun die Einwendungen,

die mein Herz wider die Heyrath Amantchens mit dem Herrn von Wallis machte, völlig verschwunden. — Diese Freude, beste Mutter, hat die Züge alles irrdischen Vergnügens — ich meyne der Unbeständigkeit, gehabt. Der Mensch hat zwey Perioden seines Lebens, des Glücks und des Unglücks. Oft begleiten die Tage der Freude unsere Jugend, und das Alter hat das Unglück zu schwarzen Gefährten; oft mischen sich in die jugendliche Freuden Tage des Trauerns, und Tage der Wonne heitern unser Alter auf. Vielleicht, liebe Mutter! fängt nun bey mir der traurige Periode an. Hat die Vorsicht denn mein Leben so getheilt; so wünsche ich mir Gedult: denn, das Unglück nicht gedultig ertragen zu können, ist das größte Uebel selbst (*). Ich bin zeithero mancherley widrigen Schicksalen ausgesetzt gewesen, und durch mancherley Leiden erinnert worden, daß auch mein Leben allen Pfeilen des Unglücks ausgesetzt sey (**). Ich will Sie jetzt damit nicht beschweren; denn die Erzählung meiner Leiden würde Sie nur betrüben. Aber — Herr Frommann — o! der hat sich schlecht verhalten. Er ist vorige Woche davon gegangen, und hat meinem Manne 20000 Thaler

(*) Magnum certe malum est, malum non posse ferre. Bion. ap. Laërt. l. 4.

(**) Homines nos esse meminerimus, ea lege natos, ut omnibus fortunae telis proposita sit vita nostra. Cic. l. 5. Ep. 16.

entwendet. Ich habe ihn zwar mit Steckbriefen verfolgen lassen, allein, leider! vergeblich. Ich habe den Menschen wie mein eignes Kind gehalten. Mein Mann hatte sich alle mögliche Mühe gegeben, ihn zum Regierungssekretär zu machen. Der Herzog hatte auch schon sein Wort gegeben. Unser Vermögen hatten wir im Testamente unter ihn und Amantchen vertheilt. Dies wußte er, und doch begehet er einen so schlechten Streich. Wie ists doch möglich, daß man sich in seinen Urtheilen über den Charakter eines Menschen so sehr irren kann! Wie groß muß die Verstellung gewesen seyn, mit welcher er mich auf eine feine Art hintergangen hat! Wie wenig kenne ich also noch das menschliche Herz! Ich betrübe mich, liebe Mutter, nicht über den Verlust des Geldes: nein! das macht uns noch nicht arm; aber das kränkt mich, daß ich mit meinen übel angewendeten Wohlthaten, so zu reden, Uebelthaten begangen (*). Die meiste Kränkung aber verursacht mir Amantchen; denn diese ist, wie leicht zu vermuthen, ganz Traurigkeit und Thränen. Ich bin dahero, wegen ihrer Gesundheit, welche dadurch nothwendig leiden muß, sehr besorgt. Hier hilft kein Bitten, kein Zureden und Vorstellung. Der Verlust ihres Bruders erneuert das traurige Andenken ihres Vaters — und so schwimmt ihr Herz in Thränen. Sie ißt und trinkt wenig oder gar nichts — ihre

Harfe,

(*) Benefacta male locata male facta arbitror. Cic.

Harfe, und alle sonstige Freuden sind ihr verhaßt, so, daß ich die Wahrheit der Schrift: Wann das Herz traurig ist, so sind alle äußerliche Freuden umsonst — völlig einsehe. — Die Nächte bringt sie mit Wehklagen und Seufzern schlaflos zu, und sitzt am Tage in melancholischem Tiefsinne auf ihrem Stuhle. Ich entferne mich nicht von ihr; und wie viele Gewalt muß ich mir nicht anthun, nicht mit ihren Seufzern die meinigen zu vereinigen! Ich rede sie oft an:

Meine Tochter, beruhige dich!

Ach! gute Mutter — ich kann nicht — ach mein lieber Bruder — ach den sehe ich schon unglücklich — schon am Galgen.

O! liebes Amantchen — noch nicht unglücklich — er kann wiederkommen, er kann sich bessern.

Nein! nein! liebe Mutter! mein Herz sagt mir das Gegentheil. — Bin ich denn zum Leiden gebohren? Wars nicht genug, daß ich die Schande meines Vaters standhaft ertrug — muß mich auch noch mein Bruder mit seiner Boßheit schänden? — Ach! liebe Mutter — gewiß unter dieser Last werde ich verschmachten. — Ach! Erlöser der Welt! — du weißt es, wie einer schmachtenden Seele zu Muthe ist; verlaß mich nicht!

Allerliebstes Amantchen! ich bitte dich um Gottes Willen: laß doch den Gedanken der Schande fahren! Was kannst du vor deinen Vater und

Bruder? Du verdienst Mitleiden, aber keine Schande. Freylich muß dich dieses neue Schicksal aufs neue kränken: aber Gott wird auch schon dein Herz wieder beruhigen. —

Ja! gute Mutter! das hoffe ich: bald werde ich zur Ruhe kommen; denn ich sehe schon mein Grab; da — da — will ich sanft ruhen. Ach — gute — liebe Mutter — Sie weinen?

Ja! beste Tochter! ich kann mich der Thränen nicht mehr enthalten; du sprichst vom Sterben, und ich sehe vorher, daß du durch deine allzubangen Vorstellungen dir selbst dein Grab bereitest. Uebergieb deinen Bruder Gott — Ich dächte, du suchtest, dich zu zerstreuen. Willst du nicht auf der Harfe spielen und singen?

Nein, liebe Mutter! so gern ich auch wollte. Sehn Sie — diese zitternde Hände.

Denke, liebe Tochter, an den 3ten Junius, da du auch so krank warest, und dir dein Sterben vermuthetest (*). Gott half wieder, er schenkte dir das Leben aufs neue. Dieser Gott lebt noch jetzt.

Ja! liebe Mutter! dazumal wars bloße Krankheit des Leibes. Jetzt aber ist es Krankheit der Seele, welche heftiger nagt (**).

Der

(*) Des ersten Theils XX. Brief.

(**) Perniciores sunt animi morbi, quam corporis. Cic. l. 3. d. fin.

Der Gott, der bey den Krankheiten des Körpers mächtig seyn kann — der kann auch nicht weniger seine Kraft bey den Krankheiten der Seele beweisen.

Aber — wenn ich sterben sollte? —

Höre davon auf, meine Tochter! ich erbitte von Gott dein Leben. Er wird mich gewiß erhören!

Urtheilen Sie nun selbst, gnädge Mutter, ob mein jetziges Schicksal nicht höchst beklagenswerth sey? — Der Himmel verleihe mir Gedult, und helfe meiner lieben Pflegetochter diese Stunden der Anfechtung glücklich überstehen! Darum flehe ich zu Gott unaufhörlich. O! stellen Sie sich vor, wenn Amantchen sterben sollte? Würde ich dann wohl stark genug seyn, mich in diese so schwere Führung des Himmels gedultig zu ergeben? Doch ich will nicht vor der Zeit sorgen. Ich bin 2c.

IX. Brief.

Herr von Lachen an Herrn Gutwein.

Frisch gewagt ist es nun. Ich habe nun die Fräulein Stirnband am Halse, wie das kalte Fieber. Sie heißt nun Frau Oberforstmeistern, und denkt, daß der große Hund ihr Pathe sey. Dergleichen närrische Heyrath ist wohl auf diesem Erdboden noch nicht geschlossen worden; denn ich kann sie vor meine Sünde nicht leiden. Aber —

das Mensch hat, hols der Teufel, vieles Geld; denn nach dem ersten Hochzeittage gab sie mir gleich zu Bezahlung meiner Schulden 30000 Thaler, und sagte, daß sie von mir nicht einen Heller verlange, weil sie noch so viel auf Zinsen außen stehen habe. Das war ein Freudgen vor mich. Ich überwand mich, und küßte sie unterm feurigsten Danke nach Noten. Sie muß bey dem Prinzen eine gute Wirthin gemacht haben; denn 60000 Thaler sind doch wirklich keine Narrenspossen. — Doch was schiert mich das? — habe ich doch nun wieder Geld; denn das Messer stand mir vorhero recht an der Kehle. Hiervon will ich zehen tausend Thaler vor mich behalten, und mit dem Uebrigen Schulden bezahlen. Der größte Spaß bey der Sache ist der, daß ich meine englische Frau überredet, in Dresden zu bleiben, weil ich glaubte, das Landleben würde ihrer mir schätzbaren Gesundheit nicht zuträglich seyn. Ueberhaupt gehört das mit zum jetzgen großen Fuß. Das heißt, nach Pariser Mode leben. Schade was vor die Mode! — hätte ich nur eine Frau, die ich leiden und lieben könnte — ich machte mir aus dieser Mode nichts; denn, wovor nehme ich denn eine Frau? Ich kann mich ordentlicher Weise über die Dummheit der Deutschen ärgern, die, wie die Affen, den Pariser Haasenfüßen alles nachmachen. — Doch, nun muß ich Ihnen auch etwas von meinem lieben angenehmen Weibe schreiben. Vor ihrer Tollette ist es, alle Morgen, wie eine Trödelbude. Zuerst

kam

kam der Hausdoktor, und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

Sind Sie recht wohl, gnädge Frau?

Nicht recht, ich habe nicht gut geschlafen.

Erlauben Sie mir doch Ihren Puls. Er schlägt etwas feuriger, als sonst. Es fehlt ihnen doch sonst nichts, außer der Schlaf?

Nein, Gott sey Dank! — ich kann auch eigentlich nicht einmal sagen, daß ich nicht gut geschlafen hätte; sondern ich muthmaße es nur, weil ich nicht recht aufgeräumt bin.

Hier wird Ihnen das neuerfundene Imaginationspulver gute Dienste thun. Belieben Sie es nur auf Zwieback zu streuen, und zu speisen. Ich hoffe, Sie werden gleich dessen Kraft empfinden (*).

Sie haben Recht! ich empfinde es schon. Noch eins, Herr Doktor! wenn ich etwa ein wenig mehr, als sonst, gegessen habe, so kriege ich allezeit ein starkes Reißen in der linken kleinen Fußzehe.

Das ist, meine gnädge Frau, eine sehr natürliche Folge; per compressionem stomachi comprimitur etiam digitus pedis.

Was heißt denn das deutsch?

Ich

(*) Medicus dicit saepe, se scire remedium, quod nescit. — Quint. Decl. 8.

Ich bitte um Vergebung. Diese Sprache ist uns Medicinern einmal so geläufig. Es heißt so viel: Wenn der Magen sehr gedruckt wird, so entstehet davon in der Fußzehe ebenfalls ein unangenehmes Drucken und Reißen.

Das läßt sich hören, Herr Doktor! Wissen Sie denn aber kein gutes Mittel davor?

O ja! ebenfalls wieder eine ganz neue Pariser Cur, vermittelst einer Salbe, die man Emplastrum mentis nennt. Hier haben Sie selbige: damit belieben Sie nur Abends beym Schlafengehen den Hirnschädel zu bestreichen.

O! Herr Doktor! Sie wären wohl so gütig, und nähmen diese Bemühung selbst über sich? Ich weiß doch die Proceduren nicht so recht. Diesen Abend um zwölf Uhr erwarte ich Sie!

Ich stehe zu Befehl!

Ach! Herr Doktor! bald hätte ichs vergessen. Sehn Sie einmal an mein armes kleines Hündchen. Komm! mein liebes Thalichen (sie küßte ihm die Schnautze und Pfoten) das wird gar entsetzlich von Flöhen inkommodirt. Er ist auch heute gar nicht so, wie sonst, disponirt. Das arme Thalichen dauert mich gar sehr, es hat ein gar so gutes Herz, und gewiß vielen Verstand. Man sieht es ihm auch gleich an.

Um Vergebung, meine gnädge Frau! ist denn das liebe Hündchen eine Mademoiselle oder Monsieur?

Eine Mamsell!

Dies liebe Mamsellchen will ich bald, gar bald, kuriren. Erlauben Sie mir, selbige mit nach Hause zu nehmen, ich will sie baden.

Ach behüte und bewahre Gott, Herr Doktor! das arme Mamsellchen könnte ihr liebes Mägelchen erkälten. Nein! das geschieht nicht!

Gut! so will ich sie mit einem kleinen in warmes Wasser getunkten Schwämmchen abwaschen.

Nein! nein! Herr Doktor — das Wasser könnte dem armen Dingelchen nicht gut bekommen.

Nun, noch eins. Ist es Ihnen gefällig, so will ich Mamsell Thalichen durch Sympathie kuriren?

Das ist schöne!

Erlauben Sie mir Feder — Dinte, und ein wenig Pappier. Es muß aber sehr feines Pappier, rothe Dinte, und eine neue Feder seyn.

Hier ist alles. Ach! ich springe Decken hoch, wenn dies meinem armen Thalichen hilft!

Dies Pappier, darauf Sie lesen:

> Ni te nocturni pulices pecudesque fatigent,
> Hunc exorcismum, candide lector; habe:
> Manstula, Correbo, Budiposma, Tarantula, Calpe,
> Thymmula, Dinari, Golba, Cadura, Trepon.

binden Sie unter das liebe Hälschen der Mamsell Thalichen. Gesetzt, es schafte noch keinen Nutzen, so ist es nöthig, daß Sie sich mit Ihrem Blute unterschreiben.

Wenn

Wenn Sie denken, so will ich es lieber gleich thun. Es kommt mir nicht darauf an, mich, um dem lieben Thälichen zu helfen, einmal in Finger zu schneiden.

Nein, gnädge Frau! vorjetzo wollen wir es erst auf diese Art versuchen. Vielleicht hilft es. Ich wollte Ihnen nicht gerne Schmerzen verursachen.

Ach! das schadet nichts. Da achte ich keine Schmerzen.

Hier gieng der Tausend Elementer endlich fort. Sollte man nicht da die Schwindsucht kriegen, wenn man die Ziererey alle Tage mit anhören müßte? Jede Dame in großen Städten muß also, um die Mode mitzumachen, krank seyn; denn sonst wüßte sie nicht zu leben. Aber — hol mich der Teufel! solche Doktors sollte man alle zum Schinder jagen: denn die machen ja die Weiber mit ihren Windbeuteleyen und Quacksalbereyen noch verwirrter, als sie ohnedem sind. Sie bringen die Weiber ums Geld, das am Ende doch die Männer hergeben müssen, und machen durch ihre Medicin lauter Weiber, die, wie die Hühner, den Pips haben. Die infamen Kerls, sie können sich auch auf eine recht kriechende Art bey dem schönen Geschlechte einschustern, daß sie an ihnen wie Kletten hängen. Und wenn sie ihnen oft gleich die schlechtesten Mittel empfehlen, so müssen sie ihnen doch fremde Namen geben, damit sie sich Beyfall erjagen.

Und, wie unsinnig ist das nicht, der Dockter empfiehlt eine Salbe, den Hirnschädel damit einzuschmieren, als ein Mittel wider das Reißen in der Fußzehe — und wie niedrig, er will auf den Abend um 12 Uhr wieder kommen, und diese Operation selbst verrichten? — Warte! — komm nur — der Teufel und meine Hetzpeitsche sollen dir den Rücken einschmieren? — Und der Racker läßt sich auch noch darzu zum Hunde-Docktor gebrauchen, und will die Flöhe durch Sympathie kuriren? Warte nur, Flöhdocktor — ich will dir die deinigen alle durch ein sympathetisches Peitschenmittel todtschlagen! — Eine solche thörichte Gans habe ich nun zur Frau. Sollte ich die wohl lieben können? Die Liebe, die sie zu ihrem verfluchten Hunde hat, ist rasend. Die Bestie muß mit von ihrem Teller fressen, sie wartet und pflegt ihn besser, als einen Menschen, und das, woran sich oft ein armer Kranker noch erquicken würde, das frißt ihr Hund. Da Mann zu seyn, dies zu leiden, ohne etwas zu sagen, das nenne ich Pferde-Geduld, — Mit dem Docktor will ich den Anfang machen. Den will ich recht auswamsen. Damit will ich der Katze die Schelle anhängen; denn die Kerls, nebst den infamen Advokaten, kann ich ein vor allemal nicht leiden. Ich werfe sie nicht alle in eine Brühe, nein, das sey ferne, es giebt auch rechtschaffene unter ihnen. —

Weiter im Text, da nun der Doktor seine Dimißion erhalten, kam der Chirurgus — Was zum Henker! dachte ich — was der?

Er mußte ihr erst ihre Zähne abputzen, dann die Nägel an Händen und Füßen, nebst denen Hühneraugen an selbigen abschneiden, und die Warze am Kinn mit Feigen-Milch bestreichen. Nun dachte ich, würde er sie auch raßiren wollen; aber das unterblieb, er schor sich seiner Wege. Hierauf kam der Schneider und Friseur, und so war sie doch, Gott sey Dank, um ein Uhr fertig mit dem Anzuge. Das wäre eine rechte Frau aufs Land, die könnte dem Manne die Dreyer zu Groschen machen. Ueberhaupt ziert sie sich, wie eine Närrinn. Auch davon will ich Ihnen nur einige Beweise geben. Ihre Scheeren, mit welchen sie schneidet, sind alle mit rothem Taffent, unter welchen Baumwolle liegt, überzogen. Ich fragte sie letzthin um die Ursache. Die Scheeren, antwortete sie, sind ohne diesen Ueberzug so hart, daß ich nicht im Stande bin, sie anzugreifen, ohne meinen Fingern Schaden zu thun — Ach du überzogene Närrinn! — Sie führt beständig ein kleines Küßchen bey sich, dies legt sie, wenn sie die Thür aufmachen will, allezeit unter ihre Hand, damit sie sich nicht beschmutze, oder durch einen so harten Angriff ihre weichen Hände verhärte; auch in diesem Punkte wäre sie excellent aufs Land, da gar oft die gnädgen Frauen die harten und befleckten Kühstalls-Thüren zu öffnen sich nicht scheuen,

und

und doch bleiben, wer sie sind. — Sie hat eine besondere Masque nocturne, die mit weißen Taffent gefüttert ist. Alle Abend wird ihr selbige vors Gesicht gebunden, und die darzu besonders verfertigte Nachthaube heißt: Cornette de Masque. Auch hierzu wird ein besonderer Mensch gehalten, welcher den Titel Masquenieur führt. Dieser muß alle Abend erscheinen, und seine Masquen-Dienste treulich verrichten. Die Absicht dieses nächtlichen neumodischen Staats soll diese seyn, damit nicht etwa eine unverschämte Spinne oder freche Fliege, oder kühner Floh die schöne Dame erschrecke, oder ihr Gesicht beschmutze. — Dies gefällt mir am besten, so, daß ich sie noch überreden werde, es sey gut, wenn sie sich auf diese Art ganz und gar bemaskire. Das wäre ein excellentes Mittel wider den Frohndienst. — Zu ihren Bedienungen gehört auch noch der Assassinieur. Dieser muß alle Tage gleich nach 12 Uhr kommen, und sie mit Schminkpflästerchen, oder Assassins, die sie in einem silbernen Kästchen, als Abgötter, heilig verwahrt hat, ausschmücken. — Das nenne ich doch, hol mich der Teufel! eine rechte Mode-Närrinn. Die ist gleich, wie Sie wissen, recht nach meinem Geschmack — Und ihre Alefansereyen und Narrenspossen habe ich Ihnen noch lange nicht alle erzählt. Ich bin müde davon. Hier will ich unterdessen die Feder niederlegen, bis der Doktor wird da gewesen seyn, daß ich Ihnen doch auch melde, wie dieser Spaß ab-

gelaufen. — Die Hetzpeitsche liegt in guter Bereitschaft.

Es ist alles glücklich von Statten gegangen. Um 12 Uhr kam der geputzte süße Herr in die Stube getreten. Meine allerliebste Frau hatte sich, weil ich sie darum gebeten, schon zu Bette gelegt; denn der Masquenieur war schon da gewesen.

Wo sind, sagte er, die Frau Gemahlinn?

Sie war nicht wohl, und legte sich zu Bette; was bringen Sie denn noch so spät?

Die gnädge Frau haben befohlen, daß ich ihr sollte den neuen Balsam in das Cranium reiben.

Wovor denn das?

Weil sie so sehr über Reißen in der Fußzehe klagt.

Und das hilft davor?

O ja! dieses Emplastrum mentis ist ein Remedium universale.

Das ist doch zu bewundern, daß es von dem Cranio in die Füße wirkt.

Ja! Ihro Gnaden, dieserwegen heißt auch diese Salbe die Wunder-Salbe.

Hilft sie denn auch vor Rücken-Schmerzen?

Allerdings, gnädger Herr Oberforstmeister. Ich selbst habe jetzo dergleichen, und will, so bald ich nach Hause komme, mein Cranium damit einschmieren.

Ich weis, Herr Doktor, davor ein besseres Mittel, das mir noch mein seliger Vater gelernt.

lernt, welcher seine Bedienten oft damit kurirt.
Wollten denn Jhro Gnaden wohl so gnädig seyn, und mir dieses Mittel lernen?
O ja! recht gerne. — Hier diese Peitsche.
Ach! Jhro Gnaden spaßen?
J! du verfluchter tausend Sakramenter? — Du Betrüger! — Du Windbeutel! — Du willst auch mich betrügen. — Hier kriegte ich ihn beym Schlavetchen, die schöne Perücke fiel vom Kopf — Plitsch! — Platsch!
Auwe! Jhro Gnaden — mein Rücken! —
Racker! das hilft vor Rücken-Schmerzen! Plitsch! — Platsch!
Ach ich muß sterben!
Jmmerhin — Plitsch — Platsch — Du hast Leute genug mit deinen Quacksalbereyen umgebracht. Plitsch! — Platsch! Solche Betrüger giebt es noch genug — Plitsch! — Platsch! —
Auwe? schonen Sie mich doch — ich bin ja ein alter Pracktikus und Docktor!
Schade was vor deinen Docktor — Plitsch — Platsch! — ein Hunde-Dockter magst du seyn — Plitsch! — Platsch!

Hier machte ich die Thüre auf, und schmiß ihn hinaus. Meine Frau (ich wollte, daß sie mich gedauert hätte) war bald im Bette verzwazelt. Sie mußte gleich ein niederschlagendes Pulver ein-

 nehmen.

nehmen. Der Racker wird gewiß an seinen Wunder-Balsam denken. Er kann ihn nun gut brauchen, um seinen Rücken damit einzuschmieren. So sollte man es mit mehrern von der Art machen. Ich bin gut davor, es würden weniger Leute in der Welt so zeitig sterben. Denn die mehresten von den infamen Kerls haben gar kein Gewissen, und kuriren drauf los, es mag gerathen, oder verderben, wenn sie nur Geld verdienen. — In die Peruque habe ich meiner Frauen angenehmes Hündchen gewickelt, daß die sympathetische Cur vollkommen wird.

So stehen meine Commercien! Morgen gehe ich wieder von hier ab. Sie können leicht denken, mit was für Wehmuth des Herzens, daß ich meine liebe Frau verlassen muß. — Noch etwas — beym Henker! das ist das beste. In der Ehestiftung, die auch konfirmiret ist, hat mir meine gute herzallerliebste Frau ihr ganzes Vermögen vermacht. Davor wünsche ich ihr auch die ewige Ruhe. Der Himmel gebe, daß dieser mein aufrichtiger und herzlicher Wunsch bald eintreffe. Leben Sie recht wohl, und besuchen mich bald auf meinem Gute.

X. Brief.

Herr von Trolla an Herrn Branck —

Sie haben Sich sehr geirrt, daß Sie mir die Hoffnung, Lottchen zu bessern, abgeschlagen.

gen. Ich bin der Glückliche, welchen die Vorsicht zum Werkzeug hierzu gewählt hat. Zweymal bin ich nun bey ihr gewesen, und habe sie allezeit mit geistlichen Diskursen unterhalten. Das erstemal sprach sie noch, als ein Kind der Welt, doch richtete ich so viel aus, daß sie versprach, das Gottes-Haus zu besuchen. Dies hat sie auch gethan. — Das zweytemal kam sie zur völligen Bereuung ihrer Sünden, und vergoß viele Bußthränen, so, daß ich genug zu thun hatte, um nur ihr niedergeschlagenes Herz wieder aufzurichten. Dem Himmel sey Dank, daß ich wieder eine Seele vom Tode gerettet! Ich habe sie mit einer Bibel beschenkt. Sie freuete sich darüber, und versprach, das Wort des Herrn hoch zu achten. Wenn nur der Mensch erst anfähet, Hochachtung und Ehrfurcht vor der Bibel zu haben, dann bin ich schon froh. Lottchen hat selbst gestanden, daß sie, nachdem sie wäre das erstemal zur Communion gegangen, nie eine Bibel zu sehen bekommen. Daß Gott erbarm! Dies ist das Schicksal der mehresten Mädchen in vornehmen Städten. Kaum ist das liebe Fröhlchen, oder Mamsellchen, oder Jüngferchen dreyzehn Jahr alt; so spricht das liebe Mütterchen schon mit dem Töchterchen von Heyrathen, von künftigen Anstalten, von glücklichen Eroberungen. Den natürlichen Hang, zu gefallen, vergrößern sie durch Kunst. Dies kömmt der lieben Tochter nicht sauer an. Sie lernt sich bald darein schicken. Dies ist Anfangs ein bloßes

kindisches Spielwerk, endlich geht es zum reellen. — Auch das hat mir Lottchen bekannt. Ihre erste Mamsell habe ihr immer vieles von der Kunst, zu gefallen, vorgesagt, wie man sich gegen das andere Geschlecht zu verhalten, um zu urtheilen, ob sie uns wahrhaftig lieben. Dies habe sie sich gemerkt. Dazumal wäre sie erst dreyzehn Jahre alt gewesen, Niemand hätte sich noch recht mit ihr etwas zu schaffen gemacht. Ihren ersten Versuch hätte sie bey dem Kammerdiener ihres Vaters gemacht, der wäre, ohnerachtet er schon 42 Jahr alt gewesen, in sie verliebt geworden. Dies hätte ihr gefallen. So wäre sie nach und nach bis zur Vollkommenheit hierinne gekommen. In der That, so machen es die mehresten Mädchen. Sie wollen sehen, ob unser Geschlecht an Ihnen etwas antrifft, das gefällt. Daher machen sie diese und jene Versuche, und zwar sehr zeitig. Weil es nun bey den Mannspersonen zur Mode geworden, dem schönen Geschlechte falsche Komplimente, auch wenn es nur noch kleine Purpen sind, zu machen, und diese armen Dingerchen noch nicht viel Einsicht und Ueberlegung haben, so werden sie hintergangen, und ihre Eigenliebe erhält noch sehr früh Nahrung. Nun schmeicheln sie sich auch, Werbungen und Bezauberungen machen zu können. Oft ist es noch nicht Trieb der Natur, sondern nach den zwölften Jahre bis in das vierzehende, gehet bey den Mädchen ein ganz besonderer Periode an. Die Jahre der Kindheit und die große

Welt

Welt kommen in dieser Epocke in Collision. Sie wollen schon nicht mehr Kinder seyn, und vor die große Welt sind sie noch zu jung. Doch wollen sie den Schein haben, als gehörten sie zur großen Welt. Daher sind sie voller Freuden, wenn ihnen eine erwachsene Mannsperson, könnte sie auch ihr Vater seyn, ein schmeichelndes Kompliment macht. Hier lernen sie, wie die Soldaten, exerciren. Die Blicke — die Minen — der Gang — der Anstand, der, nach gegebener Versicherung, einer Mannsperson angenehm gewesen — drückt sich tief in ihre Seelen. Nun muß der Spiegel her, dieser vertritt die Stelle des Officiers, der ihnen zuruft: Rechts um kehrt euch! — die Schultern hinaus! — den Leib eingezogen! — die Beine auswärts! — den Kopf gerade! — den Zug mit dem Munde! — jenen Blick mit den Augen! noch einmal! — bravo! bravo! — Dies wird, oft wiederholt, Gewohnheit und andere Natur. — Daher kommen meistentheils jene ausgearteten, und mit Coquetten-Zügen gezierte Gesichter, die in der zarten Kindheit mit Unschuld prangten. Dies ist im zwölften und dreyzehenden Jahre noch Kinderey, im funfzehenden aber völlige Coquetterie. Hier sollten die Mamsells und Gouvernantinnen mehrere Klugheit gebrauchen, als sie gemeiniglich anwenden. Erstlich ist das ein gar großer Fehler, wenn Aeltern vor ihre Töchter alte Mamsells wählen; denn diese können sich nicht leicht durch lustigen und ange-

nehmen Zeitvertreib das Zutrauen ihrer Eleven erwerben. Zweytens sind sie über die Narrenspossen der Liebe hinaus, haben ihre Liebes-Begebenheiten vergessen, und halten oft, aus heiliger Einfalt, ein dreyzehn- oder vierzehnjähriges Mädchen vor völlig ungeschickt zu lieben, und geliebt zu werden, und endlich kann ein pfiffiges Mädchen eine bejahrte Mamsell mit leichter Mühe hintergehen. Eben dies ist auch das Schicksal der Lottchen gewesen, die ihre zweyte alte Mamsell, die bey jeder Kleinigkeit gebrummt, glücklich betrogen. Allein, nun ist sie durch Gottes Hülfe auf andere Gedanken gekommen. Sie hat ihr voriges schlecht zugebrachtes Leben unendlich bereuet, und mir ist Angst, daß sie dadurch ihrer Gesundheit schade. Ich werde sie daher bald wieder besuchen, und trösten müssen. Daß ich es so geschwinde bey ihr so weit bringen würde, habe ich nie geglaubt. Vielleicht ist das die Ursache, daß ich durch einige gemachte Präsente mir ihr Zutrauen erworben; denn wenn man nur erst dieses versichert ist, so hat man schon halb gewonnen. Daß ihr gutes Betragen eine Folge der Verstellung seyn könnte, kann ich mir doch nicht überreden. Das wäre zu viel behauptet, wenn man annähme, ein junges Frauenzimmer könnte es in der Verstellungskunst so weit treiben. Nein — das kann ich ohnmöglich glauben. Das Herz sprach sicher, und ihre Thränen waren Folgen der Reue. O lieber Freund — was ist doch das vor ein unaussprechliches Ver-

gnügen, wenn uns unser Herz das Zeugniß giebt, wir haben eine Seele vom Verderben errettet! Darüber läßt sich kein größeres Vergnügen denken. Und — gewiß Lottchen war schon dem Verderben nahe. Es konnte auch nicht anders seyn; denn ein sich selbst gelassenes Mädchen in Berlin — o wie schwer ist es vor diese, der Religion und Tugend sich zu widmen? — Sie stehet unter der Aufsicht ihrer Tante. — Daß Gott erbarm! — die bekümmert sich gar nicht um sie, und führt selbst ein äußerst schlechtes Leben — Und ihre liederliche Kammerjungfer — Hier war gleich das gottlose Kleeblatt vollkommen. — Doch es ist nun gut, daß Lottchen den Stricken des Satans entgangen. Nun will ich sie auch glücklich machen, da sie nicht vieles Vermögen hat. Den Antrag, in Absicht der Heyrath, habe ich schon an sie gethan. Sie scheinet mir nicht ungeneigt zu seyn; allein ihren Entschluß hat sie mir noch nicht gesagt. Das ist ihr auch nicht übel zu nehmen, denn eine so wichtige Sache erfordert Ueberlegung. Ich glaube aber gewiß, daß ich meine Absicht erreichen werde, und dann ist das Glück meines Lebens vollkommen. Ich gesteh es offenherzig, nie habe ich geglaubt, daß mich ein Frauenzimmer zu fesseln im Stande seyn würde. Dies war nur Fräulein Lottchen möglich; denn die hat mein ganzes Herz. Schlägt sie aber mir, welches ich nicht hoffe, das ihrige ab, so bin ich unglücklich. Ach! mein Freund!

ich bestrafe mich selbst oft wegen dieses Gedankens; allein ich habe nicht so viele Gewalt über mein Herz. Wie kommt doch das? in meinen jugendlichen Jahren reizte mich kein Mädchen; und jetzt erst, da ich schon ziemlich bejahrt bin, in einem Alter, wo man sonst gewöhnlich der Liebe entsagt, fange ich an, verliebt zu werden? Dies ist mir unbegreiflich. Ja wohl — Alter hilft vor Thorheit nicht. Ich fühle die Wahrheit dieses alten Sprüchworts sehr lebhaft. Ich denke oft: Lottchen ist für dich zu jung — sie könnte längst deine Tochter seyn — Sie ist von lustigem und aufgewecktem Geiste — du bist schon mürrisch. Lottchen kann dich, als Gatten, nicht lieben, du hast die jugendlichen Reize nicht. Du würdest dich durch diese Heyrath bey der Welt lächerlich machen. — So denke ich oft — ich bestrafe selbst meine Thorheit — und doch behauptet mein Herz immer die Herrschaft aufs neue. Kurz, ich gestehe hier meine Schwäche sehr offenherzig. — O mein Freund! wie oft habe ich in diesem Falle bey meinen guten Freunden den Moralisten gemacht? Wie oft ihnen Verweise gegeben, wenn sie sich bey den Reizen eines Frauenzimmers bloß gegeben, und sich ihnen auf einer schwachen Seite gezeigt! — Jetzt muß ich selbst wider mich kämpfen, und einsehen, daß es keine große Kunst sey, tugendhaft zu leben, wenn man keine Gelegenheit zu Lastern, und keinen natürlichen Hang des Temperaments zu Ausschweifungen hat. Dächte man

allezeit

allezeit auf diese Art, und beurtheilte die Fehler seiner Brüder hiernach, gewiß unsere Urtheile über ihre Vergehungen würden nicht so lieblos seyn, als sie gemeiniglich zu seyn pflegen. Gott helfe mir diese Versuchung so ertragen, daß ich dabey stets ein tugendhaftes Herz behalte. Darum bete ich stets. Morgen will ich Lottchen wieder besuchen, sie wegen ihrer wahren Betrübniß über ihr voriges sündliches Leben trösten, und mir ihren völligen Entschluß ausbitten. Ihre Tante weis noch nichts von meinem Besuch. Ich kann gar nicht einsehen, warum sie diese Sache so heimlich hält. Es ist ja eben nichts Böses. Ich bin doch ein Cavalier, sie braucht sich ja meiner nicht zu schämen. Nun, mein lieber Freund, ich will alles Gott überlassen, der wird alles fügen, wie er es vor gut befindet. Ich werde Ihnen künftig alles ausführlich schreiben. Schlüßen Sie mich mit in Ihr Gebet. — Ich habe es sehr nöthig. Leben Sie recht wohl. Es liebet Sie vor wie nach

Ihr

Freund

von Trolla.

XI. Brief.

Amantchen an Herrn von Wallis.

Meine gute Mutter hat Ihnen zwar nur erst kürzlich ihre Einwilligung zu unsrer verab-

redeten Verbindung auch schriftlich gegeben — Wie vergnügt war ich, da sie mir diesen Brief zu lesen gab; denn ich gestehe es aufrichtig, an Ihrer Seite schätzte ich mich glücklich; allein leider ist diese Freude von sehr kurzer Dauer gewesen; denn ich selbst muß diejenige seyn, die diese gegebene Einwilligung der zärtlichsten Mutter wiederruft. Erschrecken Sie nicht. Mein Bruder ist mir wieder entzogen. Ich weine, und beynahe weine ich ohne Hoffnung — Vielleicht bey seiner Gruft? — Ach Gott — wie glücklich wollte ich da mein Herz beruhigen, wenn ich seine Asche mit meinen Thränen noch segnen könnte! Welche Zufriedenheit würde das noch vor mich seyn, wenn ich bisweilen auf dem Gottesacker zu seinem Grabe mich nahen, und sagen könnte: Hier ruht dein guter Bruder! — Nein, mein Freund! so glücklich bin ich nicht. Ich bin meines Bruders beraubt, durch seine eigne Schuld. Er ist davon gegangen, und hat meinen guten Vater bestohlen. — Zieht sich doch immer eine trübe Wolke des Unglücks über mir zusammen! Kaum war ich in Ruhe, so beschlüßt die Vorsicht, durch weisheitsvolle Zulassung, neue Plane der Unruhen für mich. — Ich versichere Ihnen heilig, mein Freund! es war außerordentlich traurig vor mich, meine durch mörderische Hand des Vaters erstochene und im Blute schwimmende Mutter zu sehen. — Die Reise nach Petersburg war mit unendlichen betrübten Beschwerlichkeiten verknüpft —

Das

Das schmerzte mich sehr, als ich den vor wenig Minuten wiedergefundenen Vater sich selbst erschießen sahe. — Jenes düstre Gefängniß — jene unmenschliche und barbarische Knute waren zwar höchst schmerzhaft; aber der Verlust meines Bruders übertrifft alles, was ich je in meinem Leben Trauriges und Niedriges empfunden habe. Gott? wie war es möglich, daß ein solcher Bösewicht mein Bruder seyn könnte? Wie konnte ers übers Herz bringen, seine schon so oft gekränkte Schwester noch mehr zu kränken! — so undankbar gegen ein Haus zu seyn, wo ihm die Vorsicht einen Vater und Mutter und Schwester geschenkt! Muß man nicht da die ganze Menschheit verläugnen, um also handeln zu können? Sie sehen hieraus, werther Freund! daß mein Leben ein trauriges Gewebe des Unglücks ist. Ich bin aufs neue durch meinen Bruder entehrt — mein Herz schwimmt ganz in Thränen — meine Munterkeit und Freude ist verschwunden, und ich glaube nicht, jemals wieder darauf Ansprüche machen zu können. Daß ich, unter solchen Umständen, noch den Gedanken: Ihre Gattinn zu werden — in meiner Brust nähren sollte — erlaube ich mir nicht — und dies mir zu schmeicheln — habe ich zu viele Achtung vor Sie; denn ich würde Ihre in dem besten Ansehen stehende Familie schänden. — Ich bin nicht so glücklich, Ahnen zählen zu können, schon dies ist ein nicht geringer Anstoß — allein, durch meinen Vater und Bruder geschändet, — dies übertrifft

trifft alles; denn, wie, mein Bester! wenn Sie vielleicht als mein theurer Gemahl in Zukunft hören würden, mein Bruder, als ihr Schwager, habe entweder am Strange, durchs Schwerdt, oder auf dem fürchterlichen Scheiterhausen, sein Leben geendigt? — würde das nicht Ihnen und Ihrer ganzen Familie zur Schande gereichen? — Könnte nicht ein solcher trauriger Vorfall mir Ihre Verachtung zuziehen? Und — die Welt ist gewohnt, den Charakter der Kinder nach den Aeltern zu beurtheilen — könnte man nicht auch von mir sagen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme? — Noch mehr — ich werde gewiß nie in meinem Leben meiner vorigen Munterkeit wieder theilhaftig werden, und einen Geschmack an den Vergnügungen dieses Lebens haben können. Urtheilen Sie nun selbst, mein Herr! würden Sie nicht unter solchen Umständen an meiner unglücklichen Seite Ihre schönen Tage des Glücks verseufzen müssen? Denn unser Geschlecht ist verbunden, durch gefälliges Betragen, Freundlichkeit und Munterkeit ihre Gatten zu vergnügen, und in steter Heiterkeit des Geistes zu erhalten. — Hierzu bin ich nun völlig unfähig. — Dies, hoffe ich, sehen Sie selbst hinlänglich ein, und lassen mir gewiß die Gerechtigkeit wiederfahren, die das traurige Schicksal meines Lebens verdient. Ich thue also auf die eheliche Verbindung mit Ihnen Verzicht. Gott! unter welchen Thränen und Seufzern schreibe ich Ihnen dieses; aber — hier rufe

ich Gott zum Zeugen auf meine Seele an — mein Herz ist rechtschaffen; ehe ich Sie durch mich selbst unglücklich mache, will ich lieber meine ganze Lebenszeit betrübt verweinen. — Alsdann hat doch noch mein Herz das sanfte Bewußtseyn, redlich gegen Sie gehandelt zu haben, da Sie es verdienen. — Hier übergebe ich also Ihr mir geschenktes Herz wieder. Machen Sie damit einer andern meines Geschlechts ein so herrliches Präsent. Leben Sie mit selbiger so glücklich, wie Sie es mit mir zu seyn glaubten. Sie und Ihr theures Haus setze Gott zum Segen. Dies ist, leider! das letztemal, daß ich an Sie schreibe, aber nicht das letztemal, daß ich an Sie denke, und vor Sie bete: nein! dies geschieht, weil ich lebe. — Nur noch eine Bitte erlauben Sie mir — Ist es möglich, so kommen Sie nicht eher nach Gotha, als bis Sie hören, daß ich gestorben sey. Dann, mein Freund — kommen Sie hieher — nähern sich meiner Ruhestätte — vergießen Sie noch eine Thräne der Freundschaft, und sagen zu meinem Leichensteine: Hier unter dir liegt eine meiner besten Freundinnen — sie schenkte mir ihr Herz aus Liebe — und nahm es, nach eben der Liebe zu mir, wieder zurück! Sie mußte in der Welt recht unglücklich und unruhig seyn, um in der Ewigkeit das unaussprechliche Glück der Ruhe recht lebhaft zu fühlen. — Diese Bitte schlagen Sie mir nicht ab! — Sie hat etwas Beruhigendes vor mein Herz. — Nun, mein Freund — seyn Sie stets

ein Gesegneter des Herrn, genießen Sie das Glück, das ich Ihnen wünsche: dann gehet es Ihnen so wohl, als Sie sich selbst wünschen. Das letztemal — ach Gott! das letztemal — da ich Ihnen dies schriftlich melde — Leben Sie wohl! — Beten Sie vor mich!

XII. Brief.

Herr von Bel schreibt an Herrn Pastor Februarius.

Meine Frau und Kinder sind, wie Sie schon wissen, alle mortikaput, und meine nächsten Anverwandten haben auch gehimmelt. Was soll ich also mich auf meinem Guthe mit der Wirthschaft quälen, und vor wem mehreres zu meinem sehr ansehnlichen Vermögen sammeln, da ich es schon nach meinem Tode in den Händen lachender Erben sehe? — Nein, da wäre ich ein rechter dummer Teufel. Ich wills ihnen schon aus den Zähnen rücken. Was zu gute will ich mir nun erst noch thun; denn was hilft denn der Plunder? — und wozu nutzt denn der Reichthum. Der infame Klapperbein, wenn der ungebeten mit seiner Sense ankommt, und mich köpft — nimmt doch nichts davon an, und erlaubt mir auch nicht, etwas davon mitzunehmen. Und — was nutzte es auch? — das Zedergeld ist vor die Würmer und Schlangen zu hart, sie können es nicht beißen und

kauen. Kurz — wie schon gesagt, ich will nun erst noch recht flott leben, und mir was bene thun. Meinem Guthe will ich Beine machen, das soll springen, als wie der Teufel, und über meine alten Graubärte, die alten Thaler — will ich die Ueberschrift machen: Gehet hin in alle Welt! — Aber — da kann ich nicht auf dem Dorfe leben. Nein, mein Seele! das Vergnügen wäre zu einförmig. Ich muß in eine Stadt — aber welche soll ich wählen? Das ist eben die Braut, warum ich tanze. Sie, Herr Pastor! sollen mir einen Vorschlag thun, den erwarte ich bald; denn das wissen Sie schon, wenn ich einmal auf meinen Kopf komme, hernach muß es reißen oder brechen. Nur also nicht lange mit der Antwort gerödelt, sonst wird mir Zeit und Weile lang. — Ist es Ihnen möglich, so kommen Sie selbst. Sie können ja einmal Vorspanne nehmen; es giebt ja wohl in Ihrer Gegend Kandidaten, und auf einen fetten Truthahn, den Sie Ihro Hochwürden geben, kommt es Ihnen wohl nicht an. Sie sollen vor mich nichts umsonst thun, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. — Nun, hören Sie, — entweder schriftlich oder mündlich erwarte ich Ihren Vorschlag nächstens. — Haben Sie auch etwa ein recht hübsches Mädel, das sich vor mich schickt, auf dem Rohre, so melden Sie mirs; denn als ewiger Wittwer will ich nun eben nicht vergrauen oder versauern. — Noch eins — sagen Sie hiervon Niemand etwas; denn ich möchte einmal

ein Aufsehen in der Welt machen, daß Niemand wüßte, wo ich hin wäre, und die Leute sich die Mäuler recht darüber zerzerrten. Das macht mir Spaß. Also bald ein mehreres. Nicht wahr? Ich verlasse mich darauf.

XIII. Brief.

Muthchen an Göttchen.

Ach! daß God erparm, liewes Göttchen, der Herr von Trolla hat, meiner höchsten Seele, Lottchen ganß umgedreht. Sie ist wes der Himmel eine Heiliche geworden. Der verfluchte Kerl, ich wollte, daß er wäre, wo der Feffer wüchße. Daß hedde ich doch in meinem ganzen Lewen nichd gedacht, daß die Flachßperücke im Stande seyn würde, sie zu bekehren. Ich heule mir bald mein Bißchen Ochen aus dem Kopfe heraus, und ich habsen och, meiner Treuen, Ursach, das ist nichts klehnes, ich armes Thür verliehre das meste darbey; denn nun hörd alles uf, und der gute Herrman, ach der lücht mir oben drein noch rächt an Härtzen. So bald der infame Hundsvott weck war, klingelte mir die Frehlen kleich. Wie ich nein kam, war sie mir kar nicht, wie kestern und ehekestern.

Wie kommen Sie mir denn heude so besonders vor, Gnädge Frehlen? fragte ich. Haben Sie

sich

sich etwa über den Herrn von Trolla ein bißchen geärgert?

Nein, Muthchen, über diesen Besuch habe ich mich nicht geärgert. Der ist mir unter allen in meinem ganzen Leben der liebste gewesen.

Sie spaßen?

Nein, Spaß bey Seite. Den Herrn von Trolla muß ich als einen Engel betrachten.

Ha, Ha, als einen Engel aus der Holzkammer — nicht wahr?

Höre auf, Muthchen, einen Mann zu spotten, der das rechtschaffenste Herz hat, und an meiner Besserung arbeitet.

Sie können dies so ernsthaft sagen, daß man es glauben sollte, und Stein und Behn druf schwüre, es wäre wahr. Ja! der alte Treppenkäfer siehd mir och so aus, als wollte er so eine gescheude Frehlen bekehren, als Sie sind.

Ich sage es noch einmal, Muthchen! versündige sie sich nicht, und höre sie auf, diesen frommen Mann zu schimpfen.

Je! das mag mir och der rächde fromme Heulige seyn; — der hat gewiß die lieben Marie von Pege die Füße geküßt. Mich aber hat er och rächd därb' abgeschmatzt, ehe er zu Ihnen kam. Meiner Seele, wenn tr nun so ein kar frommer Mann wäre, so hätte er doch so was nichd gethan.

Hieraus kann sie nichts schlüßen; denn er hat mir dies alles gesagt, und versichert, daß er bey

 den

den Küssen, die er ihr gegeben, heilige und fromme Absichten gehabt, nämlich um von ihr zu erfahren, ob ich es wohl gerne sehen würde, wenn er zu mir käme, und man hat ja auch überhaupt heilige Küsse.

Ach, Gnädge Frehlen, mit den heiligen Kissen kann mir ens drey Schridde von Leuwe bleiben. Wenn en Pahr Leutchen von 80 Jahren einander abschmatzen, das mögen wohl heilige und ehnfeldige Kisse sein. — Und mit seinen heiligen Absichten kann er mich gehn lassen; denn diese heiligen Absichten haben alle junge Leckers, und die Kammerjunfern sind immer die ehrsten Instanßen.

Sie muß nicht so lieblos urtheilen, genug, Herr von Trolla hat bey mir schon hinlänglich bewiesen, daß seine Absichten lauter und rein seyn.

J! gnädge Frehlen — ich will mich fressen lassen, wenn den alten Knaben die Liebe nicht mit Scorpionen peitscht, daß ers Henkers werden möchte.

Pfui — Muthchen! schäme sie sich, wer wird in so pöbelhaften Worten sprechen? Es ist wahr, er hat zu mir eine wahre keusche Liebe, und verlangt mein Herz: allein das ist kein Beweis seines schlechten Charakters.

Hab' ichs nicht gedacht. Wehß Gott, meine Gedancken haben mich doch im Lewen noch nichd betrogen. Der kann sich recht verstellen.

Das

Das versteht sie nicht. Herr von Trolla ist durch Gottes sonderbares Fügen zu mir gekommen, weil er gehört, daß ich meinem ewigen Verderben entgegen eilte. Er hat viele Mühe gehabt, mich zu bekehren; aber, Gott sey Dank, ich habe mich nun, bewogen durch seine Vorstellungen, von der Welt losgerissen.

Ne! gnädge Frehlen, daß ist doch ganß rasent, wie Sie mich bey meinen lieben Neßchen herumführen. Sie sehn mir och so aus, als wollten Sie sich von einer so hübschen Weld loßreißen, nun zumal, da alles so fein eingerichdet ist, und alles an einen Schnürchen und nach Herzens-Lust geht.

Nun habe ich diese Narrenpossen völlig satt, höre sie auf, in dem vorigen Tone mit mir zu reden.

Sind Sie etwa, Gnedge Frehlen, hochmüthig geworden? ich habe mir ja sonst kein Blatt vors Maul genommen, wenn ich mit Ihnen geredet.

Nein, hochmüthig bin ich nicht geworden: allein ich muß Dir nur sagen, daß ich jetzt ganz anders denke, rede und handle, als vormals, da ich noch im unbekehrten Zustande lebte.

Hol mich der Popans! Gnedge Frehlen! Sie sind bekehrt? — das kann ich noch immer nicht glauben, ich denke immer noch, sie schicken mich mit Ihren Bekehrungs-Mehrchen in April.

Nein, Muthchen! mit solchen Sachen Spaß zu treiben, ist sündlich. Meine Handlungen sollen zeigen, daß ich bekehrt bin, und keine Sünden mehr leide.

Ne! vergewen Sie mirs ja, da muß ich lachen; das stehd kar sehrchen schnacksch, wenn eine so junge feurige Frehlen schon von der Bekehrung spricht. Ja ich ließe es paßiren, wenn Sie schon 50 Jahr alt wären: nachher geht unser Handwerk nicht mehr. Da hängen die Geigen an der Wand, und die Betschwestern stehn davor.

Das waren meine vorige Gesinnungen; allein jetzt sagt mir die Bibel: Verzeuch nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und schiebs nicht von einem Tage bis zu dem andern, denn sein Zorn kommt plötzlich, und er wirds rächen, und dich verderben. — Ich danke Gott, daß er mir zu meiner Bekehrung Gnade gegeben, und mein Herz mit Betrübniß über meine Sünden erfüllt.

Sie kommen also och mit dem altmodischen Buche der Bibel angestochen. Das ist die letzte Höhe, nun werden sie bald melancholisch werden, und dann schnappts och richtig über.

Sie hat sehr falsche Begriffe von der Religion und Bibel. Diese macht nicht mürrisch, nein, sie heitert das Herz auf, und erfreut. Sie schlägt uns auch keineswegs erlaubte Freuden des Lebens ab.

O!

O! Gnädge Frehlen! wenn das ist, so können wir doch noch, auch in Ihren bekehrten Zustande, unsere zeithero güt eingerichtete Wirdschaft fordtreiben. Da bin ich wieder froh.

Nein, Muthchen! Sie irrt sich sehr; die wahre Bekehrung erfordert eine solche Gemüthsverfassung, da man den Wunsch thut: Hättest du doch dein voriges sündliches Leben längst gebessert, und dich zu Gott gehalten. Wenn uns nun unser Gewissen die Menge unsrer Vergehungen vorstellt, so entsteht daher Betrübniß, welche den Vorsatz, nicht mehr zu sündigen, zum Begleiter haben muß. Ich verabscheue also unsre zeitherige üble Wirthschaft.

Aber, meine Gnädge Frehlen, was hat Ihnen denn der gute Herrmann gethan, daß Sie den verabscheuen wollen? Er hat Ihnen ja alles Gudes und Liewes erwiesen, und Ihnen treilig gedient. Das wäre doch, mid Erlaubniß zu sagen, undanckbar, und nicht Christlich.

Ich verabscheue und hasse den Herrman nicht, sondern nur die Sünden, an welchen auch ich, leider, Theil genommen, und meine Seele dadurch verführt habe.

Also soll unser Kommersch ganz aufhören?

Ja! nunmehro habe ich diese Lebensart verschworen.

Ach der arme Herrmann, — der geht mir, weß der liewe Hümmel, graußam sehr nah. Ich

glowe, der arme Teufel löft mit den Koppe vor die Wand, wenn ichs ihm sage.

Da muß er sich in seinen Begierden mäßigen lernen: habe ichs doch auch gethan. Er muß fleißig zu Gott beten lernen, der hilft alle Schwierigkeiten glücklich besiegen.

Aber, Gnädge Frehlen, wenn nun der arme Teufel darüber unsinnig würde?

Gott wird ihn schon davor bewahren.

Noch einen Vorschlag zur Güde, da Sie doch nun einmal beköhrd sein wollen. Finge denn das nicht an, am Tage hedden Sie Ihren Zeitvertreib mit Herrmann vor wie nach, und uf den Abend beym Schlafengehn, wenn Sie recht müde wären, däthen Sie ein Stoßgebedchen, und bekehrden sich, da würde doch noch der kuthe Herrmann mit beybehalden, und Sie wären doch die ganze Nacht hindurch, bis früh um neun Uhr, bekehrt.

Nein, das ist sündlich gesprochen. Denn, bey einer solchen Lebensart fände der Vorsatz zu sündigen noch immer statt. Die Bekehrung aber ist nicht rechter Art, wenn dieser Vorsatz noch nicht aus unsrer Seele verbannt ist.

Also bleibts würcklich dabey, Sie wollen immer bekehrt seyn, und dem Herrmann die Schippe geben?

Ja, wie schon gesagt. — Nun, Muthchen, lasse Sie mich jetzt alleine, ich halte nun meine Andacht, und lese in der Bibel.

Ich wünsche guten Appetit — ich will auch gehen, und in meiner lieben Clarisse lesen, dann fange ich den Don Quiscotte an; solche Bücher können noch eher vergnügen, als die Bibel.

Sie redet sehr thöricht, wenn sie die Bibel mit solchen Büchern, die an und vor sich, der Absicht nach, recht gut sind, vergleicht, und die Romane der Bibel vorzieht. Denn stelle sie sich in die finstre Stunde des Todes; wird sie denn das aus dem Don Quiscotte trösten, wenn sie an seinen Klepper Rozinante — an die Schencke, als ein Castell — an sein Ritterschlagen — an die Windmühlen, als Riesen — gedenket — darüber lacht sie — nicht wahr? In unserm Sterben fällt dies weg. Nichts kann uns da trösten, als Gottes Wort; und wer mir das nimmt, der raubt mir meinen größten Schatz. Ja ich will nicht einmal von der Stunde des Todes reden. — In unsern Leiden — o da lese man tausend Romane, sie werden uns zwar etwas zerstreuen, aber nie trösten. Das ist ein bloßes Vorrecht der Bibel, die uns die herrlichsten Verheißungen vorstellt, — selbige, in den Tagen der Noth auf sich angewendet, beruhiget das traurige Herz.

Ich sehe, es ist so mit Sie nichts anzufangen; ich will nur sehen, daß ich fort komme.

Siehst Du, Göttchen! so ist nun meine Frehken. Ich möchte des Teufels werden, wenn ich

an den verfluchten Kerl nur denke. So ist gar nichts mit ihr anzufangen, sie läßt den armen Herrmann kar nichd mehr vor sich. Daß ist ein Specktakel über alle Specktakel, und nichts dollers hätte sich wohl zutragen können, als das. — Ich will die Sache noch ein Bißchen abwarten; hält das Heiligthum noch lange an, so stehe ich es nicht aus, ne! weß der Himmel, das Calmuckern kann ich nicht leiden — da mache ich mich aus dem Stowe; denn ich müßte befürchden, daß die heilige Marie es ankäwe, daß ich meinen Zeitvertreip mit dem Koch hätte, und dann kämen wir wohl beyde ins Teufels Kiche. — Hast du sonst nichts — ich will schon meine Mahsieres nehmen. Ich glowe selbst nicht, daß ich nun im stante seyn werde, die Frehlen von ihren ehnfeldigen frommen Wesen wieder abzubringen — J! habe ich och kleich nicht den Ogenblick eine Herrschaft, ich will doch wohl unterkommen. Lebt mohl, Göttchen!

XIV. Brief.

Herr Pastor Februarius an Herrn von Bel.

Das ist brav, gnädger Herr! daß Sie sich entschlüßen, das infame düstre Dorfleben zu verlassen, und mit der Stadt zu verwechseln. Ich wüßte nicht, warum Sie das Leben nicht noch recht

genießen

genießen wollten; man weis ja so nicht, wie lange es dauert, und wozu dient denn alles Vermögen, wenn man es nicht braucht? Es wirds Ihnen Niemand von Ihren weitläuftigen Anverwandten verdanken, wenn sie einmal selbigen viele Schätze hinterlässen; denn das Schicksal derer, die wir beerben, und die uns großes Vermögen hinterlassen, ist gemeiniglich dieses, daß wir sagen: Er war ein rechter Narre, daß er sich nichts zu gute gethan; und sollten oft die Verstorbenen bey den Erbvertheilungen wieder kommen, sie schlügen gewiß mit Knitteln unter die Erben, wie der Sauhirte unter seine Eleven. Ich bin bey einigen solchen Erbschaften gewesen, da weis ich, wie es herzugehen pflegt. Gott bewahre mich, hätte ich vieles Vermögen, ich richtete gewiß meine Sachen so ein, daß alles Null vor Null aufgienge. Ich billige also Ihren Entschluß völlig; allein es geht nicht wohl an, daß ich Ihnen schriftlich meinen verlangten Rath ertheilen kann. Das muß mündlich geschehen. So viel melde ich aber zum voraus; mein Rath, den ich Ihnen ertheilen werde, erfordert einen Unterhändler, — wen werden Sie nun hierzu wählen? — Sie kennen mich, gnädger Herr, und ich habe auch das Glück, Dero Gnade mir zu schmeicheln. Wollen Sie also mich auch hierinne Ihres Vertrauens würdigen, und zu Ihrem Unterhändler machen, so belieben Sie, mir davon Nachricht zu ertheilen, und zu melden, unter was vor Bedingungen ich bey Ihnen bleiben

kann?

kann? — Meine Pfarre? — Gott bewahre, das ist mein geringster Kummer! Die habe ich so nur zeithero als eine Frohne betrachtet, und meinen Dienst abgewartet, weil ich gezwungen war, aber warlich niemals gerne und mit Vergnügen. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, ich bin noch ganz rasend böse auf meine selige Mutter, daß sie mich, so zu reden, noch in der Wiege zur Theologie bestimmt. Ich habe niemals, auch jetzt noch nicht, daran ein wahres Vergnügen gefunden. Meine schwarze Kutte bedeckt kein geistliches Fleisch. Zu Ihnen gesagt, ich bin zu weltlich gesinnt, als daß ich einem so wichtigen Amte mit gehöriger Treue und Gewissenhaftigkeit vorstehen sollte. Es ist wahr, ich würde noch viele meiner Herren Amtsbrüder finden, die eben so, wie ich, gesinnet sind, und doch den Schein würdiger Geistlichen behaupten; allein, das ist mir nicht möglich. Ich lege mein Amt nieder, und studire entweder Jura, oder komme, wenn sie es befehlen, zu Ihnen. Das letzte wäre mir freylich das angenehmste, da Sie, gnädger Herr, nach Ihren Glücksumständen auch auf diese Art gar leicht mein Glück machen können; denn nun bin ich in meinem Amte nicht mehr ruhig.

Ich erwarte also nächstens Ihren Befehl, und dann komme ich gleich so zu Ihnen, wie man in vorigen Zeiten auf die Kanzel gieng, das ist, mit Sack und Pack. Aber darf ich bitten, so belieben Sie dieses ja noch heimlich zu halten, denn es wird

freylich vieles Aufsehen verursachen, wenn ein Geistlicher sein Amt auf diese Art niederlegt. Ich will zum voraus wünschen, daß mein Nachfolger einen andern Sinn habe, als ich. — Ich habe zu viele Gewissenhaftigkeit, als daß ich ein Amt, das ich nicht rechtschaffen verwalte, länger behaupten sollte. — Nun — ich erwarte nächstens Ihren Befehl.

XV. Brief.

Herr von Wallis an Amantchen.

Ach Gott! allerliebstes Amantchen, in was für düstern Tiefsinn hat mich Ihr Brief versetzt! Sie müssen schon wieder ein trauriges Schicksal Ihres nur vor kurzem voller Freuden erkannten Bruders beweinen! Es ist wahr, bestes Amantchen! Ihre Thränen sind gerecht, und ich weine selbst mit Ihnen; allein, nehmen Sie mir es nicht übel, Ihre Einbildung macht Ihnen allzu fürchterliche Bilder der Zukunft. Sie sehen schon Ihren Bruder im Geist am Galgen hängen. — auf das Rad geflochten, oder durch das Schwerdt des Henkers enthauptet. Welche Vorstellungen! — Sehen Sie ihn doch auch als einen Verirrten auf die rechte Bahn der Tugend geführt — als einen verwegenen, jetzt betrübten, bußfertigen Sünder — als einen Bösewicht, jetzt von Gott begnadigten Christen — als einen Sclaven des

Teufels,

Teufels, jetzt als einen Verehrer Gottes. Mit noch weit größerm Rechte und Wahrscheinlichkeit können Sie sich durch solche Vorstellungen beruhigen; denn die Gnade der Vorsicht ist unergründbar — sie hat tausend Wege, die Verirrten zu sich zu führen. Sie ist allmächtig, und verbindet mit dieser Allmacht unendliche Weisheit. Wie, meine Beste, wollten Sie also wohl ein Mißtrauen in die unerforschlichen Wege des Vaters der Welt setzen? Ihr sonst so starkes und durch mancherley Widerwärtigkeiten bewährtes Vertrauen gegen Gott sollte ermatten? Uebergeben Sie Gott Ihren Bruder — Beten Sie vor selbigen. Weiter können Sie nichts — Ihn unaufhörlich beweinen? — Ja, gutes Amantchen! das können Sie; allein welchen Nutzen haben Sie davon? Sie erweinen sich doch dadurch Ihren Bruder nicht wieder — Doch, Sie haben nicht allein keinen Nutzen hiervon, sondern noch überdies den größten Schaden. Die Kräfte des Geistes und des Leibes werden dadurch geschwächt. Sie verlieren die Munterkeit und Heiterkeit der Seele, an deren Stelle sich Tiefsinn und Schwermuth setzt — und verkürzen Ihr Leben noch mehr — o Gott, dürfte ich es nicht schreiben! Sie werden endlich eine Selbstmörderinn. — Ja! verlohnt sichs wohl der Mühe, unser ohnedem mühseliges und jammervolles Leben noch mehr mit möglichen düstern Vorstellungen zu belästigen? — Ueberlegen Sie dieses. — Und — theures Amantchen! diese Vorstellungen

stellungen haben so viele Macht auf Ihr Herz, daß Sie mir die Hoffnung, meine eheliche Freundin zu werden, ganz rauben. — Sie unterstützen Ihren Entschluß mit Gründen. Lassen Sie mich selbige gehörig prüfen, und widerlegen, Sie sagen, ich würde an Ihrer unglücklichen Seite die schönen Tage meines Lebens verseufzen müssen, da Sie Ihre Munterkeit verlohren, und doch Ihr Geschlecht verbunden wäre, durch Heiterkeit Ihre Gatten zu vergnügen. — Aber, bestes Amantchen! Sie haben Ihre vorige Munterkeit verlohren, und dieserwegen wollen Sie gleich alle Hoffnung, sie wieder zu erlangen, aufgeben? Ist nicht das Ende der Krankheit die Anlage zur völligen Genesung? — Wollen Sie Gott die Macht absprechen, Ihr Gemüth wieder beruhigen zu können? — und hat denn bloß ihr Geschlecht die Pflicht, dem unsrigen die Tage durch Munterkeit zu erheitern? Ist der Mann nicht eben sowohl hierzu verbunden? Glauben Sie denn nicht, daß die Liebe, die ich vor Sie habe, mich antreiben werde, vor Ihre Munterkeit zu sorgen? — Daß Sie nicht ein solches Zutrauen zu mir haben — in der That, das kränkt mich, indem ich mir geschmeichelt, Ihnen von einer bessern Seite bekannt zu seyn — Sie sagen ferner: Das Schicksal Ihres Bruders habe sie entehrt, und durch die Verbindung mit Ihnen würde meine Familie geschändet — Allein, habe ichs denn nicht vorher gewußt, daß Ihr Vater sich selbst entleibt? Hat

mich dies wohl abgehalten, Ihnen mein Herz zu schenken? Habe ich wohl geglaubt, daß dadurch meine Familie geschändet würde? Wie könnte ich nun bey dem Schicksale Ihres Bruders auf solche Gedanken kommen? — Endlich befürchten Sie meine Verachtung, wenn ich vielleicht in Zukunft hören würde, daß mein Bruder untern Händen des Henkers gestorben sey. — Sie bauen hier abermals auf bloße Möglichkeiten, und zeigen abermals kein gutes Zutrauen zu mir: denn wie unedel würde das von mir gedacht seyn, wenn ich Ihnen das Schicksal Ihres Bruders beymessen wollte? — Soll ich, fürtreffliches Amantchen! Ihnen dieses durch einen Schwur versichern? Ich hasse die Liebhaber, die bey jeder Versicherung ihrer Liebe einen übereilten Schwur auf der Zunge haben. Sie selbst haben mich noch nicht schwören hören; denn ich kenne die Wichtigkeit hiervon. Aber jetzt, jetzt bin ich gezwungen; denn, Gott! — wie soll ich Ihnen versichern, daß ich Sie nie hassen werde? Ich schwöre Ihnen also:

„Daß mein Herz ungeheuchelte wahre Liebe zu „Ihnen hegt — sich an Ihrer Seite glücklich, „und, Ihrer Freundschaft beraubt, unglücklich „schätzt. Daß ich Ihnen nie Vorwürfe in Ab„sicht Ihres Vaters und Bruders machen wer„de, — das verspreche ich heute nicht allein „Ihnen, nein Gott. — Diesen Gott rufe ich „hierzu zum Zeugen an. Sey du — Monarch „des Himmels, Richter. — Strafe mich, „wenn

„wenn ich dies Versprechen nicht erfülle. Biete „alle deine Elemente auf wider mich, wenn ich „meineydig werde, und entferne mich ewig von „dir und deinem Himmel! —

Glauben Sie, allerliebstes Amantchen! auch diesem Schwure nicht? — Mehr kann ich nicht thun. — Ich werfe mich in Ihre Arme — Warlich, Amantchen! vor mich bleibt in der Welt nichts übrig, als Sie, nichts als der Himmel und Sie. — Verlassen Sie mich, so bin ich unglücklich — Keiner andern schenke ich mein Herz; es ist und bleibt Ihnen geweiht, ewig geweiht. Wollen Sie mir das Ihrige wieder entziehen? Gut — das muß ich mir gefallen lassen; allein dann können Sie mir doch nicht das traurige Vergnügen rauben, daß mein Herz mit dem Ihrigen zugleich vereint stirbt. — Ach, Gott des Himmels! erfreue mich wieder mit meinen vorigen Hoffnungen! Vereinige mit mir das einzige Vergnügen meines Lebens, so sehe ich die Erfüllung aller meiner Wünsche. O! gutes — liebes Amantchen! lassen Sie mich nicht umsonst schmachten! — Nehmen Sie Ihren Entschluß wieder zurück! Er ist allzu hart für mein Schicksal. Haben Sie Mitleiden mit dem, der Sie mehr als zärtlich liebt und verehrt — ja! — anbetet! — Richten Sie mein Herz auf: es wird von den entsetzlichsten Foltern gequält. Wollen Sie mich ewig mit Verachtung strafen — ewig hassen? — Auf bloße Möglichkeiten gebauete Vorurtheile — meine Ei-

 telkeit

telkeit — und eine elende Betrachtung der flüchtigen Ehre sollen mich von Ihnen losreißen? Warlich, ich schwöre es Ihnen noch einmal zu — Ihre Vorurtheile sind irrig — die eitle Ehre, Ahnen zu zählen, achte ich nicht, und in dem Besitze Ihres Herzens werde ich nie einer Schande ausgesetzt werden; und wenn ich auch wüßte, daß alle Ihre Vorfahren unter der mörderischen Hand des Henkers gestorben wären. Ihr Herz — Ihre Hand sind die einzigen Güter, nach denen mein Ehrgeiz und Hochmuth mit unaufhaltbarer Sehnsucht strebt. Schlagen Sie mir diese ab, so stürzen Sie mich in den tiefsten Abgrund des Verderbens. Ach! Amantchen — Tage — Jahre und Ihr ganzes Leben soll dahin eilen, und ich soll Sie nicht einmal sehen — nicht eher nach Gotha kommen, als nach Ihrem Tode? — Da — da erlauben Sie erst, mich Ihrer Gruft zu nähern? Da soll ich erst Sie wieder besuchen? Eher nicht? — Ach — bedenken Sie, meine Beste — dieser Befehl ist allzu strenge. Dieser Stunde — diesem Jahre sollte mein Leben, ohne mit Ihnen vereinigt zu werden, aufbehalten seyn? — Nein! nein! Amantchen! die grausame Ungeduld — eine geheime Betrübniß wird mich verzehren — wird meinem Leben eher ein Ende machen, als dem Ihrigen. Noch in der Stunde meines Todes werde ich den äußersten Kummer fühlen. Dieser kann mich in Verzweiflung stürzen. Er kann mich der heftigsten

Ungeduld

Ungeduld überlassen. Er kann mit tausend traurigen Begriffen meine Einbildungskraft bestürmen, den Gebrauch der Vernunft schwächen und hemmen, mich in Wahnsinn versetzen, und in Wuth bringen. Dann, o Amantchen, werden Sie gerührt! — ich beschwöre Sie — dann soll die Beraubung meines Verstandes noch mein Glück im Sterben seyn? — Ach lassen Sie es nicht so weit kommen — Ich will gerne noch warten, ehe ich zum völligen Genuß Ihrer Liebe kommen kann. Machen Sie mir nur aufs neue Hoffnung darzu! — Eilen Sie nur, mir zu sagen, mir zu wiederholen, daß Sie mich lieben, — daß Sie mich stets lieben wollen! — Mehr verlange ich jetzt nicht. Dann ist mein ganz niedergeschlagenes Gemüthe wieder beruhigt. — Wollen Sie mich aber unglücklich machen — wollen Sie mich bald im Grabe sehen — so dürfen Sie nur bey Ihrem Entschlusse verharren; doch — dazu denken Sie zu zärtlich — das können, das werden Sie gewiß nicht wollen. Der Himmel beruhige Sie bald wieder. Leben Sie wohl — ich höre nicht auf, Sie zu lieben. — Erinnern Sie sich Ihrer ersten Versprechungen, und erhalten sich Ihr Leben durch stille Gelassenheit, um diese erfüllen zu können.

XVI. Brief.

Herr von Trolla an Herrn Branck.

Gott sey Lob und Dank gesagt, ich habe nun glücklich über Lottchen gesiegt. Sie ist völlig umnaturt. Das vorige sündliche Wesen ist nun ganz bey Seite geschafft. Sie hat sich Gott völlig gewidmet. Ich bin gestern wieder bey ihr gewesen; sie hat es mir unter tausend Freudenthränen verdankt, daß ich sie bekehrt, und mir versichert, daß es ihr nun nicht mehr so schwer würde, die heiligen Pflichten der Religion zu beobachten, als die ersten Tage. Daß ihre Frömmigkeit keine Verstellung sey, kann ich auch daraus abnehmen, weil sie von ihrer Kammerjungfer, mit welcher sie sonst unter einem Dache gelegen, ordentlich wegen ihrer Frömmigkeit befeindet wird. Als ich in das Haus trat, kam mir Muthchen weinend entgegen.

Ach, Herr von Trolla, sagte sie, ich bitte sie um tausend Gotteswillen, reden sie doch meiner Frehlen zu, daß sie ein Bißgen wieder lustig wird; denn sie istgar nicht mehr, wie sonst.

Ja, Muthchen, das glaube ich, daß sie jetzo ganz anders ist; denn vormals fand sie an Sünden Geschmack, jetzt aber, da sie bekehrt ist, haßt sie selbige.

Pfui Zeder — ich hätte die liebe Zeit an der dummen Frömmigkeit, so wird, meiner höchsten

Seele, die Frehlen eine tumme Rolle in der Welt spielen. Was war das nicht vor eine scharmante Frehlen, ehe sie fromm war. Sie spaßte — sie sang ihr Schamperliedgen — sie zodelte ein Bißchen — sie war, in allem Verstande, galant. Kurz — sie war eine Frehlen, die man nicht besser wünschen konnte. Jetzt sitzt sie über der Bibel — faltet die Hände — seufzt — singt Bußlieder — und ist gar nicht mehr, wie sonst, aufgeräumt. Ich wollte, daß ihr jemand was anders gelernt hätte, als die Frömmigkeit — die Narrenspossen — So ist, der Hencker hols — nichts mit ihr anzufangen. Sie sitzt den ganzen Tag so da über der Bibel und dem Gesangbuch, wie eine tumme Gans — und die schönsten Romane hält sie vor Teufelsbücher.

Ich höre, Muthchen, daß sie noch in Sünden lebt, und nicht bekehrt ist; allein das erfreut mich, daß sie mir so viel Gutes von ihrer Fräulein rühmt. Ich danke Gott, daß er mir die Gnade gegeben, sie bekehren zu können.

Verwünscht wäre doch ihre Frömmigkeit; ich wollte, daß sie damit eher zum Schinder gegangen wären, als zu meiner Frehlen.

Muthchen! schäme sie sich, so zu reden; denn wir müssen Rechenschaft geben von einem jeglichen unnützen Worte, das wir geredet haben.

 Ach!

Ach! damit hats noch eine Weile Zeit, ehe ich mich schäme! Es ist doch auch wahr, das muß verdrüßen.

Ach leider! Gottes Freundschaft ist der Welt Feindschaft, das muß auch Lottchen erfahren. Vielleicht giebt Gott auch Gnade, daß sie sich bekehrt.

Da hats Hitze, Herr von Trolla! ich danke ganz unterthänig davor. Mit so einer einfältigen Bekehrung muß mir einer drey Schritte vom Leibe bleiben.

Hier öffnete ich die Thür, und gieng zu Lottchen. Hieraus kann man also deutlich sehen, daß die Bekehrung keine heuchlerische, sondern eine wahre sey. Ich will noch Gott dafür auf meinen Knien danken. — In Absicht meines ihr gemachten Antrags hat sie sich entschlossen, und mir ihr Herz und Hand geschenkt, unter der Bedingung, wenn ihre Großmutter und Tante darein willigten. Auch das ist ein Beweis ihrer Frömmigkeit, und gefällt mir außerordentlich wohl. Nur kann ich nicht einsehen, warum sie es nicht gerne sieht, daß ich ihrer Tante etwas davon sage; denn die, wie sie berichtet, weis noch gar nichts von meinem zeitherigen Besuche. Ich weis nicht, und kann es auch nicht erfahren, was darunter verborgen liegt. Freylich wird die Verbindung nicht sogleich vor sich gehen: aber das hat auch nichts zu bedeuten; dann ist es doch in so weit richtig,

die

die Tante und Großmutter werden mir ihre Einwilligung nicht versagen. Ich habe ja Vermögen genug, und habe auch Lottchen schon ansehnliche Präsente gemacht; vorzüglich hatte sie über den Ring, welcher mir 4000 Rthlr. gekostet, eine unendlich große Freude. — Nun, Gott sey Dank, daß er mein Gebet auch hierinne erhöret. Ich bin auch heute davor in der lieben Kirche gewesen, und habe da Gott meine Dankopfer dargebracht. Er wird auch gewiß seinen Segen zu meiner künftigen Ehe geben, zumal, da ich Lottchen nicht aus eiteln Absichten gewählt, sondern aus wahrer christlichen Liebe, damit ich auch dem Befehle: Seyd fruchtbar, und mehret euch, und füllet die Erde — Genüge leiste, und ich doch weis, wem ich einmal mein Vermögen hinterlasse; denn das hoffe ich doch zu Gott, daß er meinen Ehestand mit Kindern segnen werde. Lottchen und ich werdens gewiß an Beten nicht fehlen lassen. — Wie glücklich will ich mit ihr die Tage meines Lebens zubringen! Entfernt von dem Geräusche der Welt, wollen wir beyde recht ruhig und zufrieden Gott dienen; denn ich habe es Lottchen freygestellt, ob sie das Stadtleben dem Lande vorziehen wollte, oder nicht? Sie hat aber aus dem Grunde das letztere gewählt, weil man da Gott in der Natur mehr bewundern, und ihm ungestöhrter dienen könne; da hat sie auch gar nicht unrecht: denn auf dem Lande hat man nicht nöthig, wider so vielerley Zerstreuungen zu kämpfen. Auch das ist sehr

zu bewundern; denn die, welche vor nicht langer Zeit von den Schönheiten der Stadt eingenommen war, zieht nun, aus frommen Ursachen, das Landleben vor. Muthchen, ihre Kammerjungfer, aber werde ich wohl nicht behalten; denn das scheint eine Person ohne alle Religion zu seyn: durch diese könnte sie gar bald wieder verdorben werden; denn böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Ich habe auch schon mit Lottchen davon gesprochen; sie war so bescheiden, und stellte mir alles frey. — Sollten Sie also etwa etwas von einer frommen Kammerjungfer wissen, so geben Sie mir davon Nachricht. Ich weis wohl, die frommen Mädchen sind sehr rar: es wird aber doch wohl noch eine zu haben seyn; das wäre doch nicht gut. Sie thun mir hierdurch einen großen Gefallen. Ferner wünschte ich auch vor Lottchen einen frommen und etwas bejahrten Bedienten; denn man muß doch alle Gelegenheit vermeiden, da das gute Kind noch sehr jung ist, und leicht wieder verführt werden könnte, das ich aber beynahe nicht glaube. Doch kann diese Vorsorge nichts schaden. Leben Sie hiermit recht wohl.

N. S.

Alleweile will ich an Lottchens Schwester, die Frau Magister Langbein, schreiben, und ihr die glückliche Bekehrung von Lottchen melden. Sie wird gewiß darüber eine große Freude haben.

XVII. Brief.

Frau Magister Langbein an ihre Schwester Lottchen.

Mit was für Vergnügen schreibe ich an Dich — gute liebe Schwester! Herr von Trolla, dieser so rechtschaffene Mann, hat mir gemeldet, daß Du Dich völlig, in Absicht deiner vorigen Gesinnungen, geändert. — Nun werden meine Augen wieder trocken, die stets mit Thränen der Wehmuth, wegen Deines Seelenzustandes, erfüllt waren. Dem Gott, den ich in meinem Gebeth um Besserung Deines Herzens ohne Unterlaß angerufen, bringe ich nun mein feyerliches Dankopfer dar, daß er mich erhört. Wie froh bin ich, daß mich meine Ahndungen getäuschet, nach welchen ich Dich schon auf dem Wege zum Verderben sahe! Der Gott, der in Dir dies gute Werk der Bekehrung angefangen, der vollführe es auch, gebe Dir Stärke, auf dem seligen Wege der Tugend zu wandeln, und bewahre Dich vor dem Rückfall zur Welt. Der guten alten Großmutter hat diese Nachricht unzählige Thränen der Freude erpreßt. Sie hat nun ihren Fluch in Segen verwandelt, und alle vorige Beleidigungen vergessen. — Du wirst hoffentlich nun einsehen, daß alle meine Ermahnungen, die ich vormals an Dich gethan, Dein jetziges Glück zum Gegenstande gehabt. Ich konnte aber nicht die Glückliche seyn, deren gute

Lehren

Lehren Dein Herz rührten. Dies war von der Vorsicht dem Herrn von Trolla bestimmt. Ferne sey es, daß ich dieserwegen auf Dich zürnen, und dem Herrn von Trolla dies Vergnügen beneiden sollte; nein, beste Schwester, ich freue mich, daß Du Dich gebessert: auch die Mittelspersonen, deren sich Gott zu unserm Glücke bedient, sind in dem Buche seiner geheimen Rathschlüsse aufgezeichnet; aber dieserwegen bestrafe ich mich, daß ich alle Hoffnung der Genesung Deines Herzens aufgegeben; denn das verräth allezeit ein Mißtrauen gegen Gott: und dadurch, daß man glaubt, ein Mensch sey so böse, daß keine Möglichkeit, ihn von seinem Verderben zu befreyen, übrig sey, wagt man allemal einen strafbaren Eingriff in die Majestätsrechte Gottes, dessen Allmacht man dadurch schmählert. Dies wird mich in Zukunft gewiß behutsam machen; und ich entlehne mir hiervon die Regel: Man denke allezeit bey dem Urtheile über den verdorbenen sittlichen Zustand anderer an die Allmacht der Vorsicht, und glaube, daß ihre Weisheit Wege und Mittel genug habe, sie vom Tode zu retten — solche Wege, bey denen der klügste endliche Verstand schwindelt. Auf diese Art sich die Schicksale anderer zu Nutze zu machen, ist Pflicht, und an ihren Beyspielen uns mit Erfahrungen zu bereichern, macht uns behutsam und weise auf die Zukunft. Ich zweifle nicht, daß Du nun auch hierinne mit mir einerley Gesinnungen habest. — Schätzest Du Dich denn

auch

auch in Deinem jetzigen Zustande glücklich — glücklicher, als in dem vorigen? Du kannst freylich jetzt noch nicht die mit der Frömmigkeit verbundene Glückseligkeit in ihrem ganzen Reize empfinden; denn darzu gehört eine längere Uebung und Erfahrung. Du hast gewiß zeithero mit den natürlichen Empörungen Deines Herzens genug zu thun gehabt: denn diese zu stillen, erfordert anhaltenden Eifer, und viele Zeit. Wird dieses aber einmal beruhiget seyn, und die Frömmigkeit es ganz mit heiliger Stille und Zufriedenheit beleben; dann erst, gute Schwester, wirst Du einsehen, was das heißt: schmecken und sehen, wie freundlich der Herr sey. Aber nicht genug, einen Anfang in der Frömmigkeit gemacht, und sein Herz besiegt zu haben; nein, hierzu gehört ein stetes Wachen über dasselbe, ein steter Streit wider die sich noch immer aufs neue regenden Begierden, und ein unermüdeter Eifer, keine Hindernisse, die der Frömmigkeit entgegen sind, zu scheuen; sonst setzen wir uns der Gefahr aus, wiederum Sclaven der Sünden aufs neue zu werden. Gesellt sich nun hierzu der geistliche Hochmuth, da wir anfangen, Lobredner von unsern geistlichen Vollkommenheiten zu werden, uns über andere erheben, und sicher vor den Fall zu seyn träumen; dann sind wir demselben gewiß sehr nahe. Dafür bewahre Dich der Himmel! —

Welche Achtung bist Du also dem Herrn von Trolla schuldig! Er ist es, dem Du nächst Gott

Dein wahres Glück zu danken hast. Seine Absicht, Dich zu seiner Gattinn zu haben, hat er mir entdeckt, und mir gemeldet, daß Du an ihn schon Herz und Hand verschenkt; unter der Bedingung, wenn die Großmutter ihre Einwilligung darein gäbe. Ich habe es dieser vorgetragen, und in ihrem Namen melde ich Dir, daß sie diese Verbindung wegen des unvergleichlichen Charakters des Herrn von Trolla sehr billige. Sie wünscht Dir nebst mir das vollkommenste Glück darzu. — Ich habe vorzüglich eine außerordentliche Freude über diesen Entschluß, da Herr von Trolla einer von den seltenen Cavalieren ist, die sich der wahren Frömmigkeit nicht schämen, sondern in selbiger ihr wahres Glück suchen; denn, liebe Schwester, wenn Du Dir einen Gatten ohne Religion gewählt hättest, welcher Gefahr wäre dann deine Frömmigkeit ausgesetzt gewesen? Wie leicht hätte Dich das böse Beyspiel desselben verführen können? Wie viel vermag nicht die Liebe zu unserm Gatten über unser Herz? — wie oft verleitet sie uns, nach ihren Gesinnungen uns zu bilden? Sind wir auch oft schon sehr geübte Christen, und kostet es uns Anfangs viele Gewalt, unsere Gesinnungen der sündlichen Denkungsart unsere Gatten gleichförmig zu machen; so wird uns doch dieses durch einige fortgesetzte Uebung gar bald erleichtert, so, daß wir endlich treue Gefährten der Sünden unsrer Männer mit Vergnügen werden. Dies

hast

hast Du, gute Schwester! bey der Verbindung mit dem Herrn von Trolla nicht zu befürchten. So, wie er, denken und handeln wenige seines Standes. — Und — wie glücklich wirst Du nun in Ansehung des irrdischen Glücks? Welche Gelegenheit, Gutes zu thun, erhältst Du? — Hier, Schwester! beneide ich Dich, sonst nicht — Aber — noch eins, liebe Schwester! Ich kenne die Gesinnungen der Tante. Sollte diese Dich etwa von dieser Verbindung abzuhalten suchen, weil Herr von Trolla wegen seiner Frömmigkeit nicht nach ihrem Geschmack ist: so folge nicht; denn, gesetzt auch, daß er nicht den Namen einer schönen Mannsperson verdient, so ist er doch gefällig, und hat ein gutes Herz; letzteres ist Dir vor eine glückliche Ehe der sicherste Bürge. Die Großmutter wird auch dieserwegen selbst an die Tante schreiben, und ihr Vorstellungen machen; denn sie ist eben der Meynung, wie ich —

Nun noch etwas von meinen Umständen. Es gereuet mich noch immer nicht, einen Bürgerlichen geheyrathet zu haben. Ich lebe mit meinem Manne außerordentlich vergnügt. Denn, um zufrieden zu leben, braucht man nicht im Besitze großer Glücksgüter und hoher Ehrenstellen zu seyn; nein, über das Vergangene sich mit keinen ängstlichen Kümmernissen nagen — das Gegenwärtige so annehmen, wie es der Vorsicht zu ordnen beliebt — und sich keine seltsame Grillen weitgedehnter Anschläge aufs Zukünftige in den Kopf setzen — das heißt,

heißt, zufrieden leben. Dies Glück genieße ich; und, um es recht genießen zu können, schenkte mir der Himmel einen rechtschaffenen Gatten, Gesundheit und Kinder. Doch, da mir Herr von Trolla die schmeichelnde Hoffnung gemacht, Dich bald einmal sprechen zu können, so will ich alles bis dahin versparen, da Du selbst über meine Umstände Urtheile zu fällen im Stande seyn wirst. — Wenn ich, gute Schwester! an diesen vergnügten Augenblick lebhaft denke, da ich das Glück haben werde, Dich nach so langer Zeit wieder zu umarmen, so bin ich ganz Freude, und warte mit einer gewissen Art der Ungeduld auf die Stunde, da ich Dir persönlich zu versichern das Vergnügen haben werde, mit was für Zärtlichkeit Dich noch liebet

Deine

treue Schwester,

Amalie Langbein.

XVIII. Brief.

Herr von Lachen an Herrn Gutwein.

Ich bin doch zu lauter solchen Narrenspossen versehen. Kaum habe ich mit dem Doktor ein Spiel gehabt *), so macht ein Advokate wieder einen

*) VIII. Brief des 2ten Theils.

einen neuen Auftritt. Ich will Ihnen die Sache umständlicher erzählen. Der Doktor hatte mich verklagt. Ich hatte mir vorgenommen, alles einzugestehen, und keine Weitläuftigkeiten zu machen; denn wenn eine Sache einmal unter die Hände der Advokaten kommt, so kann man nur immer den Beutel spicken. Sie wissen schon, daß ich diese Art Leute, wie die Pest, hasse; allein dem ohnerachtet wollte ich, nur zum Spaß, das Urtheil und den guten Rath eines solchen Kerls hören. Ich ließ also den berühmten Advokat Urian holen. Er kam glücklich.

Nehmen Sie, sagte ich zu ihm, es ja nicht übel, daß ich Sie hieher bemühet. Ich habe mit dem Herrn Doktor Blumenberg einige Verdrüßlichkeiten gehabt: er hat mich verklagt.

Es ist mir eine Gnade, wenn ich Ihnen dienen kann. Seyn Sie nur so gnädig, und erzählen mir einige Umstände.

Stellen Sie sich einmal vor. Der infame Kerl kam zu meiner Frau: denn er war ihr Hausdoktor. Diese klagte über starkes Reißen in der kleinen linken Fußzehe. Er schlug ihr eine Salbe vor, die er Emplastrum mentis nannte, und verordnete, sie sollte damit Abends den Hirnschädel bestreichen. Meine Frau bat ihn, Abends um 12 Uhr selbst zu kommen, und diese Operation zu verrichten. Er kam auch Abends. Ich wartete auf ihn, und meine Frau hatte ich ins

Bayerische Staatsbibliothek München

ins Bette geschickt. Ich stellte ihm die Unmöglichkeit vor, daß dieser Balsam von dem Hirnschädel in die Fußzehe wirken könne. Er wollte aber doch noch immer Recht haben. Das verdroß mich: ich kriegte meine Hetzpeitsche, und prügelte ihn, was das Zeug hielt. Darüber hat er mich verklagt.

Haben Sie ihn denn blutrünstig geschlagen?

Das dächte ich, er blutete wie ein Schwein.

Das ist Schade: sonst hätte aus der ganzen Sache nicht viel sollen gemacht werden.

Also muß ich wohl die ganze Sache eingestehen, und mich der Strafe unterwerfen?

Gott bewahre, Ihro Gnaden — Das wäre nicht gut, wenn ein Advokat nicht mehr als eine Ausflucht wüßte. Wie wollte man denn da zurechte kommen? — Lassen Sie mich nur sorgen.

Gut, ich will Ihnen alles überlassen: aber sagen Sie mir nur, wie Sie die Sache einfädeln wollen, daß der Doktor Unrecht behält?

Dafür ist mir nicht leid — aber eins muß ich vor allen Dingen wissen. In dieser Sache wird ohne Zweifel das meiste auf den Eyd ankommen. Würden Sie wohl im Stande seyn, zu schwören? oder haben Sie darzu ein so zartes Gewissen?

Hol mich der Teufel, Herr Urian! mein Gewissen ist eben so zarte nicht, aber einen falschen Schwur mag ich doch nicht thun.

Warum nicht?

Ich kann es selber nicht sagen. Mir schauert allemal die Haut, wenn ich von einem falschen Eyde höre.

O! gnädger Herr! dies rührt gewiß noch von der Erziehung her. Ich stelle mir dies eben so vor, als die Gespenster; weil uns unsere Ammen in der Kindheit dadurch eine Furcht einjagen, so nehmen wir diese mit in die künftigen Jahre. Ich habe schon viele solche Clienten gehabt, die sich vor einem Meineyd gefürchtet. Ich habe ihnen diese Vorurtheile benommen, sie haben geschworen, ihre Processe gewonnen, und sind viele davon, wenigstens ruhig, gestorben. Ich dächte, gnädger Herr! Sie wagten auch ein solches Eydgen. Ich stehe Ihnen mit Leib und Seele davor, es schadet Ihnen nichts. Dann wollen wir schon dem Doktor die Hölle noch heiß machen; aber ohne Schwur geht das nicht an.

Vorm Henker! Herr Urian! soll ich denn beschwören, daß ich den Doktor nicht geprügelt? Das wäre doch ein ganz rasender Schwur!

O; Gnädger Herr! ich bitte sehr um Vergebung — Ich habe Clienten gehabt, die noch größere Meineyde gethan, als dieser wäre, und befinden sich recht wohl dabey; aber das sollen Sie, wie schon gesagt, nicht beschwören: das können Sie zugeben, daß Sie ihn geprügelt. — Aber —

Nun — was soll ich denn beschwören?

Ich will Ihnen gleich meine Gedanken sagen. Sie müssen beschwören, daß der Doktor Ihnen bey Ihrer Frau Gemahlin ins Gehege gienge, die es Ihnen nicht nur offenbaret, sondern Sie selbst wären davon ein Augenzeuge. Wollen Sie aber dieses nicht, so können Sie doch wohl gar leicht einen von Ihren Bedienten durch Geld gewinnen, daß er einen falschen Schwur thut. Freylich besser wäre es, wenn Sie das thäten.

Gut! Herr Urian! — ich will schwören. Aber — wenn nun gefragt wird, warum ich den Doktor eben dazumal geprügelt?

Da müssen Sie wieder schwören: Sie hätten schon nebst Ihrer Frau Gemahlin im Bette gelegen, und geschlummert, als der Doktor gekommen. In dem Gedanken, es sey ein Dieb, wären Sie aus dem Bette gesprungen — hätten die Peitsche ergriffen, und auf den vermeinten Dieb losgeschlagen. — Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie dieses beschwören, so kriegen Sie nicht die geringste Strafe, sondern vielmehr der Doktor: und den blutigen Rücken hat er noch oben drein; aber schwören müssen Sie; da hilft nichts davor. — Und — überhaupt, gnädger Herr! was macht sich denn ein Cavalier aus einem Fluche und Schwur?

Nur stille — ich will Ihnen folgen, und alles beschwören.

Es wird Ihnen auch sicher nicht gereuen. Das wäre ja eine ewige Schande vor Sie, wenn

der Doktor Recht behielte. Es ist mir noch nicht eine einzige Sache verloren gegangen, da mein Client hat schwören können. Daher dies auch allezeit meine erste Frage ist, die ich an ihn thue. Es giebt aber doch bisweilen, vorzüglich untern Bauern, solche Pinsel, welche sich lieber todtschlagen lassen, als daß sie einen Meineyd thun. Mit Leuten von Erziehung aber, vorzüglich den Adelichen, hat man nicht viele Mühe, was diesen Punkt anbetrift. Darum wunderte ich mich auch, daß Ihro Gnaden einen Meineyd scheuten, da Sie doch wohl auch bisweilen einen guten Haus- Mund- und Magenfluch zu thun belieben, und Fluchen und Schwören mit einander vergeschwistert sind.

Ja! ich muß gestehen: Fluchen kann ich tapfer; aber falsch geschworen habe ich in meinem Leben noch nicht.

Das wundert mich. Es wird sich schon noch geben. Uebung bringt Erfahrung.

Aber, mein lieber Herr Urian, wenn es nun entdeckt würde, daß ich einen Meineyd gethan?

O! dieserwegen seyn Ihro Gnaden sehr ruhig. — Vors erste, will die Strafe des Meineydes heutiges Tages das nämliche sagen, was in der Kirchenordnung die bestimmte Strafe des Ehebruchs bedeutet. Und zweytens — wer sollte es denn entdecken? — Ich? da müßte ich ja vor den Kopf geschossen seyn: ich zöge mir ja selbst die größte Strafe zu. Das Gott erbarm!

 da

da hätte ich schon vieles sagen müssen. Nein, gnädger Herr! davor sind Sie sicher. Dies bleibt gewiß verschwiegen. Ein Advokat muß, Trotz einem Geistlichen, die Kunst der Verschwiegenheit besitzen. Sonst ist er verloren.

Ich will mich also darauf verlassen. Und der Meineyd schadet mir nichts?

Nichts — gar nichts! Es ist Narrenspossen damit. Ich stehe Ihnen davor mit Leib und Seele.

Hier klingelte ich, und der Gerichtsfrohn kam, nach genommener Abrede, in die Stube. — Mit Ihrem Leibe und Seele, fragte ich ihn noch einmal, stehen Sie mir davor?

Ja, gnädger Herr!

Ich brauche jetzt nur Ihren Leib — Ihre Seele geht mich nichts an. — Walther (so heißt der Gerichtsfrohn), zählt diesem Herrn 20 Preller zu. —

Wie? gnädger Herr! einen Advokaten durch den Gerichtsfrohn prügeln zu lassen? —

Ey! was schiert mich der Advokate — Was — Advokate hin, Advokate her! Sie sind kein Advokate — Ein Betrüger! — ein Verführer! Mußt du, Canaille! deine Clienten zum Meineyd verführen? — Walther! ins Zeug — schlagt zu — —

Auwe! auwe! — gnädger Herr! — ich sterbe!

Stirb immerhin! — da wird ein Betrüger in der Welt weniger! — Zugeschlagen!

Auwe!

Auwe! — auwe! — ich verklage Sie!

Immerhin — Racker, verklage mich, wo du willst. — Nun ist es genug! — Morgen ein mehreres — Walther! schmeißt den Betrüger ins Gefängniß!

So wurde er fortgeführt. Ich ließ gleich den Schneider kommen, welcher ein ganzes Narrenhabit vor den Herrn Urian verfertigen mußte. Den Tag darauf mußte er es anziehen. So wurde er mit Schellen an dem Haarbeutel und Halse durchs Dorf geführt, und dann an Pranger geschlossen, bis Nachmittags um vier Uhr, worauf er in Gnaden seine Dimißion erhielt, von Rechts wegen — Der wird gewiß an den mir ertheilten guten Rath, weil er lebt, denken, und sich gewiß hüten, daß er mich nicht verklagt: es könnte ihm sonst selbst übel bekommen. Wenn nur auf diese Art einige von solchen unwürdigen Advokaten recht feyerlich gestraft würden, es würde viele Aufmerksamkeit bey dieser Sekte erregen; denn es ist ganz rasend, wie unbarmherzig diese Kerls mit ihren Clienten umgehen. Einige meiner Bauern sind davon traurige Beyspiele. Wo man auch nur jetzt hinsieht, so stehen eine Kuppel Advokaten im Wege, die alle nach dem lieben Brodte gehen, und den Beuteln der armen Bauern ehrfurchtsvolle Komplimente machen. Ich rede nicht von allen: denn es giebt auch rechtschaffene darunter; aber gewiß sehr wenige. Diese wenigen ausgenommen, mache ich,

wie mein Hofmeister sagte, über jeden Advokaten die Ueberschrift: Mundus vult decipi — und über die Beutel der Clienten — diese: Ergo decipiatur — Auf diese Art habe ich doch einmal an einem Advokaten mein Müthchen gekühlt.

Was recht Neues muß ich Ihnen doch melden. Malchens Schwester, Lottchen, macht jetzo die Fromme. Sie ist auf einmal eine Betschwester geworden. Nunmehr zweifle ich nicht mehr an meiner Bekehrung; denn so verdorben, als diese war, bin ich in der That noch nicht. Das Bewunderns würdige hierbey ist dieses, daß ein Cavalier, den ich aber nicht kenne, Herr von Trolla, die Mittelsperson hierbey gewesen seyn soll. Nun, meiner Seele, das ist weit gekommen, wenn auch sogar die Adelichen anfangen, Bekehrer der Heyden zu werden. Mich wird der Himmel gewiß davor behüten. Ich werde den Theologen keine Eingriffe in ihre Aemter thun. — Meine Frau lebt ohne mich recht vergnügt, und ich mache mich ohne sie doch mit ihrem Gelde recht lustig! Unsere Liebe zeigt sich bloß durch Briefe, die mit lauter Zärtlichkeiten erfüllt sind: weiter aber geht die Sache nicht. — Noch etwas Neues. Herr von Bel hat sein Guth und übrige Sachen verkauft, und ist davon gegangen. Warum? und wohin? — das ist auch seinen besten Freunden ein Räthsel. Imgleichen hat auch der lustige Pastor Februarius seine Pfarre verlassen, und ist, wie der Ratz vom Taubenhause,

benhause, davon gegangen. Dem verdenke ichs nicht; denn zu einem Pfarre schickte er sich nicht. Er war eher zu einem schwarzen Husaren bestimmt. Bey diesem Posten würde er sich gewiß besser auszeichnen, als auf der Kanzel. Wer weiß, was geschieht! Aber ein seltner Fall ist das. Seine Herren Amtsbrüder haben ihn auch schon, wie leicht zu denken, in den Bann gethan, und ganz verdammt. — Hier muß ich schlüßen, und Sie zum letzten Male bitten, mich zu besuchen. Geschiehet dies nicht bald, so schreibe ich in meinem Leben nicht wieder an Sie.

XIX. Brief.

Herr Past. Weiße an Herrn M. Langbein.

Das Baarsche Haus ist jetzt ein wahres Klagehaus — Amantchen ist wegen der Flucht ihres Bruders im höchsten Grade schwermüthig, und in der That nahe am Rande der Verzweiflung. Ich habe alle nur mögliche Mittel versucht, sie zu zerstreuen; allein, außer der Harfe und Violine, das ihre Lieblingsinstrumente sind, ist nichts hierzu geschickt gewesen. Man brauchte bey ihr Medicin: allein auf meine Vorstellungen hat man damit aufgehört; denn der Ursprung dieser Krankheit ist nicht im Körper, sondern in der Seele zu suchen; daher auch Mittel, die auf die Seele würken, zu brauchen sind. — Lustige Comödien —

muntere Poesien — Gesellschaften — Promenaden und Musik sind, meines Erachtens, am meisten geschickt, ein niedergeschlagenes Herz zu zerstreuen; denn solche traurige Personen mit Gründen der Religion von ihren irrigen Vorstellungen, die noch neu sind, zu befreyen zu suchen, und damit beständig fortzufahren, halte ich nicht vor dienlich. Unser Herz braucht einige Erholung von dem Jammer, davon es genagt wurde — und es erfordert einige Ruhe, wenn die Vorstellungen der Religion auf selbiges Eindrücke machen sollen. Dies sehen wir an uns selbst. Wenn der Tod unsrer nächsten Anverwandten uns betrübt, und Thränen erpreßt, so mag man uns die besten Trostgründe vorsagen — hören wir auf zu weinen? (*) — Nein! wir weinen fort, ohnerachtet unser Verstand diesen Trostgründen den Beyfall nicht versagt. Diese rühren unser Herz nicht eher, als bis, wenn ich so reden darf, der glückliche Periode kommt, da unsere Augen nicht mehr weinen können — Dann erst erhält unser Verstand die Herrschaft über das Herz wieder, und dann sind die Trostgründe von herrlicher Wirkung. Ich weiß nicht, ob ich hierinne Ihren Beyfal erhalte; allein, so viel ist richtig, Amantchens Beyspiel beweißt die Wahrheit meiner Meynung; denn sie wurde, da ich zugegen war, von unterschiedlichen Geistlichen besucht,

(*) Misero si flere non licet, magis flendum est, imperari dolori silentium non potest — Sen. Rh. l. 3.

sucht, die sie aus der Religion unterhielten; allein, sie richteten nichts aus; denn sie verbat ihren Besuch, und war noch verdrüßlicher und tiefsinniger, wenn sie den Prädiger kommen sahe. Solche Patienten also auf andere Art erst zu zerstreuen, ist ohne Zweifel das beste Mittel. Hier muß nun freylich die Klugheit solche in Vorschlag bringen, die der Neigung des Kranken in gesunden Tagen angemessen waren; denn eine recht starke Neigung, die zur Gewohnheit geworden, zeigt sich auch bisweilen in Krankheiten; aber wie nun? Amantchen hat bey gesunden Tagen nie die Lektüre der muntern Comödien und Poesien — sondern vielmehr einen Zachariä und Young geliebt. Also fallen diese sonst guten Mittel zur Zerstreuung weg. — Ferner, an muntern Gesellschaften und Promenaden hat sie nie ein besonderes Vergnügen empfunden — Also sind auch diese nicht brauchbar — noch vielweniger haben ihr sonst andere Arten der Spiele geschmeichelt. Nichts also, als die Musik, ist noch übrig. So lange, als die Harfe, Violine, oder der Flügel gespielt wurde, schien sie etwas ruhig zu seyn; allein, wurde dieses lange, oder oft wiederholt, so erfolgte nicht der geringste Nutzen. Dann gerieth sie entweder in melancholische Stille — oder in heftigen Zorn und Ungedult, welche sie durch verzerrte Minen und wüthende Bewegung der Hände, und Stampfen der Füße an den Tag legte. Dies alles sind, nach dem Begriffe, den ich von der Schwermuth habe, Kennzeichen

davon; denn alle die Quellen, woraus sie zu entstehen pflegt, entdecke ich in dem Schicksale Amantchens. Solche Quellen, daraus die Schwermuth entsteht, sind, meines Erachtens, vorzüglich folgende: Die Vorstellung eines Glücks, dessen wir beraubt worden sind — unserer Wünsche, die das Schicksal vereitelt — unserer Liebe, die beleidigt worden. Mit diesen Vorstellungen ist Amantchens Verstand ganz angefüllt. Des Glücks, ihren Bruder wieder gefunden zu haben, ist sie beraubt — Ihre Wünsche, seiner Gegenwart noch länger vergnügt zu genießen, sind durch seine Flucht vereitelt; und ihre Liebe, die sie zu ihm hatte, ist durch sein schlechtes Verhalten gänzlich beleidigt. Dies macht sie traurig; denn dieserwegen schätzt sie sich vor unglücklich: und aus der Betrachtung unsers Unglücks entsteht die Traurigkeit. Diese erzeugt das Mißvergnügen mit uns selbst, und dieses, wenn es anhaltend ist, gebiert die Schwermuth. Unmuth — Sorgen — Bangigkeit und Verwierung sind ihre Begleiter, und in diesem traurigen Gefolge macht endlich die schreckliche Verzweiflung den Beschluß (*). Der Verstand wird erschöpft, die natürliche Wärme verlöscht — die Lebenssäfte vertrocknen, und auf diese Art führt die Schwermuth ein tödtendes Gift

bey

(*) S. Joh. Adolph Hofmanns zwo Bücher von der Zufriedenheit nach den Gründen der Vernunft und des Glaubens.

bey sich, und erzeugt den Tod, oder macht Selbstmörder. Der Himmel gebe, daß dies nicht das Schicksal Amantchens sey. — Aber, bester Freund, man sagt gemeiniglich, Personen, die schwermüthig wären, hätten in Erkenntniß der Wahrheit noch keine geübte Sinne; denn, spricht man, hätte ein Schwermüthiger richtige Begriffe von einer göttlichen Vorsorge, welcher unsere Anliegen nicht verborgen sind, so würde er ja seine Noth mit stiller Gelassenheit seinem Gott im Gebete vortragen — Wäre er von den Wahrheiten der göttlichen Verheißungen überzeugt, so würden ihn ja die herrlichen Versprechungen Gottes: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, ich bin dein Gott, ich stärke dich — Des Herrn Rath ist wunderbar, aber er führt es endlich herrlich hinaus — Was ich jetzt thue, weißt du nicht, du wirsts aber hernach erfahren — aufrichten und trösten? — Wäre er mit seinem Erlöser besser bekannt, so müßte er an diesem einen mitleidigen Hohenpriester erblicken, welcher weiß, wie einer unter der Last des Kreutzes gedruckten Seele zu Muthe, da er selbst allenthalben versucht worden? — so würde er bey diesem Ruhe vor seine Seele suchen. — So beschuldigt man die Schwermüthigen: und doch gilt dies nicht von Amantchen; denn an Erkenntniß der Wahrheit fehlte es ihr nicht, und ich weiß sehr viele Proben, durch welches sie ihr thätiges Christenthum hinlänglich bewiesen. — Hier, mein Freund! in einem solchen Fall muß ich offenherzig

gestehen,

gestehen, daß ich eine solche Art der Schwermuth, die eine fromme Person betrifft, nicht anders, als durch besondere Weisheitsvolle Zulassung einer höhern Providenz zu erklären wage; denn kann Gott nicht bisweilen seinen Frommen aus heiligen verborgenen Absichten die Empfindung seiner Gnade entziehen? Und ist dieses — was Wunder, wenn die Schwermuth die natürliche Folge davon ist? Hierbey rechtfertigt sich die Ehre Gottes selbst, da er zwar versucht, aber nicht über unser Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen.

Dies sind, mein Werther! meine Gedanken von der Schwermuth. Ich weiß nicht, ob Sie selbige Ihres Beyfalls zu würdigen belieben werden? Aus diesem Grunde bin ich sehr begierig, Ihr künftiges Schreiben an mich zu lesen. Doch, vielleicht habe ich das Vergnügen, persönlich Dero Meynung hierüber zu vernehmen, welches mich weit mehr erfreuen würde. — Ueber Lottchens Bekehrung habe ich mich sehr erfreut, aber auch nicht wenig gewundert. Die ganze Geschichte hiervon hat lauter Züge des Seltsamen; denn wer den Herrn von Trolla kennt, wird ihm zwar seine Rechtschaffenheit nicht absprechen — daß er aber Lottchen bekehren sollte, wird er ihm nicht zutrauen. — Und mit welcher Geschwindigkeit ist diese Veränderung vor sich gegangen! Gleich der zweyte Besuch des Herrn von Trolla hat ihr Herz gewonnen!

wonnen! Wie viele Mühe und Arbeit müssen wir Prädiger oft an unsern Seelenkindern anwenden, und wie viele Jahre vergehen oft, ehe wir das sanfte Vergnügen haben, die Retter einer Seele gewesen zu seyn! Dies ist Ihnen, mein Freund! nicht unbekannt. Ich finde also in dieser ganzen Geschichte mancherley Zweifel; zumal, wenn ich erwäge, wie sehr Lottchens Herz ins Eitele verwickelt gewesen — welche Fertigkeit sie in Sünden erhalten — und wie übertrieben stark ihr Hang zu allen Arten der Ausschweifungen gewesen. Hier erstaune ich ganz, und halte mein Urtheil zurück, indem ich an den Ausspruch denke: Richtet nicht — und wegen des Gedankens: Diese Bekehrung könnte ein künstliches Gewebe der Verstellung seyn, mich selbst bestrafe, weil ich doch alsdann den höchsten Grad eines von Grund aus verdorbenen Herzens annehmen müßte. Dies überlasse ich der Zeit zur Entwickelung. Hiermit, mein Bester! leben Sie recht vergnügt. Daran nimmt den größten Antheil

Ihr

aufrichtiger Freund

Weiße.

XX. Brief.

XX. Brief.

Der Bediente Herrmann schreibt an Hellmond.

Bald mußt Du böse auf mich seyn, daß ich so gar lange, wider meine Gewohnheit, nicht an Dich geschrieben; aber, liebes Brüderchen, es ist mir auch seit der Zeit recht närrisch gegangen; denn ich habe Dir schon gemeldet, daß Herr von Trolla meine Frehlen zu bekehren gesucht (*). Dies war mir dazumal, wie Du weißt, außerordentlich lächerlich; allein, ich habe mich, hols der Henker! rasend geirrt; anstatt, daß ich glaubte, ihm recht den Beutel zu schneiden, und zu nutzen, hat mir der Racker, wider mein Erwarten, entsetzlichen Schaden gethan, und mir mein ganzes Concept verrückt; denn er hat, durch seine wiederholten heiligen Besuche, doch endlich Lottchens Herz so eingenommen, daß sie, straf mich, hol mich — schon seit geraumer Zeit eine Heilige vom ersten Range ist. Sie verehrt ihren Trolla als Abgott. Er hält, wenn er zu ihr kommt, ordentliche Betstunde, und unterhält sie mit geistlichen Gesprächen. Jetzt versäumt sie keine Kirche, und in ihren Gesprächen, die sie führt, zeigt sie sich als die Frömmigkeit selbst. — Meiner Seele — ich hätte eher geglaubt, einen Mohr weiß zu waschen, als

(*) III. Brief zweyten Theils.

als daß aus Lottchen eine solche heilige Barbara werden könnte. Muthchen hat es nun auch nicht mehr gut bey ihr. Die brauchte sonst in ihren Reden gegen sie kein Blatt vors Maul zu nehmen. Jetzt verflucht sie alles Zobeln, —— alle gewohnte Zweydeutigkeiten und verliebte Liederchen. Alles, wovon sie jetzt mit ihr spricht, sind Ermahnungen zur Frömmigkeit, und Gespräche von ihrem eignen Glück, das ihr ihr jetziger Stand gewährt. Mir hat sie durch Muthchen meinen fernern Besuch verbiethen lassen. Da kannst Du leicht denken, wie mir hierbey zu Muthe seyn muß. Anfangs glaubte ich, es wäre nur ein kleiner Spaß; allein, durch die Länge der Zeit habe ich, leider! eingesehen, daß es völliger Ernst sey. Die Frühstunden, die ich sonst bey ihr vergnügt zubrachte, wendet sie nun zum Bibellesen, Beten und Singen an, und ich suche unterdessen meine Grillen zu verschlafen; denn, weis Gott, ich weis Dir manchmal nicht, wo mir der Kopf stehet, und schon tausendmal habe ich gewünscht, ich sey noch Tanzmeister. — Denn, kannst Du denken, auch nicht einmal bey Tische sieht sie mich mehr an, und sonst brachte sie oft bey der Tafel ein Gespräche vor, das auf eine unsrer Liebesgeschichten eine geheime Beziehung hatte, oder das, was sich zwischen ihr und mir zugetragen hatte, brachte sie mit kleinen künstlichen Veränderungen von andern vor, und gab mir dabey einen geheimen durch die Seele dringenden Blick. Das alles ist schon lange wegge-

fallen. Entweder sie spricht gar nichts, und ist im heiligen Tiefsinne, oder was sie sagt, sagt sie mit heiligen Lippen und Blicken. Pfui Zeder! über die Wirthschaft — die gefiele mir. Das ist doch ein recht dummes Leben — auch sogar, wenn man ein Bösewicht ist, hat man selbst mit der Befriedigung seiner Begierden seine Noth *). Dies habe ich, hol mich dieser und jener, noch nicht so eingesehen, als jetzt. Bey so einer Hundewirthschaft konnte Muthchen und ich ohnmöglich ruhig seyn. Wir beyden beschlossen also, den Heydenbekehrer Trolla uns vom Halse zu schaffen; aber wie? — Hier, Brüderchen! war guter Rath theuer. Ich war, hols der Teufel, so dumm, als wenn ich wie ein Ochse vor den Kopf geschlagen wäre. Ich konnte, meiner Seele, mich auf keinen gescheuten Pfiff besinnen; aber, Brüderchen! was der Henker nicht weis, und worauf oft kein Teufel fällt, das führt eine listige Weibsperson glücklich aus. — Muthchens Beyspiel beweist dies; denn seit länger als acht Tagen ist sie mit einem Plane schwanger gegangen, und ich war immer darbey so dumm, wie ein Bund Stroh. Ihr Plan war glücklich entworfen, dessen Ausführung

einen

*) Proinde Judaeorum Philosophus statuit cupiditatem πάντων κακῶν αἰτίαν - - Philo de Carit. - - et Siculus eam animi partem, in qua libido est, perforato dolio similem esse dicit, quod expleri non potest. - - Plat.

einen nicht minder erwünschten Ausgang gehabt hat, wie folgende Erzählung zeigen wird. Muthchen wußte, daß Herr von Trolla glaubte, die gnädge Frau wisse nichts von seinem Besuche bey Lottchen. Er furchte sich also vor ihr. Davon machte sie, nach genommener Abrede, einen gar herrlichen Gebrauch. — Sie lauerte vor Lottchens Thür, und erwartete seinen Abschied. Dieser erfolgte Nachmittags um fünf Uhr. Wie sie haußen sein Abschiedskompliment hörte, trat sie einige Stufen auf der Treppe zurück, und da sie ihn kommen hörte, lief sie ihm, in angenommener Mine der Bestürzung, entgegen.

Ach! sagte sie, Herr von Trolla, ich bitte Sie um tausend Gotteswillen, was machen wir? — alleweile kommt die gnädge Frau herauf, vermuthlich meine Frehlen zu besuchen, oder sich sonst in den Kammern nach diesem und jenem umzusehen. Wie wird das werden? Wird sie Ihnen gewahr, so geht der Henker los, und meine arme Frehlen kommt, hol mich der Popans, ins Teufels Küche.

Daß Gott erbarm, liebes Muthchen, verstecke sie mich, ich will gewiß recht erkenntlich davor seyn!

Gut! also kommen Sie, hier in diesem Mehlkasten will ich Sie verbergen, und denselben zuschlüßen.

Das ist schöne. Lasse sie mich aber zu rechter Zeit wieder heraus!

Das versteht sich am Rande!

Herr von Trolla war nun im Mehlkasten. Voller Freuden kam Muthchen zu mir, und erzählte mir diese Geschichte, die sich endlich, wider unser Erwarten, ganz besonders gut entwickelte. Ich muß Ihnen, um sie zu verstehen, vorhero den Ort, wo sich der Mehlkasten befand, beschreiben. Vor der Kammer, in welcher die Ausgeberinn schlief, war ein kleines Behältniß, das vor diesen Kasten bestimmt war. Dieser diente zugleich der Jungfer Schnabeln (so hieß die Ausgeberinn) zu ihrem Waschtische. Es war eben zu der Zeit der Andreas-Abend, welcher den Jungfern, wie bekannt, außerordentlich heilig und merkwürdig ist. Die Jungfer Schnabeln gieng Abends um eilf Uhr, mit dem Wasserkruge in der Hand, in ihre Kammer, vor welcher sie selbigen auf den Mehlkasten setzte. Nachdem sie sich so weit, als es, sich zu waschen, nöthig war, entkleidet, gieng sie aus ihrem Behältniß vor den neumodischen Waschtisch, und, während daß sie sich wusch, betete sie das Andreas-Gebetchen:

Ach ich armes Jungferlein,
Möchte gar zu gerne freyn!
Bescher' mir bald ein Männelein,
Ach! du lieber Andreas mein!

Trolla in dem Kasten glaubte ohne Zweifel, dies sey Muthchens Stimme — Ich heiße, rief er in dem Mehlkasten, nicht Andreas, mache sie auf! — Hier nahm die Ausgeberinn die Lampe, glaubte, es wäre ein Dieb, und kam voller Schrecken und unter einem Zedergeschrey vor mein Bette:

Ach, Herr Herrmann! stehen Sie geschwinde auf, in dem Mehlkasten hat sich ein Dieb verborgen. Ich bin halb des Todes. Geschwinde! geschwinde!

Gleich will ich aufstehen. Ist denn der Mehlkasten verschlossen?

I! freylich.

Das ist gut. Lege sie sich nur ins Nest. Ich will den Koch wecken. Wir wollen vor dem Kasten mit Pistolen und Degen wachen, und morgen die Sache untersuchen.

Das arme Mädchen war so erschrocken, daß ich ihr mußte ein niederschlagendes Pulver eingeben. Da sie fort war, legte ich mich wieder nieder, und mit anbrechendem Tage gieng ich in die Mehlkammer, damit mich die Jungfer Schnabeln daselbst antreffen möchte. Diese meldete der gnädigen Frau, sobald sie aufgestanden war, ihre nächtliche seltsame Geschichte. Diese kam gleich, in Gesellschaft ihres Cousins, nicht wenig erschrocken, zu mir, und resolvirte, daß der Mehlkasten vor die Hausthüre geschafft, und da in Gegenwart einiger Soldaten eröffnet werden sollte:

Es wurde nach Soldaten geschickt, und der Mehlkasten vor die Thür getragen. Ich hatte meine Pistolen geladen, und das Schloß zu öffnen war mir aufgetragen. Unerschrocken, in Gegenwart einer unzählichen Menge Volks, schloß ich auf, schlug den Deckel des Kastens zurück, und siehe da, der vermeynte Dieb, der ganz mit Mehl überzogen war, sprang heraus, und wollte entfliehen. Dies wäre auch geschehen: denn die Soldaten waren über diese seltsame Erscheinung selbst erschrocken, und wichen diesem Gespenste. Ich aber nicht faul, meinen Hahn aufgezogen, und schoß das Gespenst auf die Füße, daß es hinsinken mußte. Nun liefen die nunmehr mit Muth gestärkten Soldaten hinzu, kriegten den Herrn beym Schlavettchen, welcher unter einem erbärmlichen Geschrey über seine Wunden in Beinen in die Wache hinkend gebracht wurde. Jedermann wunderte sich, da man hörte, es sey der Herr von Trolla, der im Mehlkasten gesteckt. Auf der Wache wurde seiner Börsche rechtschaffen zur Ader gelassen; sie blutete gut. Hierauf mußte der liebe Herr, auf Befehl des Generals, zwey Stunden auf dem Esel reiten, und auf diese Art wurde er das Gespräche der ganzen Stadt, und im höchsten Grade beschimpft. Wer war nun froher, als ich und Muthchen! Ich sollte doch nun glauben, Lottchen werde ihn, da er hierdurch gar zu sehr entehrt ist, nicht wieder vor sich lassen; und vielleicht schämt er sich auch selbst, sie wieder zu besuchen.

suchen. Dann habe ich schon genug gewonnen. Vielleicht hilft der Himmel, daß ich Lottchen von ihrem einfältigen frommen Leben wieder bekehren, und zu einem vernünftigen Menschen wieder machen kann. So spielte sie eine gar einfältige Rolle, und es war gar nichts mit ihr anzufangen. —

Siehst Du, Brüderchen! hols der Henker, auch dieser Streich ist mir glücklich gelungen. Vielleicht bin ich nun auch noch im Stande, wenn einmal der infame Heydenbekehrer wegbleibt, Lottchen wieder zu gewinnen. Es muß reißen oder brechen. Hol mich der Satan! ich will nicht eher ruhn und rasten, bis ich wieder meinen Zeitvertreib mit ihr habe; ich wollte mir sonst nicht das Leben länger wünschen. Das kannst Du gar nicht glauben, wie empfindlich es mich zeithero gekränkt hat, daß ich ohne die Frehlen habe leben müssen. Ich muß also jetzt das Beste hoffen. Ob mich diese Hoffnung täuschen werde, oder nicht, das wird die Zeit entwickeln. Du sollst alles sogleich erfahren von

Deinem

Freunde

Herrmann.

XXI. Brief.

Der Kriegsrath von Dulle aus Königsberg an die Frau von Baar.

Das Schicksal Amantchens geht mir außerordentlich nahe; allein, dasjenige, das mich am vergangenen Montage des Nachts betroffen, ist in der That noch weit trauriger. Erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen die grausame Art des Todes meiner Gattinn mit vieler Betrübniß melde. In schon gedachter Nacht liege ich mit meiner Frau im ersten tiefen Schlafe. Es kommen drey mit Gewehr versehne starke Leute in die Wohnstube, deren Ankunft unser kleiner Hund durchs Bellen verkündigt. Ich frage: Wer da? — Schweig stille, Racker — oder es kostet dein Leben! — war die Antwort — Meine Frau, in der größten Hitze, sprang aus dem Bette, und gieng diesen Dieben entgegen, von welchen einer sie mit der Flintenkolbe an den Kopf dermaßen schlug, daß sie zur Erde sank und auf der Stelle todt blieb. Die andern zwey bemächtigten sich meiner, banden mich, und schwuren mir den Tod, wofern ich nicht schweigen und ruhig bleiben würde. Hier stellen Sie sich mein Leiden vor. Meine arme Frau lag todt in ihrem Blute — ich war gefesselt; und, Gott! wie stark mußte das Vertrauen zu diesen Mördern seyn, daß sie mir mein Leben lassen würden. Ja, ich versichere Ihnen, in diesem

Augen-

Augenblicke wünschte ich mir den Tod, und hatte mich auch schon durch Gebet völlig darzu bereitet. Eine ganze Stunde wirthschafteten diese Bösewichter in meiner Stube, und bemächtigten sich meiner besten Sachen, und was sie nicht finden konnten, darüber fragten sie mich unter den stärksten Drohungen. Endlich kam die Stunde meiner Erlösung. Mein Bedienter, der unter mir schlief, hatte das Bellen des Hundes und den Lerm in meiner Stube gehört; er entschlüßt sich also in der Stille, auf die Wache zu gehen, und Soldaten herbey zu holen; diese kamen unvermuthet, und trafen meine Gäste noch im Einpacken an, und führeten sie gefangen mit sich. Wer war froher, als ich! Aber, o, Gott! welch ein trauriger Anblick! Meine arme Frau schwamm ganz im Blute, und war todt. Fühlen Sie nicht ein warmes Mitleiden bey sich selbst? — Hierbey war mein treuer Bedienter ein besonderes Glück vor mich. Diese Gefälligkeit habe ich auch schon reichlich belohnt, und werde sie gewiß nie vergessen. Ueberhaupt sehe ich nun immer mehr ein, daß es sehr vortheilhaft vor Herrschaften sey, wenn sie sich gegen ihre Bedienten so verhalten, daß sie mehr aus Liebe, als Furcht, ihre Schuldigkeit beobachten; denn was hatte mein Bedienter nöthig, aufzustehen, die Soldaten zu holen, und mir zu Hülfe zu kommen? konnte er nicht im Bette ruhig bleiben, und sich mit dem Schlafe entschuldigen? Was trieb ihn hierzu an, war es nicht die

Liebe zu mir, und die kleinen Präsente, die ich ihm bey diesen und jenen außerordentlichen Fällen gemacht, dadurch sie erregt worden ist? Der ihnen zu rechter Zeit ausgezahlte Lohn macht nur, daß sie ihre Schuldigkeit genau beobachten, weil sie müssen; aber etwas mehreres vor uns zu thun, darzu brauchen wir ihre besondere Liebe gegen uns. Unter diesen in Verwahrung gebrachten Mördern befindet sich vorzüglich einer von außerordentlich gutem Ansehen, dem man solche grausame Thaten nicht zutrauen würde; und dieser eben ist es, welcher meine Frau getödtet. Ich halte ihn vor eine Person von vornehmem Stande. Beym künftigen Verhöre wird es sich offenbaren, davon ich Ihnen Nachricht zu ertheilen nicht ermangeln werde. Wie sehr blendet also der äußerliche Schein! Oft verspricht das Gesicht das beste Herz, und hinter frommen Zügen liegt der Barbar verborgen — Hieher, Lavater! Erkläre! — Ich wünsche, meine gnädge Frau! nichts mehr, als daß der Himmel Ihnen das Schicksal Amantchens erleichtern, und mit Geduld ausrüsten möge. Vielleicht finden Sie in Vergleichung Ihres Schicksals mit dem meinigen einige Beruhigung — doch dies kann ich hier nicht vermuthen, da Sie gewiß an selbigem Antheil nehmen. Und überhaupt ist dieser Trost, den man aus der Noth anderer entlehnt, sehr schwankend und nichtsbedeutend. Wir beyde brauchen gleichen Trost — ich — wegen des schon geschehenen Absterbens

bens meiner Frau — Sie, wegen des noch zu fürchtenden Todes Amantchens. Der Himmel tröste also Sie und mich! Ihrem Gatten empfehlen Sie mich. Ich bin ꝛc.

XXII. Brief.

Herr von Schicho *) aus Hamburg an seine Schwester, die Frau von Elmold.

Ich habe eine außerordentliche Freude gehabt, da Du mir gemeldet, daß Lottchen sich bey Dir aufhält. Ich läugne nicht, ich wünschte, sie zu sehen; denn ich habe vieles Gute von ihr rühmen hören. Vorzüglich verlangt ein guter Freund von mir, Herr von Idelmann, sie kennen zu lernen, und hat es so von weitem zu verstehen gegeben, daß er, nach der Beschreibung von Lottchen, Lust hätte, sie zu heyrathen. Das wäre doch ein wahres Glück vor das arme Mädchen, wenn sie den Menschen kriegen könnte, weil er außerordentlich reich ist; denn lange wird die wohl nicht wählen können; heutiges Tages, wenn ein Mädel kein Geld hat, so bleibt sie gemeiniglich sitzen. Ich glaube doch nicht, daß sie so thöricht seyn wird, und

*) Den Namen, welchen Cajus dem Silanus gab, da er ihn χρυσοῦν πρόβατον nennte, Dio Cass. l. 59. – verdient Herr von Schicho.

und auf ihre Schönheit und Verstand großthun. Das gilt in der Zeit, da wir leben, nicht mehr. Jetzt fragt man nur nach Geld. Und in der That hat man auch nicht unrecht; denn das ist die Seele des Lebens *): und ohne dieses vergeht das bißchen Liebe und Schönheit gar bald. Präge das ja Lottchen ein, damit sie beyzeiten den Werth des Geldes einsehen, und damit gut umgehen lerne. Herr von Idelmann ist nicht allein sehr reich, sondern auch noch in der besten Blüthe seiner Jahre, und sieht sehr gut aus. Das wäre eine recht glückliche Partie vor Lottchen. Was ich darzu beytragen kann, will ich gerne thun. Ich werde daher mit nächstem kommen, sie abzuholen. Die Reise ist mir freylich im höchsten Grade beschwerlich: allein ich will diese Beschwerlichkeiten, aus Liebe zu Lottchen, nicht scheuen — aber sie wird mit vielen Unkosten verknüpft seyn; denn, Schwester, bedenke nur selbst, von hier bis nach Berlin? — das will schon was sagen. Das kann Lottchen freylich nicht verlangen, daß ich sollte die Kosten aus meinem eignen Beutel hergeben. Nein, gewis nicht. Wenn sie mir es auch jetzt nicht gleich kann wiedergeben, so muß sie mir doch eine Obligation, von ihrem Vormunde unterschrieben, ausstellen, nach welcher sie sich verbindlich macht, mir alle Kosten mit Interessen zu ersetzen.

Und

*) Sic quoque Timocles apud Stob. dicit: τὸ ἀργύριον ἐστιν αἷμα καὶ ψυχὴ βροτοῖς.

Und da ich die Reise aus Liebe zu ihr thue, so muß ich auch, nebst meinem Bedienten, frey zehren. Das ist wohl nicht mehr, als billig. Nicht wahr? Schwester! Sage ihr das immer ein Bißchen zum voraus. Man muß in der Welt alle Pfennige zu Rathe halten: man weis ja nicht, wie lange man lebt, und welchen Schicksalen man ausgesetzt ist. Es wird mir ohnedem noch manchen schönen Thaler Geld kosten; denn der Herr von Idelmann wird doch wohl, wenn sie einmal hier ist, sie oft besuchen: da geht es doch nicht so leer ab, und wenn ich auch nur allezeit achtzehn Pfennige vor Kaffe und Zucker, und sechs Pfennige vor eine Pfeife Taback rechne, das macht doch gleich zwey Groschen; den Schnupftaback, den ich ihm doch nach dem Wohlstande präsentiren muß, nicht mit gerechnet. Es kostet doch alles Geld. Die Lottchen halte ich vor so vernünftig, als daß sie dieses umsonst verlangen sollte. Was die Wohnung betrifft, will ich es auch mit ihr billig machen. Sie soll eine schöne tapezirte Stube nebst Kammer haben, darinne sie mit der Kammerjungfer schlafen kann; davor verlange ich nicht mehr, als monatlich drey Thaler, welches sehr billig ist, und zwölf Thaler vor Tisch; ebenfalls monatlich. Vor die Wäsche mag sie selber sorgen. Ich schreibe Dir das alles vorher, damit Du es Lottchen sagest; denn in Sachen, wo es auf das Geld ankommt, muß man sehr behutsam verfahren. Ich verlange, wie schon gesagt, nichts eher, als

bis Lottchen heyrathet, aber freylich mit Interessen. Und wenn nun, welches ich hoffe, diese Heyrath zu Stande kommen sollte, so hätte sie mir doch einzig und allein dieses Glück zuzuschreiben. Dafür, hoffe ich, wird sie schon auch erkenntlich seyn. Auch das vergiß nicht, ihr zu sagen; denn den jungen Leuten muß man hübsch beyzeiten die Tugend der thätigen Erkenntlichkeit einprägen. Uebrigens, weil ich ihr Onkel bin, will ich nichts vor meine Mühe, daß ich sie abhole, ansetzen; allein, da ich doch mit Recht etwas von ihr fordern könnte, (denn heutiges Tages thut man ja keinen Schritt umsonst) so bedinge ich mir zum voraus, daß sie dieses vor das künftige Hochzeitpräsent rechne: und damit kann sie auch in der That zufrieden seyn.

Es könnte aber wohl seyn, daß Du Lottchen nicht gerne wolltest von Dir lassen, und vielleicht schon eine gute Gelegenheit vor sie wüßtest; dieserwegen erwarte ich erst einen Brief von Dir, damit ich nicht eine vergebliche Reise unternehme. Ich wollte mir auch auf diese Reise ein gutes Kleid machen lassen, das ich aber nicht auf Lottchens Kosten, weil ich ihr Onkel bin, schreiben will. Sollte nun nichts aus der Sache werden, so wäre es ja Schade ums Geld, das ich darauf verwendete; denn wenn man es gleich wieder verkauft, man kriegt doch nicht so viel davor, als es gekostet hat.

Nun

Nun will ich mich doch bey Dir nach etwas erkundigen. Künftige Michael kriege ich ein Capitälchen von zwölf tausend Thalern ein. Ist Dir denn etwa jemand bekannt, welcher dies auf die erste Hypotheck borgen wollte? aber es müßte bald geschehen; denn lange kann ich das Geld nicht müßig liegen lassen. Es gieng mir schon im vorigen Jahre einmal so: da wurde mir auch ein Capital von 20000 Thalern ausgezahlt; das mußte ich ein ganzes halbes Jahr, ohne es nutzen zu können, behalten. Da, siehst Du, hat man nichts als Schaden. Und jetzt habe ich bey dem Kaufmann Banno 40000 Thaler stehen, der hat mit seinen Creditoren sich gesetzt, und ich kriege nicht mehr, als dreyßig tausend. Da kann man zu etwas kommen! Ja das glaubt kein Mensch, wie man es einzutheilen hat, daß man dabey ein ehrlicher Mann bleibt. Ich kann mich daher ordentlicher Weise über die Kaufleute ärgern. Sie leben in den Tag hinein. Ihre Weiber machen Staat, wie die Fürsten, und keine Mode kommt auf, die sie nicht gleich haben sollten. Die armen gutwilligen Männer müssen Geld schaffen, sie mögen wollen, oder nicht. Dadurch gerathen sie oft so tief in Schulden, daß sie nicht wieder herauskommen können. Endlich machen sie bankerut, und werden dadurch heimliche Spitzbuben. Das ist himmelschreyende Sünde. Mir ist es schon etliche mal so gegangen; deswegen ich keinem Kaufmanne einen Dreyer mehr borge. Nun, liebe Schwester,

Schwester, wenn Du also einen sichern Ort weißt, wo ich gedachtes Geld unterbringen kann, so sey so gütig, und schreib mirs, daß ich es gleich mitbringen kann, so könnte doch auch das Porto erspart werden. — Stille — es fällt mir alleweile noch etwas ein. Zu der Reise muß ich doch meinen Wagen nehmen. Wenn nun etwas an selbigem zu Grunde gehen sollte, so kann ich doch das nicht auf meine Kosten wieder machen lassen. Das schreibe ich auch mit auf Lottchens Rechnung: denn es geschieht ja alles ihrentwegen. Thue mir aber den Gefallen, und sage das alles Lottchen, daß sie darnach mir nicht Schwierigkeiten macht, und mich vor meinen guten Willen und Liebe etwa übel bezahlt. Man sieht, wies in der Welt, leider! geht. Die Jugend erkennt nicht allemal das Gute, das ihr die Alten erweisen. Gott erhalte Dich gesund. Grüße Lottchen.

XXIII. Brief.

Die Frau von Braune schreibt an ihre Tochter, die Frau von Baar.

Dein letzterer Brief enthält lauter Klagen und traurige Vermuthungen. Ich müßte mein gegen Dich, liebe Tochter! zärtlich gesinntes Mutterherz verläugnen, wenn ich nicht an Deinem

Schicksale

*) Der VIII. Brief des 2ten Theiles.

Schicksale den stärksten Antheil nehmen wollte. — Nein, Dein Brief hat mein ganzes Herz gerührt, und mir viele Thränen gekostet, und noch bis jetzt beseufze ich Dein Schicksal. — Du betrübst Dich über Amantchens Bruder, daß er so schlecht an Dir gehandelt, und Deine guten Gesinnungen mit Undank belohnt; allein, liebe Tochter, untersuche einmal den Grund Deiner Betrübniß genau, und prüfe ihn nach den Gründen der Vernunft und Religion. Verlohnt es sich wohl der Mühe, sich über Personen, die unsere Wohlthaten und guten Gesinnungen mit Undank belohnen, zu kränken? Muß nicht das Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, die Seele mit Vergnügen erfüllen, und ist denn der uns vor unsere Wohlthaten erzeigte Undank im Stande, dieses zu schwächen? Es ist wahr, die Klugheit befiehlt (*), bey Austheilung der Wohlthaten darauf zu sehen, daß wir sie Würdigen erweisen; allein, liebe Tochter, sind wir allezeit vermögend, dies mit Gewißheit zu bestimmen, und ist nicht die Macht der Verstellung unendlich groß, die auch den Klügsten listig hintergeht? Wie schwach und geringe würde also das Vergnügen der Barmherzigkeit gegen andere seyn, wenn uns bloß ihr Dank und Erkenntlichkeit selbiges verschaffen

(*) In beneficentia delectus esse debet dignitatis, in quo et mores ejus erunt spectandi, in quem beneficium conferetur, et animus erga nos. — Cic. l. I. Off.

fen sollte. Nein, die Wohlthaten, die wir andern erweisen, die Barmherzigkeit und das thätige Mitleiden sind von der Beschaffenheit, daß sie über die Seele angenehme Empfindungen verbreiten, ohne Dank zu erwarten, und Undank zu befürchten. Erweißt doch Gott täglich undankbaren Geschöpfen unzähliges Gute (*). Ja, noch mehr; Gott befiehlt überhaupt, ohne einen Unterschied zu machen: Brich den Hungrigen dein Brod, und die, so im Elende sind, führe ins Haus (**). Das hast Du, liebe Tochter, an Amantchens Bruder gethan. Eine Pflicht gegen Gott beobachtet zu haben, wenn sie gleich in den Augen der Welt nicht geschätzt wird, muß uns allezeit vergnügen. Und Du wolltest Dich über den Undank eines schlechten Menschen betrüben? — Und — wie kannst Du auf di: Gedanken kommen, daß du übel angewendete Wohlthaten unter die Classe der Uebelthaten setzest? Dies ist der Ausspruch eines Heyden: und der ist nur in so fern richtig, wenn man, ehe eine Person Wohlthaten von uns erhält, zuvor gewiß weiß, sie verdiene es nicht. Dann ist es Uebelthat, weil man seine Barmherzigkeit gegen einen Dürftigern hätte beweisen können. Wie kannst Du aber dieses auf Dich anwenden? Amantchens Bruder war arm — Du trautest der Empfehlung eines würdigen Prädigers — Du selbst kanntest ihn

(*) Matth. 5, 45.
(**) Jes. 58, 7.

ihn von der besten Seite — kann Dir also seine Verstellung, durch welche er sich Dein Zutrauen erwarb, zugerechnet werden? Nimmermehr! —

Zweytens: gute Tochter! irrest Du sehr, wenn Du Dein Leben selbst in gewisse Perioden vertheilest; denn es ist richtig, die Tage des Glücks und Unglücks sind in dieser Welt vermischt: aber diesen gewisse Jahre zu bestimmen, und zu schließen, weil dieser oder jener eine glückliche Jugend gehabt, also seyen die Tage des Unglücks seinem Alter bestimmt, und umgekehrt — ist ein wahrer Eingriff in die Regierung des Monarchen Himmels und der Erden; denn in Vertheilung der glücklichen und unglücklichen Begebenheiten dieser Welt ist seine Weisheit geschäftig — diese zu ergründen, und ihr gewisse Grenzen zu setzen, wagts der ohnmächtige Sterbliche umsonst. — Ueberlege dieses, gute Tochter, so sind gewiß alle Deine Vermuthungen von einer nun anzufangenden traurigen Periode Deines Lebens ganz entkräftet. Du bist noch nicht lange in der Schule der Anfechtung gewesen, und hast noch nicht hinlängliche Erfahrungen Dir gesammelt: das ist die wahre Ursache, warum Dein gegenwärtiges Schicksal Dir so auffallend ist. Nur Gedult, auch diese Versuchung wird Gott helfen tragen. — Doch, das möchte noch seyn; aber, daß Amantchen sich über ihren gottlosen Bruder so betrübt, daß sie darüber tiefsinnig geworden, und Du Dir selbst ihren Tod

vermuthest — betrübt Dich noch mehr. Diese Betrübniß hat ihren Grund in Deinem gegen sie treuen mütterlichen Herzen; allein, liebe Tochter, erlaube mir, daß ich hierbey eine Erinnerung mache. Vielleicht war Deine Liebe gegen Amantchen übertrieben zärtlich, und wie leicht können sich Aeltern mit ihrer allzustarken Liebe gegen ihre Kinder versündigen! Prüfe Dich, meine Tochter! sagt Dir nicht Dein Herz, daß ich nicht unrichtig urtheile? Gesetzt aber, mein Urtheil wäre nicht gegründet, kann denn die Allwissenheit Gottes nicht vielleicht vorher sehen, daß Du in Zukunft durch übertriebene Zärtlichkeit Dich an Amantchen versündigen würdest? — Ist es nun nicht wahre Liebe der gütigen Vorsicht, die Dich durch diese traurige Führungen aufmerksam machen will? — Und, daß sich Amantchen den Tod vermuthet — kann das wohl eine hinlängliche Ursache Deiner Betrübniß seyn? Sind dies nicht die gewöhnlichen Gedanken aller Kranken, und vorzüglich der Tiefsinnigen? Ist nicht Gott der Herr über Leben und Tod? — Kann sich nicht ihr Tiefsinn verlieren? Kann sie nicht wieder völlig genesen? — Sind das nicht eben so wohl mögliche Fälle? — Und gesetzt, sie stürbe — „Würde ich, schreibst Du, wohl stark genug seyn, mich in diese so schwere Führung des Himmels geduldig zu ergeben?“ Hier, liebe Tochter, bist Du zu mißtrauisch gegen Dich und Deinen Gott; denn dieser weiß Mittel und Wege genug, unsere Noth uns zu erleichtern,

und

und seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. — Dies mußte ich Dir, als Mutter, die Dich zärtlich liebt, schreiben: und mit eben dem Mutterherzen beschwöre ich Dich, daß Du Dich in diesen Deinen Leiden fassen lernest; wo nicht, so beleidigest Du viele Pflichten auf einmal. Du verkürzest hierdurch Dein Leben, das nicht Dein, sondern Gott gehört. Du beraubst also ihn seines Eigenthums. Du versündigest Dich an Deinem treuen Gatten, dem Du am heilgen Altar bis in den Tod den Eyd der Liebe zugeschworen; übertrittst Du nicht diesen Schwur, indem Du durch übertriebene Betrübniß Dir Dein Sterben eigenmächtig verursachst, und das Band der Liebe früher, als Gott gewollt, zerreißest? — Und endlich, meine allerliebste Tochter! — denke an mich — Deine treue alte Mutter. Ach — rührt Dich nichts, so laß Dich Deine Mutter rühren! — Du wolltest Deine mir so schätzbaren Tage des Lebens verseufzen? Deine Thränen und Betrübniß sollten Dich tödten? — Ich sollte Dich sterben sehen? Ich sollte bey Deiner Bahre weinen? — Nein, einzige Freude meines Lebens, das würde die größte und gewiß letzte Versuchung vor mich seyn; dann wäre gewiß auch mein Grab sehr nahe; dann stürbe ich gewiß mit Dir zugleich. — Dies, meine Tochter! laß Dich bewegen — sonst würdest Du an Dir und mir eine Mörderin. — Du hast mir jederzeit gefolgt: solltest Du mir wohl diese Bitte abschlagen? Nein, darzu denkst Du zu

gut. — Setze Dein Gebet zu Gott um anhaltende Gedult und Stärkung fort: gewiß Du wirst erhört. Es betet vor Dich

Deine

treue Mutter

von Braune.

XXIV. Brief.

Die Frau von Elmold an ihren Bruder, den Herrn von Schicho.

Deine Vorsorge vor Lottchen, lieber Bruder! erkenne ich mit vielem Danke. Ich weiß noch keine Gelegenheit für sie, und habe mich auch dieserwegen nicht viel gegrämt; denn sie ist noch jung, und kann erst das Glück ihrer Jugendjahre genießen; aber, da Du glaubst, zwischen dem reichen Herrn von Idelmann und ihr eine Verbindung zu stiften, so will ich nicht hinderlich seyn. Du kannst also kommen, sie abzuholen, wenn es Dir beliebt. Dein Besuch ist mir allezeit angenehm. Aber, lieber Bruder! über Deinen Brief habe ich mich sehr betrübt, indem noch immer, wie ich schon gewohnt bin, jede Zeile einen Beweis Deines Eigennutzes liefert: Du willst aus Liebe gegen das arme Lottchen handeln, und verlangst von ihr Reisekosten; Du befiehlst sie zwar nicht gleich, aber dieserwegen soll sie eine Obligation aus-

ausstellen, und Interessen geben. Hier, Bruder! erstaune ich, und verkenne Deine so gerühmte Frömmigkeit ganz. Bedenk', Lottchen — eine arme Vater- und Mutterlose Wayse — Dich, ihren nahen Anverwandten, einen Mann, wenigstens von drey Tonnen Goldes — einen Mann, der nur ein einziges Kind vor so vieles Vermögen hat; dieser scheuet die Reisekosten, das Glück einer armen Freundin zu machen? Du machst den Heiligen, und führst das Wort Frömmigkeit beständig im Munde; allein, in der That zeigst Du Deine Frömmigkeit nicht. Ich bin, gegen Dich gerechnet, arm, und gebe mich nicht vor eine Heilige aus; aber so eigennützig handle ich an Lottchen nicht. Sie ist nun schon einige Jahre bey mir. Ich erhalte sie in allem mit vielem Vergnügen, ohne an Obligation und Wiedererstattung zu denken. — Und wie niederträchtig geitzig bist Du! — Du überrechnest den Kaffee und Zucker, den Dir des Herrn von Idelmanns künftiger Besuch kosten wird. Bruder! wie kannst Du Dich so wegwerfen? Wie ist es möglich, daß ein sehr reicher Onkel von seiner Nichte, die arm und verlassen ist, Stubenzins und Kostgeld verlangen kann? — Ist das Religion? Ist das die Frömmigkeit, zu der Du mich in allen Briefen ermahnst? — Warlich, Bruder! so verschwöre ich es von nun an, fromm zu werden, und mich zu bekehren. So will ich lieber als eine Gottlose leben, leiden und sterben; denn da wird gewiß im Tode und Ewigkeit zwischen

mir und Dir kein andrer Unterschied seyn, als der: daß ich als offenbar Gottlose, und Du als ein Heuchler stirbst. Dann, Bruder! hat gewiß die Ewigkeit vor Dich und mich einerley Schicksale. Und wer weiß, ob nicht Dein Schicksal unerträglicher seyn wird, als das meinige; denn ich habe Gott mit meinen Sünden beleidigt, aber sie nie beschöniget; Du aber hast gesündiget, selbige vor der Welt verborgen, und die Allwissenheit Gottes damit zu blenden gesucht. Höre also ja auf mit Deinem Moralisiren. Dir glaube ich kein Wort mehr: und durch Dein Beyspiel wird mir die Tugend und Religion immer verhaßter und ekelhafter. — Dein kriechender Geiz geht noch weiter. Die Mühe, daß Du die Reise nach Berlin wegen Lottchen übernimmst, willst Du als ein Hochzeitpräsent für sie in Zukunft anrechnen. Hier, Bruder! nimm es mir nicht übel, wenn ich Dich in völligem Ernste frage: Macht Dich Dein Geiz rasend? — Macht er Dich so liebloß, daß Dir einige Thaler so sehr am Herzen liegen, und Dich dauern, wenn Du Deine Schwester einmal zu sehen und zu sprechen Gelegenheit hast? — Doch — was Wunder — wie kann man in der Seele eines Geitzigen — brüderliche Liebe suchen? Er, der schmutzige Geitzige, ist ein Feind von sich selbst — wie kann er andere lieben?

Und alles dieses soll ich Lottchen sagen? Was für schlechte Begriffe würde sie hierdurch von ihrem Onkel kriegen? Muthe mir das nicht zu; ich würde

de mich durch solche Erzählungen selbst schänden; denn Du bist mein Bruder. Sage es ihr selbst, wenn Du Dich nicht schämest; doch — der Geitzige schämt sich nicht — wenigstens nicht eher, als wenn er stirbt, und seine Reichthümer, die er nicht genutzt, zurücklassen muß. Vielleicht trifft Dich dies nicht! Ich weiß jetzo keine sichere Gelegenheit, Geld unterzubringen, sonst würde ich Deinen Auftrag demohngeachtet mit vielem Vergnügen besorgen. Ich erwarte Dich also nächstens in Berlin, und bitte Dich, nur wenigstens hier Deinen Geiz zu verbergen. Da Dich das Geld, das Du auf ein Kleid zu dieser Reise wendest, dauert, so soll eins bey Deiner Ankunft vor Dich fertig seyn, damit Dich Lottchen in meinem Namen beschenken soll. Lebe wohl, und komm glücklich zu

Deiner

Schwester

von Elmold.

XXV. Brief.

Herr Pastor Weiße schreibt an Herrn Magister Langbein.

Ich würde Ihnen noch nicht schreiben, wenn mich nicht eine merkwürdige Geschichte, die sich in meiner Gegend zugetragen, darzu verbände. Herr Pastor Februarius ist nun schon seit zwölf

Wochen, ohne sich von dem Herrn Superintendenten Erlaubniß ausgebeten zu haben, abwesend. Niemand von seinen Bekannten und Freunden weiß etwas von ihm. Drey Tage vor seiner Abreise that er mir die Ehre, oder vielmehr die Kränkung an, und besuchte mich. Hier hatte ich Gelegenheit, ihn genauer kennen zu lernen; denn schon längst hatte ich vieles von seiner schlechten, und seinen Stand entehrenden Aufführung gehört; allein, da ich weiß, daß unser Jahrhundert vieles Vergnügen daran findet, die Religion Jesu, und die, die selbige lehren, lächerlich zu machen, so ist das mein Gesetz, nichts ohne vorherige genaue Prüfung und völlige Ueberzeugung zu glauben. — Leider habe ich zu meiner größten Betrübniß erfahren, daß das, was man von dem Herrn Pastor Februarius gesagt, mehr als zu wahr sey. Hören Sie, mein Freund! die Unterredung, die ich mit ihm gehabt. Nach Tische sagte er mir, daß vor kurzem der Herr Doktor Serini gestorben sey.

O! sagte ich, durch diesen Mann hat die Universität und das Consistorium vieles verloren. Er war ein Mann, der mit einer gründlichen Gelehrsamkeit das beste Herz verband.

Ich selbst habe diesem Manne außerordentlich vieles zu verdanken; denn, war er nicht, so war ich gewiß auch nicht das, was ich jetzo bin. Er war ein Herzensguter Mann, das ist, man konnte ihn leicht hintergehen.

Das,

Das, Herr Pastor! verstehe ich nicht — Sie sagen erstlich, Sie hätten dem seeligen Herrn Doktor vieles zu verdanken — und doch scheint es, als suchten Sie sein gutes Herz lächerlich zu machen.

Sie haben Recht — gleich will ich Ihnen dieses erklären. Ich bin eigentlich zur Theologie gezwungen worden. Niemals, auch, ich gestehe es offenherzig, noch jetzt, habe ich ein wahres Vergnügen daran gefunden. Nun wurde ich ebenfalls zu meinem Amte gezwungen. Etwas weniges Dogmatik und Kirchenhistorie war mir wohl bekannt; allein, aus dem Ebräischen und Griechischen habe ich mir weder auf Schulen noch auf Universitäten etwas gemacht. — Ich sollte examinirt werden. Der Herr Doktor redete mich an: Evolve caput quintum Jesaiae. — Ach! lieber Herr Doktor, antwortete ich, ich habe mich sonst zu viel mit dem Griechischen und Ebräischen, vorzüglich bey Nacht, abgegeben, daß ich mir meine Augen ganz verdorben, und also nicht im Stande bin, ein einziges Wort zu lesen. — Das bedaure ich sehr — ich will Ihnen also etwas vorlesen, das übersetzen Sie — Gerne, bester Herr Doktor! allein, auch das muß ich verbitten. Ich brauche zu Wiederherstellung meiner durch das Ebräische und Griechische geschwächten Gesundheit eine Brunnencur, da hat Herr Doctor Medicinae Blumenberg verboten, mir nichts mit diesen

sen Sprachen zu schaffen zu machen — noch an sie zu denken. Das ist doch, sagte er, was ganz besonderes — also, um Ihre Gesundheit zu schonen, wollen wir die Sprachen bey Seite setzen. Er frug hierauf etwas weniges aus der Dogmatik und Kirchenhistorie, und damit schnapp ab mit einer guten Censur. — Das ist, Herr Pastor, die List, mit der ich den Herrn Doktor Serini glücklich hintergangen habe. — Nun verstehen Sie mich wohl?

O ja, leider recht sehr wohl.

Warum sagen Sie denn leider? — Mißbilligen Sie etwan meine List?

Und das gar sehr, denn Sie sind also auf eine hinterlistige Art ins Amt gekommen. Der innerliche Ruf fehlte Ihnen, und den äußerlichen haben Sie erschlichen.

Ja, das gestehe ich offenherzig, ich hatte keinen innerlichen Ruf zu diesem Amte; denn von je her habe ich nicht allein keine Lust darzu gehabt, sondern es auch im höchsten Grade verabscheuet. Noch bis jetzt wollte ich, daß meine Aeltern mich lieber zu einem Schneider, als zur Theologie bestimmt; denn darzu schicke ich mich, deutsch zu sagen, gar nicht. — Ein Geistlicher muß eine fromme Mine annehmen können. Das ist mir nicht gegeben: ich bin allezeit in meinem natürlichen Stande. — Ein Geistlicher muß sich von der Welt losreißen, es ist ihm vieles nach seinem Stande nicht erlaubt, was ein

Politi-

Politikus ungestraft thun kann. Das ist meine Sache nicht. — Ich reite gerne, wie ein Husare — Das schickt sich eigentlich vor einen Geistlichen nicht. — Ich betrinke mich bisweilen gerne. Das darf ein Geistlicher auch nicht. — Es entfährt mir bisweilen ein guter Haus- Mund- und Magenfluch — dies habe ich einmal in dem Umgange eines meiner Freunde gelernt, und kann mir es nicht abgewöhnen. — Keine Frau werde ich in meinem Leben nehmen, ich bin zu gebunden — ich liebe die Veränderung. — Das schickt sich auch vor einen Geistlichen nicht. — Ich bin zu faul, um meine Prädigt auswendig zu lernen — das können die Zuhörer nicht leiden. — Ich bin zu hitzig, um gut katechisiren zu können, ich schlage unter die Kinder hinein, wie unter die Schweine. — Ich bin von vielen Wahrheiten der Religion, die ich doch prädigen soll, nicht überzeugt. — Wider seine Ueberzeugung zu handeln, ist strafbar. — Ich mache gerne ein Tänzchen, wäre es auch mit einem hübschen Bauermädchen — Das fällt meinen Zuhörern auf die Brust. — Ich mag gerne mit Cavaliers umgehen; als Geistlicher, wie überhaupt alle, bin ich Ihnen verächtlich: und die Kindtaufen — der Krankenbesuch — und die vielen Ceremonien bey den Leichen — dieses, und noch andere Sachen gefallen mir gar nicht; so, daß ich vielleicht nächstens —

O, Herr Pastor! ich erstaune ganz — Wie ist es möglich, daß Sie haben je ein solches Amt antreten können, das Sie so unendlich verabscheuen? Erlauben Sie mir, etwas von dem, was Sie jetzt dem geistlichen Stande zur Last gelegt, zu prüfen. Sie sagen:

Ein Geistlicher muß eine fromme Mine annehmen können.

Vermuthlich wollen Sie hiermit sagen, ein Geistlicher müsse heucheln können. Sie irren sehr. Jeder Geistlicher muß sich bemühen, ein Vorbild seiner Heerde zu werden, damit er nicht andern prädige, und selbst verwerflich werde (*). Er muß sich eines rechtschaffenen und frommen Lebens befleißigen, damit er dadurch andere zur glücklichen Nachfolge reitze. Wie, Herr Pastor! müssen das nicht alle Menschen seyn? Ist nicht das die Hauptpflicht in jedem Stande? Getrauen Sie sich, alle Rechtschaffene in jedem Stande zu Heuchlern zu machen? Ich gebe Ihnen gerne zu, daß in jedem Stande, also auch im geistlichen, Heuchler unter den Rechtschaffenen seyn können; allein, kann denn das denen Ständen zur Last gelegt werden? und folgt denn das: Ein jeder Geistlicher muß ein Heuchler seyn? Sie fahren fort:

Ein Geistlicher muß sich von der Welt losreißen.

Sie

(*) Vid. Reinholdi, Dioeces. Muhlhusinae Superint. Epistolam Pastoralem — 1766.

Sie haben Recht; allein, was verstehen Sie denn unter der Redensart: sich von der Welt losreißen? — Das heißt: sein Fleisch kreutzigen sammt den Lüsten und Begierden — nicht auf das Fleisch säen, um das Verderben — sondern auf den Geist, um das Leben zu ärndten — die Sünde nicht herrschen lassen in seinem sterblichen Leibe — kurz, das heißt, den Erlöser der Welt mit Herz und Munde bekennen, und überhaupt, ein wahrer Christ seyn. — Das, mein lieber Herr Pastor! ist kein Vorrecht der Geistlichen — das müssen alle Menschen seyn. — Doch, wo ich nicht irre, verbinden Sie mit dem: von der Welt losreißen — einen andern Begriff, und wollen hiermit so viel sagen, er müsse alle sinnlische Vergnügen, als Tanzen — Reiten — Gesellschaften, und dergleichen vermeiden. Hier irren Sie; denn alle sinnliche erlaubte Vergnügen sind auch dem Geistlichen erlaubt: doch muß er sie nicht bis zur Ausschweifung bringen, und auch oft in gleichgültigen Stücken sich von der Weisheit leiten lassen. — Nun, Herr Pastor! frage ich Sie — Muß das nicht ein jeder Mensch thun? Prüfen Sie jeden Stand — ich verspreche mir Ihren Beyfall. Sie fahren fort:

Ich betrinke mich gerne, das darf ein Geistlicher nicht.

Auch hier denken Sie völlig Recht; allein, müssen denn nur die Geistlichen sich der Trunkenheit enthalten?

halten? Sind denn die Folgen der Trunkenheit nicht so beschaffen, daß jeder Mensch, ich will nicht sagen, jeder Christ, diese vermeiden solle? Sie ist zwar nicht bey jeder Nation (*) von je her ein Laster gewesen; allein die traurigen Folgen derselben sind doch so beschaffen, daß sie jeden davor warnen sollen. Bayle führt an, daß einem Spanier kein grösserer Schimpf angethan werden könne, als wenn man ihn einen Trunkenbold nennet, und daß ein Bedienter seinen Herrn wegen eines solchen Schimpfworts verklagen könne, ob er gleich leiden müsse, daß er ihn einen Schlingel nenne. — Zu Rom hielt man die Trunkenheit für entehrender, als den Ehebruch. Man kann dieses aus der Aufführung des strengen Cato schließen, die er bey dieser Gelegenheit beobachtete. Es wurde dem Cäsar im Rathe von Catons Schwester ein Liebesbriefchen gebracht. — Cato, welcher den Cäsar haßte, weil er ihn für einen gefährlichen Bürger hielt, verlangte, den Brief zu sehen. Nachdem er ihn gelesen, warf er er ihn zornig auf den Tisch, und schalt den Cäsar für einen Trunkenbold, da er ihm doch einen ganz andern Namen hätte geben können, wenn er nicht den Schimpfnamen eines Säufers

(*) Apud veteres Romanos plurimum meri cepisse virtus erat. Sen. l. 1. de benef. — Apud Graecos lex obtinebatur in conviviis: aut bibe, aut abi — Cic. l. 5. Tus. Qu. — De Germanis vide Tacitum de mor. Germ.

Säufers vor den allerschändlichsten gehalten hätte *).

Und wie viele Stellen könnte ich Ihnen noch aus der Schrift anführen, da Gott alle Menschen vor der Trunkenheit warnet? Sie sagen ferner:

Es entfährt mir bisweilen ein guter Haus- Mund und Magenfluch —

Dieserwegen ist Ihnen, Herr Pastor! der geistliche Stand verhaßt, weil Sie nicht fluchen dürfen? — Sagen Sie, welcher Stand hat diese Freyheit, dies ungestraft thun zu dürfen? — Ich weis keinen. Und wie verhaßt war nicht dieses Laster den blinden Heyden? Bald verdammten sie die Flucher zum Tode: bald wurden sie durch die Zunge gestochen: bald ersäuft: bald auf der Stirn mit glüenden Eisen gebrennt, damit ein solches Schandmaal allen Menschen eine augenscheinliche Warnung seyn möchte, alle Gemeinschaft mit einem solchen Flucher zu vermeiden. — Und, liebster Herr Pastor — welches Vergnügen verschafft Ihnen denn das Fluchen? — Sie wünschen andern Unglück? — Bald fordern Sie Gott auf zur Rache: — Gott, strafe dich! — Gesetzt, Gott erhörte Ihren Wunsch? — Macht Ihnen denn das Unglück Ihres armen Nebenbruders ein Vergnügen?

*) Wochenschrift: Der Arzt, 196 St. S. 238.

gnügen? Und wie, wenn Gott, indem Sie andern fluchen, Sie selbst strafte? — Bald nehmen Sie den Satan zu Hülfe — Der Teufel hole oder zerreiße dich! Macht Ihnen denn das eine so große Freude, vergeblich gesprochen zu haben? denn, warlich, auf Ihren Befehl wird der Satan nicht erscheinen — Bald wenden Sie sich zum Elementen: Ich wollte, daß dich der Donner und Blitz kreutzweise in den Erdboden schlügen! — O, Herr Pastor! mir schauert, wenn ich erwäge, daß aus dem Munde eines Bothens des Friedens ein Fluch gehen könne. — Oder gereicht etwa das Fluchen zur Ehre? -- Gut — es ist in der grossen Welt, leider! zur Sitte geworden *). Man sucht in recht künstlich ausgesuchten Flüchen eine Kunst. Wahrhaftig, darzu gehört wenig. — Wer wollte hier wohl mit dem geringsten Landknecht wetteyfern? — Ich will das übrige, was Sie weiter gesagt, mit Stillschweigen übergehen, und nur noch das anführen, was Sie zum Beschluß sagten:

Als Geistlicher bin ich den Cavaliers verächtlich.

Sie

*) Des Ritters Schärtlins von Burtenbach Leibfluch war; Potz blau Feuer — welcher anstatt der Kreuzbataillons und Donnerwetter empfohlen wird. — Der teutsche Merkur Num. 6. 1777. S. 265.

Sie sprechen hier allzubestimmt; denn es giebt auch noch Rechtschaffene unter den Adelichen, welche Religion und ihre Diener schützen; diesen Rechtschaffenen wird ein gleichfalls rechtschaffener Geistlicher gewiß nie verächtlich werden. Daß aber der geistliche Stand in unsern Zeiten so sehr dem Spotte der Großen ausgesetzt ist, liegt freylich an dem Mangel der Religion, die in den Herzen vieler Vornehmen erkaltet; allein, die Geistlichen sind auch meistentheils selbst daran Schuld. Der Pfarrherr vergiebt sich oft den Respect, den ihm sein Collator schuldig ist. Er ist kriechend demüthig; dringt sich auf alle nur mögliche Art in die Gesellschaft derselben. Ein guter Bissen, ein gutes Glas Wein, macht ihn gesprächig und lächerlich. Er sucht sich ihm gefällig zu machen durch schmeichelndes Nachgeben, so, daß das, was Terenz sagt, recht gut auf viele Geistliche paßt;

Quicquid dicunt, laudo, id rursum si negant, laudo quoque; Negat quis, nego; ait, ajo: Postremo imperavi egomet mihi, omnia assentari; Is quaestus nunc est multo uberrimus *).

Oft fehlts den Geistlichen an Geschicklichkeit. Der Herr Collator hat etwa in dem Voltaire oder andern wider die Religion geschriebenen Büchern gelesen,

*) Terent. Ev. 2, 2.

gelesen. In Gegenwart seines Pfarrherrns krahmt dieser den ganzen Schatz seiner Gelehrsamkeit aus, und macht den Geistlichen Einwürfe wider die Religion — und siehe da — diese sind dem Herrn Pastor unbekannt — und kann sie nicht gehörig beantworten. Nun ist die Hochachtung dahin, und der Weg zur Verachtung gebahnt — Ist aber sonst der Geistliche ein rechtschaffner Mann: hat er Wissenschaften und Kenntnisse der Welt: weis er die Kunst, seine Schwachheiten gegen seinen Collator, und überhaupt gegen Vornehmere, zu verbergen: ziehet er oft seine geringe Mahlzeit der prächtigern eines Vornehmen vor; macht er sich das zum Hauptsatz: nie die Rolle eines Heuchlers zu spielen; und verdoppelt er seinen Besuch nicht, sondern schlägt vielmehr mit Klugheit manche Besuche aus — Gewiß, dann wird der Geistliche vor der Verachtung gesichert seyn. Was sagen Sie hierzu, Herr Pastor? Und gesetzt auch, wir Geistliche wären der Verachtung der Welt ganz ausgesetzt? Wie herrlich ist dieses heilige Amt in den Augen Gottes — Die irrdische Ehre, ist sie nicht, nach dem Ausspruche eines großen Weisen *), ein sehr betrügliches Gut? Einige geben sich alle nur ersinnliche Mühe, den höchsten Gipfel der Ehre zu erhalten, und mitten unter ihrem Bemühen übereilt sie der Tod — Einige dringen sich durch tausend Hinderniße zum Altar

*) Senec. de Const. Sap. c. 19.

Altar der Ehre, und kaum haben sie sich von den besiegten Schwierigkeiten etwas wieder erholt, so sehen sie ein, daß sie nur sich um irrdische Ehre bemühet, uuı einen herrlichen Titel zu ihrer Grabschrift zu haben — Diese Ehre untergräbt der schwarze Neid und Mißgunst — und die gottlose Lästerung reißt oft das prächtigste Gebäude irrdischer Ehre ein, bey dessen Trümmern die blinden Anbeter der Ehre dann unaufhaltbar weinen. Und wie wahr ist nicht der Gedanke Plutarchs *): es gereicht oft mehr zur Ehre, andere zu ehren, als selbst geehrt zu werden? Die Ehre aber in den Augen Gottes, auf die jeder rechtschaffene Geistliche sichere Rechnung machen kann, bleibt unveränderlich; sie verschafft uns hier Ruhe, und begleitet uns bis zu unserm Grabe, ja bis in die Ewigkeit. — Hier unterbrach mich Herr Pastor Februarius.

Ich erkenne, sagte er, Ihre Freundschaft, nach welcher Sie mich eines andern zu überführen gesucht; allein, ich muß gestehen, es ist alles umsonst. Mein Plan ist einmal gemacht; der bleibt unveränderlich. Nächstens sollen Sie davon mehreres hören. Dann, mein Freund, verwundern Sie sich. Jetzt lassen Sie uns aber unsre Unterredung abbrechen. — Wie

*) Τῦ τιμᾶσθαι τὸ τιμᾷν πολλάκις ἐςιν ἐνδοξότερον. Plut. praec. de ger. Rep.

viel Pferde können Sie auf Ihre Pfarre halten?

Aus dieser Unterredung, mein Bester! können Sie schon den Charakter des Herrn Pastor Februarius erklären. Ich gestehe es offenherzig, ich habe mich über ihn ordentlich betrübet, und war vergnügt, da er mein Haus verließ. — Dieser Mann (denken Sie sich das Beywort selbst) hat nun seine Pfarre auf eine so niederträchtige Weise verlassen, und man hat nicht die geringste Spur seiner Flucht; auch seine sogenannten Spatillen-Gesellschafter wissen nichts von ihm. Was wird eine solche Seele nicht noch in der Welt vor Schaden anrichten? — Wie wird dieser Mensch alle seine Kräfte auffodern, die Religion Jesu zu befeinden? — Wie viele wird er noch verführen? — Bey wie vielen wird er nicht noch, in Ansehung seiner abgeschmackten Gründe wider den geistlichen Stand, Gehör finden? Wie kränkend für das Herz eines rechtschaffenen Geistlichen! Doch, Gott lebt! — An dieses schlechten Menschens Stelle ist nun ein sehr würdig scheinender Mann gekommen — scheinender, sage ich, denn ich kenne ihn noch nicht genau. Ich urtheile bloß nach Lavaters physiognomischen Fragmenten, welcher von einer angeführten Silhouette, welcher der neue Herr Pastor völlig gleicht, also urtheilt S. 101 im ersten Versuche:

„Ich kehre, sagt er daselbst, zu einem Menschengesichte zurück, das, wenigstens im Original,

ginal, Demuth und Einfalt, Frömmigkeit und Güte. Weisheit und Geist vereinigt, weit mehr Geist, als der Mund hier blicken läßt.„

Ist dies Urtheil gegründet, so wünsche ich der ganzen Gemeinde zu einem so würdigen Manne von Herzen Glück. Und, bester Freund — ich schätze Lavaters Buch sehr. — Sehen Sie in selbigem, und zwar im ersten Versuche S. 226. die sechste Silhouette an. Lebt nicht in selbiger Herr Pastor Februarius ganz? Von dieser wird folgendes Urtheil gefällt:

„Ohne Scharfsinn und Wärme staunt er in die weite Welt hinein, und auf einmal bricht der platteste Einfall hervor, über den Niemand lacht, als er selber, welches ihm auch vollkommen genug ist.„

Ich finde das Urtheil auch dem Pastor Februarius angemessen, und die Zukunft, kann sie nicht vielleicht selbiges noch völlig bestätigen?

Hier, mein werthgeschätzter Freund! muß ich die Feder niederlegen. Ich möchte sonst Ihre Geduld mißbrauchen. Nur eine Bitte erlauben Sie mir noch. Melden Sie mir ausführlich Ihre Gedanken über die mit dem Pastor Februarius gehabte Unterredung, und sagen mir vieles Gute von Fräulein Lottchen — Nächstens wird mein Sohn die Akademie verlassen, dann wird er es auch vor seine Schuldigkeit halten, Ihnen seinen Besuch

abzustatten. Versichern Sie Ihrer guten Gattinn meine Hochachtung, und seyn Sie versichert, daß Sie jederzeit liebt

Ihr

aufrichtiger Freund,

Weiße, Past.

XXVI. Brief.

Muthchen schreibt an Göttchen.

Ach, alerliepstes hertzneß dausendes Göttchen — meine nod kehd noch ümmer vord. Meine Freelen ißt noch immer die heiliche Bedschwäster. Ich hawe mich kar zum rasen geerrt, denn ich glopte, wenn ehnmahl der invamie racker Drolla auß dem hause Geschafd wehre; so wirde die Frelen sich och wieder besinnen; allein das beden — bibel-Läsen, unt Süngen keht, hohls der Deuwel, noch immer for wi nach vorth. Der Schünther Kärl had doch alles konvuhs gemacht. Nun glowe ichß selpst, das sie nichd mähr spaßd; denn es währt mihr kar zu lange, und so ehne Sache leßd sich nichd so lange verbärchen. Das wehst du bäßer, altz ichs dir schräuwen kann, unt ich habe mihr gewüß alle Nur ertänckliche mühe gekewen, um zur gewisheyd zu kommen, Sie werthe sich toch ehn enziges mahl verschnabt hawen, wenn sie sich ferställete, unt, meiner Hechsten Sehle,

ich

ich wiste och gahr nichd, waß sie von ehner solchen Verstållunk hedde, denn årstlich tachde ich, nach meinen ehnfelthichen gedancken, sie dåte es nur, um ten Drolla ein wåhnig bei der nase herum zu vieren, allein daß kahn eß och nichd sein, denn sonsd werde sie toch nuhn aufhören, from zu sein, da der Schurcke nun nichd mer ins haus derf. Es iß doch ewig schathe um so ehne hipsche Frehlen, das sie in solche unråchde Henthe gekommen, unt kanß umgekerd worthen ist. Die hedde gewůß ihr Klicke råchd machen kennen, solche Medels wehren heutges Daches såhr gesucht. denn sie hedde doch wol kehnen anthern genommen, als ehnen Kaffeliers — je — hast du sonst nischts, die wehren so ehne heilige Matzdasche nåhmen, daß lasen diese Hårren wol bleiben. Sie halden immer nicht viel von dem Dinge, was man Relichion nennd, und sugen sich also och solche weiber. — Göttgen, habe ich nicht rechd? sag mihrs, ich biede dich — i hols der Hencker — hier bei uns giebds sehr weniche von den Vornehmen Thamen, welche from sind, unt es gehd ihnen råcht sehrchen schene unt wol. Die ehne had ehnen Leudnant zu ihren Kahlan, die antre ehnen Haubtmann, die dritte ehnen obersten, der virdhen unt fünften machd dieser unt gener die Kur, unt darum zerzerrd sich kens das Maul. Die Menner machen es och nicht bößer. Sie latschen immer och, wie der Teuvel echsdrn mit samd ihren Hörnern, das denn nuhn heidches Tages nichd

 ewen

ewen fiel mehr sachen will, da man, wie ich geherd habe, so gar einen Orth hat, wo solge gehörnte Siegfrieden zusammen losen, ich globe, man hehst das Ding die Akkathemy der Hahnreue, ich hawe nur so was darvon hören rethen. — So solls gewiß starcke Hetze haben, ehe meine Frelen einen rechten reichen Henckst Kerl kricht, denn dergleigen Leute fragen den Hencker nach Religion, wenns nuhr ehne Frau ist, die praf viel Geld und welt hat. Vor dem suchte nun meine Frehlen darinne vergebens ihres Kleichen, nuhr, das sie kehn Kelt hatte. aber nuhn ist das alles vorbey. Ach du kanst kar nicht dir einbilthen, wie mich das arme Lottchen nahe keht, denn ich sehe schohn, bei aller ihrer Frömmigkeit, ihr Unglück foraus. — O! Göttchen, du kanst mirs glowen, ich habe rechd meine Nod, erst mit meiner Frehlen, dann mit dem armen Herrmann, der left beunahe mid den Koppe an die Want, daß nuhn och die Frehlen nach Hampurg resen soll, unt er nicht mitte kann. Unt in der Dat, ich wehß och selpst nicht, was sie da aushäcken will, denn Hampurck ist ja och ehne große Statt, unt in allen grosen Stethen achted man ga die Relichion nichd. Da werd also eine solche heilige Marzibille gewis nichd viele Profressen machen, unt da kann sie den Hinweck vor den Herweck rechnen. Damid trehste ich noch immer den Armehn Herrmann, das die Frehlen sich mid ihrer Vremmigkeit gewis niemals ehnen Mann erschnabben werthe. Auch

mein Armehr Koch duth mir im Hårtzen Leth, denn seine Ozen sind beståntig naſ, wenn er mich siehd, und etwa ein bisgchen liep had. ich mage mihr ewen kar zu fiel nichd daraus; denn heuthe kome ich nach Hampurck, morchen hawe ich och ehnen andern Kårl. Dieserwågen keth es mihr aber doch nahe, daß ich dehn armen Månschen muß låuthen sehen, er ist viel bestenthiger, als ich. — Nun, liewes Góttchen, wehß ich nichd, ob ich noch vor meiner abrehse ehnmal an dich schreiwen móchte, awer von dir móchte ich noch kerne ehnmal einen Prief lesen. Wie stehts denn mit deinem Kommerse? Keht denn da noch alles gud? ich wills herzlich wůnschen — daß dihrs awer nuhr nichd so kehth, wie mihr. Wehst du noch mit meinen Mekister, der infame Schuhrke. Der Henker traue den Mehkistern. Sie sind oftmals nichd einen håller Werth, unt hans Pretzticke hinthern Ohren. ich haber nun dreye nach ehnander gehapt, unt alle dreye han mich bei der Naße herum gevůhrd. Daß winsche ich tir nichd. Lebe råcht sehrchen wol. Ich dåncke ewig an dich, und bin

Deine

Freuntin

Mutchen.

XXVII.

XXVII. Brief.

Herr von Dulle schreibt an Frau von Baar.

Sehen Sie, meine gnädge Frau, man muß in den finstern Tagen der Noth seinen Muth nicht sinken lassen. Der Himmel hat hinter der Decke der Zukunft uns seine Plane verborgen, und die Mittel, uns zu helfen, versteckt. Wundern Sie sich nicht, daß ich in einem solchen Tone an Sie schreibe — daß ich von Befreyung aus Noth rede? noch mehr, daß ich dies auf Sie selbst anwende, und Ihnen schon zum voraus hierzu von ganzem Herzen Glück wünsche? — Sie wundern sich noch immer? — Ihre Augen sind noch beständig von Thränen naß — und Amantchen sitzt noch immer in Schwermuth? — Gleich (freuen Sie sich, meine Gnädge!) soll Ihre Noth verschwinden. — Hören Sie die Ihnen sehr interessante Neuigkeit. Die Diebe und Mörder meiner Frau sind letzthin im Verhör gewesen. In meinem vorigen Briefe*) habe ich schon von einem unter diesen das Urtheil gefällt, er sey ein Mensch von außerordentlich gutem Ansehen, dem man eine solche grausame That nicht zutrauen würde, und daß dieser eben der sey, welcher meine selige Frau ums Leben gebracht. Von selbigem kann ich

*) XXI. Brief des 2ten Theils.

ich Ihnen nun nähere Nachricht ertheilen. Er heißt Wurre, und hat unter noch andern auch dieses bekannt, daß er sich eine Zeitlang bey dem würdigen Pastor Weißen aufgehalten, um sich zu seiner auszuführenden List bey ihm gehörig vorzubereiten. Er habe sich vor Amantchens Bruder ausgegeben, und ihrem Herrn Gemahle 20000 Thaler diebischer Weise entwendet. Wie vergnügt, meine gnädge Frau! bin ich — und wie angenehm muß nicht Ihnen diese Nachricht seyn, da nunmehro die Ursache von der Betrübniß Amantchens ganz wegfällt! Ich sehe Sie schon zu Ihrer guten Pflegetochter hineilen — Ihre Thränen abwischen — und Amantchen ruhig. Wissen Sie, gnädge Frau, daß ich an dem Schicksale Ihres Hauses den vollkommensten Antheil genommen habe, so können Sie auch leicht erachten, mit welchem Vergnügen Ihnen mein Herz eine solche Nachricht sage. — Nun kann doch ohnmöglich Amantchen ein Grund der Betrübniß übrig bleiben; denn wegen des Schicksals Ihres Vaters war sie ganz und gar beruhigt: nur die schlechte Aufführung ihres vermeyntlichen Bruders erneuerte jenes traurige Andenken *). Schade ist es, meine Gnädge, um Ihre kostbare Thränen, die Ihr treues Mutterherz für Amantchen vergossen! — Schade — um Amantchens Gesundheit, die vielleicht durch eine

*) Recens dolor etiam praeterita revocat, Curt. l. 10. c. 5.

eine so anhaltende Schwermuth geschwächt, und wankend gemacht worden ist! — Doch die Vorsicht weis Mittel und Wege, Sie beyde für Ihre zeitherigen Trauertage schadlos zu halten. — Gewiß, Niemand kann Ihnen dieses mit treuerm Herzen mehr wünschen, als ich. — Aus dem Grunde werden Sie mir auch gnädig verzeihen, wenn ich mich unterstehe, um baldige Antwort unterthänig zu bitten, und mir recht vieles von Ihrer über diese Nachricht empfundenen Freude und Amantchens völliger Zufriedenheit und Wiederherstellung zu melden. — Sie finden gewiß kein hieran theilnehmenderes Herz, als das meinige. Und, o Gott! wie vergnügt und reizend stelle ich mir schon im Geiste die Scene vor, wenn Herr von Wallis, dieser so rechtschaffne Mann, eine solche Nachricht lesen wird — Er, der Amantchen zärtlich liebte, und bis zur Abgötterey verehrte — hatte keine weitere Hoffnung, zu dem völligen Besitz ihres treuen Herzens zu gelangen. Sie und Amantchen selbst hatten sie ihm ganz geraubt. Vielleicht war er schon im Geiste vor Amantchens Grabe, und weihete ihr treue Zähren seiner ungeheuchelten Liebe. Und nun auf einmal lebt sie wiederum vor ihn auf — die sanfte Hoffnung. — Auf einmal wird ihm nun gewiß mit Amantchens Herze das ihm schätzbarste und herrlichste Geschenk gemacht werden — Schon eine lebhafte Vorstellung hiervon begeistert und machet frohe Eindrücke auf ein fühlbares Gemüthe — Welche

Seligkeit

Seligkeit vor das so empfindsame Herz eines Wallis. Säumen Sie also ja nicht, ihm bald davon Nachricht zu geben. Nun — noch einmal — beglücken Sie mich ja bald mit einer geneigten Antwort, und vergessen nicht, Dero Herrn Gemahl mich gehorsamst zu empfehlen. Ich nenne mich mit aller Hochachtung

Ihren

gehorsamsten Diener

von Dulle.

XXVIII. Brief.

Frau von Elmold an Frau von Pallag.

Ich habe Dir sehr lange nicht geschrieben. Das gestehe ich; allein Dein letzter Brief *) war auch so beschaffen, daß er mich allerdings beleidigen mußte. Das mußt Du auch, wenn Du noch billig denkest, selbst zugeben. Dein Herz hängt einmal an Deiner Magistern: was diese unternimmt, findet allezeit Deinen Beyfall, und wenn Dir auch die halbe Welt widerspräche; allein, ist das ädel gedacht, gegen das arme Lottchen einen unauslöschbaren Haß zu hegen? Du erklärst ja das arme Kind vor die größte Hure von der Welt, und in Deinen Augen ist sie die niederträchtigste Person

*) Der V. Brief des 2ten Theiles.

son unter der Sonne, und das ruchloseste Mensch auf dem Erdboden. Du mußt, beste Schwester, nicht die jetzigen Zeiten nach den vergangenen abmessen; denn freylich in jenen Tagen, da Du noch Mode warest, würde Lottchen eine schlechte Parade machen. Denn wenn ehedem ein Mädchen einen Brief von einer Mannsperson angenommen hätte, gewiß die Mutter oder Großmutter hätte ihr den Hals aufgeschnitten, oder den Kopf wie einer Taube abgerissen. In den jetzigen Zeiten sehen es die Mütter gerne, wenn ihre Töchter das Glück haben, mit Mannspersonen korrespondiren zu können; denn dadurch werden sie eben witzig — Sonst durfte kein Mädchen mit einer Mannsperson alleine gehen — Jetzt geht die Mutter aparte, und die Tochter auch. Die lieben Töchter sind mit den jungen Herrens in Zimmern und Kammern ganz alleine. Die Mutter geht wohl wegen Verrichtungen durch, der junge Herr steht auf, küßt selbiger die Hand — sie wedelt entweder mit dem Fächer, oder schlägt ihn sanft auf die Backen, und spricht lächelnd: Hören Sie, mein Herr, machen Sie es mit meiner Tochter hübsch! — Sonst hätte sich ein Mädchen die Augen aus dem Kopfe herausgeweint, wenn einer vom andern Geschlechte wäre an ihr Bette oder Toilette gekommen. Jetzt liegt ein junges Mädchen im Bette, und der Stutzer setzt sich darauf, und bedient sie an der Toilette — darüber wird gar nicht mehr gesprochen — Geh mir weg mit Deiner altfränkischen

Schamhaf-

Schaamhaftigkeit, davon weiß man heutges Tages nichts. Manches Mädchen hat sich an der Toilette in ihrem Nachthabite eine rechte gute Heyrath zuwege gebracht — Sonst würde ein Mädchen an Galgen gekommen seyn, wenn es in Gesellschaft des andern Geschlechts eine zweydeutige Redensart vorgebracht hätte — Nach der heutgen Welt sucht man darinne eine feine Art zu leben. Ein Mädchen, um zu gefallen, muß zweydeutig reden können, und durch ihr Lachen zu verstehen geben, daß sie einen zweydeutgen Spaß der Mannspersonen bemerket. Sonst wäre ein Mädchen in Bann gethan worden, wenn sie beym Tischgebete nicht die Hände gefaltet — jetzt zieht man sich während selbigem die Handschuhe aus, und macht eine Verbeugung — und damit auf den Stuhl. Sonst hätte ichs keiner rathen wollen, wenn sie nicht eine Bibel, Gesangbuch, und Arndts wahres Christenthum in ihrer Stube gehabt hätte — jetzt wäre es Sünde, wenn diese Bücher in einer Frauenzimmerbibliothek angetroffen würden — Sonst mußten die Mädchen modeste und andächtig in der Kirche seyn; jetzt geht man hinein, um seinen Staat zu zeigen, oder um mit schelmischen Blicken Eroberungen zu machen. Sonst arbeiteten junge Mädchens in Gesellschaften, und sangen dabey geistreiche Arien — Jetzo trinkt man Caffee, oder sitzt am Spieltische, oder richtet ein wenig andere, oder versteckt sich mit einem jungen Herrn hintern Vorhang. — Dieses alles

aus dem Grunde: es ist die Mode so. Diese hat auf die Gesinnungen der Menschen einen gewaltigern Einfluß, als man gemeiniglich glaubt — Sie schafft ganz neue Menschen, und naturt sie ganz und gar um. Erwägtest Du dieses, liebe Schwester, gewiß Du würdest von Lottchen andre Gedanken kriegen. Noch mehr, weißt Du denn nicht, daß sie, nach dem Umgange mit Herrn von Trolla, beynahe zu einer Heiligen geformt worden ist? welches mir eben nicht gar zu lieb ist, weil sie dadurch gar leichte ihrem Glücke schaden kann. Und endlich, Du sprichst beynahe Lottchen alles Glück ab. Dich zu überführen, daß Du auch hier gar gewaltig geirrt, melde ich Dir mit vielem Vergnügen, daß sie schon nach Hamburg abgereiset, weil mein Bruder zwischen ihr und dem reichen Herrn von Idelmann eine Heyrath zu stiften glaubt. Ich zweifle gar nicht daran: und kriegt Lottchen diesen Menschen, so ist sie die glücklichste auf der Welt. Ey! ey! wie sehr wird sich Deine Goldtochter, die Frau Magister Langbein, ärgern, wenn sie Lottchen eine große Rolle wird spielen sehen! Gesetzt aber auch, mein Bruder richtete nichts aus, so ist mir doch nicht vor ihr bange. Sie bekommt sicher einen Mann, der sie glücklich macht. Darauf kannst Du Dich sicher verlassen, und dieserwegen ruhig schlafen, aufstehen, essen und trinken, leben und sterben. Nimm mir das nicht übel. Du liebst Deine hochgeehrteste Frau Magistern, und ich bin Lottchen gut. Wir

wollen

wollen sehen, wer mehr Ehre von dieser Liebe davon trägt, Du, oder ich? — Noch bis jetzt macht Dir Deine liebe Malchen nicht viel Ehre; denn der Titel: Frau Magisterin — will nun eben nicht viel sagen. — Jede Kammerjungfer kann das werden. Und wenn auch der hochgebenedeyete Herr Magister Doktor und Professor würde, und den Titel: Magnificenz erhielte — was wollte auch das sagen — Der Titel: Genädge Frau, und: Ihro Gnaden ist doch ausgelautet — und immer unter Bürgerlichen zu leben, und einen bürgerlichen Mann zu lieben — was muß das nicht vor eine rasende Entschlüßung seyn? Wo bleibt da der an Malchen so sehr gepriesene Verstand? Also Du, Schwester! bist durch die Ehre, die Du an Malchen erlebt, völlig gesättigt, und Du hast, deutsch zu sagen, an ihr gar keine Ehre, sondern vielmehr lauter Schande. Ich aber habe nicht allein schon jetzt gute Hoffnung von Lottchen, sondern auch auf die Zukunft die herrlichsten Aussichten — Nun, liebe Schwester, habe ich Dir ohne Schminke gerade heraus meine deutsche Meynung geschrieben. Du wirst mir wegen der Liebe, die ich zu Lottchen habe, eben so verzeihen, wie ich Dir vieles wegen Deiner übertriebenen Neigung zu dem Magistervolke vergebe. Hiermit lebe wohl. Ich bin

Deine

Schwester

Elmold.

XXIX. Brief.

Herrmann an Hellmond.

Nun, mein lieber Hellmond, sitze ich, hols der Henker, wie die Laus zwischen zwey Daumen, das ist, ich weiß nicht, wo hinaus; denn, hol mich der Teufel, Lottchen ist über alle Berge, nach Hamburg zu. Ihr Onkel, der Herr von Schicho, ist der infamste Geitzhals unter der Sonne, wie mir sein Bedienter gesagt hat: mit dem ist sie nebst Muthchen gereißt. Sie hat von mir weiter keinen Abschied genommen, als daß sie sagte: Adjeu, Herrmann, lebe er wohl! Vor so ein kaltes Lebewohl danke ich vielmals; sonst gieng es aus einem andern Tone, da ich noch im Rohre saß, und meine Pfeife schnitt. Ich ärgere mich, daß ich möchte närrisch werden, daß der infame Onkel so oben drein gekommen ist. Denn gieb Achtung, mit nächsten werden wir hören, Lottchen hat geheyrathet. Dann kriege ich vollends die Krepanze. Dachte ich doch wunder, wie klug das eingefädelt wäre, da wir den Treppenkeckser Trolla so abfertigten — ich bin ewig ein Racker, es wäre besser, wenn der noch aus- und eingienge. Lottchen hätte vielleicht ihn noch geheyrathet, und wäre vielleicht von ihrer einfältigen Frömmigkeit abzubringen gewest, und dann hätte er gewiß nicht vor Hörner sorgen sollen. Aber, wenn sind die Rathsherren am klügsten? Nicht wahr, wenn sie

vom Rathhause kommen? Meiner Seele, so gehts Muthchen und mir. Alle unsre Weisheit haben wir zusammengeraft, und doch — ich wollte, daß der Henker drein schlüge. Das heiße ich doch vor einen Dreyer Bratwürste im Hundestalle suchen. — Ich gehe dir auch herum, wie ein Ochse, wenn er vor den Kopf geschlagen ist, und hinterm Stuhle meiner Gnädgen Schachtel stehe ich so dummköpfigt, als ein Doktor, wenn er seinen Patienten hat in Sarg kurirt, und mit zur Leiche geht — und der Koch, der Muthchen ein bischen lieb hatte, ist vollends gar hin — der macht in der Küche närrsches Zeug, und kann oft kaum Nelken von Kappern unterscheiden — Meiner Seele, jene Magistern in W— — hat nicht unrecht, wenn sie sagt: Die Liebe ist ein Donnerding, sie beißt, wie Merrettich. Der Koch und ich fühlens. — Ich kann Dirs zuschwören, ich bin so desperat, daß ich oft den Tag verfluche, da ich angefangen habe, mit einem Mädel zu kareßiren, und, hols der Satan, ich will es keinem jungen Menschen rathen, extra zu latschen. Man hat lauter Verdruß dabey, und am Ende ist doch alles mit einem Drecke versiegelt. Ich kann nun aus Erfahrung reden; und nun, da Lottchen und Muthchen weg ist, habe ich dir auch gar infames Fressen; ich kriege nun nichts anders, als was das andre Gesinde kriegt. Die gnädge Matztasche steckt dem Herrn Cousin alles hintennein, und wenn der nur recht gemästet wird, das Gesinde mag fressen, was

da ist. Bald ist die Suppe nichts anders, als ein Bischen warm gemachtes Wasser, bald stinkt das Fleisch, wie Luder — bald riechen die Graupen und der Reis wie lauter Urin s. v. von Katzen — bald ist das Brod schimmlicht — der Käse madicht — die Butter tranicht, und excellent zur Schuhschmiere. — Pfui Jeder! — über das Essen — ja, das war ich auch eben in Dresden als Tanzmeister gewohnt — und da Lottchen und Muthchen noch da war — Sapperment! da fraß ich, wie der Kayser von Fetz und Marocco, und soff besser, als der große Mogul. — Schwernoth — welche Veränderung! — Bruder! sag mir, was mache ich? — Wieder Tanzmeister zu werden? — in Dresden? — Ja, da hat der Teufel schon einen Strich drein gemacht — Hier Bedienter zu bleiben, und arme Ritter im Elendsfette zu backen — Nein, nein, eher wollte ich krepiren — Doch, ich will nur erst noch ein wenig pausiren; denn Muthchen hat mir versprochen, sie wolle nächstens an mich schreiben, und den Brief an Dich schicken — Höre Du, Bruder! der Teufel zerreiße Dich, wenn Du mir nicht gleich den Brief schickst. So lange will ich noch alle meine Gedult zusammen nehmen; aber dann muß es reißen oder brechen. So, wie ich, mag der Teufel in der Hölle leben — ohnerachtet er mein treuer Freund ist — Unterdessen will ich Dir doch was Neues schreiben. Du weißt, daß Herr Dämonius sich hier aufhalte, und vieles Aufsehen mache. Er

kann

kann nicht allein Geister citiren, sondern auch noch lebende Personen, die er noch nie gesehen. Das war vor mich ein gefundnes Fressen. Weißt Du, was ich gethan? Rathe — Vergangenen Montag gieng ich zu Herrn Dämonius, und bat ihn, mir eine noch lebende Person zu citiren.

O ja, sagte er, mit vielem Vergnügen; allein dafür kriege ich einen Louisd'or. —

O ja, recht gerne: hier ist er.

Aber — das muß ich Ihnen zum voraus sagen: sehen sollen Sie zwar die Person, allein, mit ihr sprechen dürfen Sie nicht, eben so, wie sie auch nicht mit Ihnen reden wird. Sind Sie das zufrieden?

Ja! Genug, wenn ich sie nur sehe.

Noch eins — die Person wird sich nicht lange im Zimmer verweilen, sondern gleich wieder abgehen.

Auch gut: wenn ich sie nur auf einige Augenblicke sehen kann.

Wie ist denn dieser Person ihr Name?

Sie heißt: Fräulein von Reitznitz.

Sind Sie, mein Herr! ein Cavalier?

Ja, ich bin ihr Bruder.

O! um so viel mehr mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen Ihre Schwester, die Sie ohne Zweifel sehr lieben, zu zeigen. Kommen Sie mit mir!

Er wieß mir ein Zimmer zwey Treppen hoch an, und verließ mich. — Hol mich der Teufel, so viel Herz ich auch sonst zu haben glaubte, so war mir doch ganz rasend angst; denn, ohnerachtet ich und der Teufel A— Gevattern sind, und ich Millionen mal gesagt hatte: hol mich der Teufel! — so betete ich doch jetzt ein kleines Sprüchelchen, darauf ich mich noch mit vieler Mühe besann — Herr Dämonius blieb eine ganze halbe Stunde von mir. Ich glaubte, er würde mich, da er nun den Louisd'or hätte, anführen, und war Willens, mich aus dem Staube zu machen. Endlich kam er. — Er führte mich in ein schwarzes dunkles Zimmer, wo einige Lichter standen — kniete nieder, und schien, vor sich zu beten; (o! wie bebete mein Herz!) dann stand er auf, und — hol mich der Satan — Lottchen kam in einer blauen Contusche und Rock mit Silber, und schöne frisirt, mit niedergeschlagenen Augen, gieng vor mich vorbey. Herr Dämonius öffnete die Thür, und nun hatte ich Lottchen gesehen. Welches Vergnügen ich in dieser Minute empfand, kannst Du Dir nicht vorstellen. Die Wetterbüchse, wenn sie mich nur noch angesehen hätte! Ich gestehe Dirs offenherzig, hätte ich mich nicht vor dem Bruder Teufel gefürchtet, hol mich der Teufel, ich hätte sie geküßt; aber damit darf man doch nicht spaßen; denn von rechten Dingen geht das wohl nicht zu: und überdies hatte Herr Dämonius es auch verboten, mit ihr zu sprechen, und sie anzugreifen. Daß sie aber noch

immer die infame fromme Mine an sich hatte, gefiel mir gar nicht, und ich konnte mich kaum enthalten, daß ich den Herrn von Trolla nicht drey Ellen unter die Erde verflucht hätte. — Das war eins. — Nun, Bruder! noch etwas, weil ich eben Lust zu schreiben habe, welches, hol mich der Popans, sehr selten kommt.

Ich weiß, Du kennst eine kluge Frau, die auch geschickt ist in Auslegung der Träume. Laß Dir also einmal meinen Traum erzählen, den ich die Nacht darauf, als ich Lottchens Geist gesehen, hatte! — Ich legte mich gleich nach Tische ins Nest. Daß mir nun Lottchen nicht aus dem infamen Rackernischel kommt, und in meinem Herzen, wie der Hase auf dem Felde, herumirrt — das, Bruder, kannst Du mir wohl unbeschworen glauben — Nicht wahr? — Gut — mit Lottchen wälzte ich mich also in die Federn: gegen Morgen hatte ich folgenden Traum.

„Ich sahe Lottchen herrlich geputzt in einer Stadt ganz tiefdenkend einhergehen. Ich bewunderte ihren Anzug, und erkannte sie vorzüglich gleich aus ihrem Gange. Hinter ihr drein gieng ein gar fürchterlicher Mann, der gewiß der Nächste nach dem Satan seyn mußte. Sie kam an ein sehr großes Haus, nach welchem der halbe eingefleischte Teufel, da er nun vorwärts trat, sie führen wollte — sie versagte ihm aber im größten Zorn ihre Hand. Recht

so, dachte ich — Sie schienen beyde mit einander in einem harten Wortwechsel zu seyn. Endlich kam ein ansehnlicher Herr, der ihrem Führer oder Begleiter ein Paar derbe Risse gab, Lottchen bey der Hand kriegte, und sie fortführte. Hierauf verlor sie sich ganz aus meinen Augen. Ich war neugierig, das Haus, wo sie der barbarische Kerl hinführen wollte, zu sehen. Ich gieng hinein, verirrte mich, und konnte mich nicht wieder herausfinden. Darüber wachte ich auf.

Hol mich der Beelzebub! das ist ein närrscher Traum. Ich möchte doch wissen, was Deine alte Traummarie darzu sagte. Thue mir also den Gefallen, und erzähle ihr selbigen, und schreib mir ihre Auslegung. Denn Träume, man mag auch sagen, was man will, sind nicht ganz zu verachten. Ich habe davon schon tausenderley Beyspiele theils gehört, theils gelesen. Die Auslegung dieses so sonderbaren Traums mag gut oder böse ausfallen: schreib sie mir ja. An Freuden sterbe ich nicht, und die Angst und Noth drückt mir das Herz nicht ab, wie Du schon erfahren. — Also mit nächster Post lese ich einen Brief von Dir, Muthchen mag schreiben, oder nicht. Genug Materie hast Du, darauf brauchst Du nicht zu warten. Ueberhaupt, Brüderchen! ist Dir etwa sonst noch ein Mittel bekannt, wodurch mein Schicksal erleichtert, und meine Absicht befördert werden könnte, so handle ja als Freund, und verschweig nichts! Denn mein

Hunde-

Hundeleben habe ich, wie schon gedacht, so satt, als wenn ichs mit Löffeln gefressen hätte. — Du weißt, sonst war ich recht stark und vollkommen; bey der jetzigen Rackerwirthschaft fällt mir beynahe alles Luder vom Leibe, und ich sehe ordentlicher Weise wie die theure Zeit aus. — Potz Velten, wenn Lottchen noch so wäre, wie vor Trollas Zeiten, der Teufel hole mich, so sähe sie mich nicht an; denn ich möchte mich auch selbst anspeyen, so gram bin ich mir selbst. Aber, wie kann denn das auch anders kommen? Da möchte der Henker nicht abnehmen, wenn man keinen guten Bissen zu fressen und zu saufen hat, und beständig im Herzen unruhig seyn muß, beynahe alles Schlafs beraubt. O! verfluchte Liebe — ich wollte, daß du nie in meine Seele gekommen wärest! Du peinigest und marterst mich bis aufs Blut (*). Nahe an der Verzweiflung, hol mich der Teufel, Bruder! bin ich. — Nur Deinen Brief warte ich noch ab, dann — Doch hiermit mags vor heute genug seyn. Behalt mich lieb. Ich bin

Dein

Freund

Herrmann.

XXX.

(*) Nec modus, aut requies, nisi mors reperitur, amoris. Ovid. L. 10. Metamorph.

XXX. Brief.

Frau von Baar an Herrn von Dulle.

Ihr Brief, rechtschaffener Mann, enthält alle Züge der größten Freundschaft gegen mich. Ich bin durch ihn ganz gerührt, aber auch völlig getröstet und beruhiget worden. — Sie hätten mir gewiß keine angenehmere Nachricht melden können, als die, daß der vermeyntliche Bruder Amantchens ein Betrüger sey, und Wurre heiße, und dieses selbst bekennet. Ich erstaune ganz über diesen Menschen, und kann nicht einsehen, daß es möglich sey, es in der Verstellung und List so weit zu treiben. — Doch, worzu ist ein böses Herz nicht fähig! — Ihnen also entrichte ich vor die überschriebene Nachricht meinen verbindlichsten Dank, und versichere, daß, wie Sie glauben, Ihr mit so vielem Gefühl warmer Freundschaft geschriebener Brief alle meine Thränen abgewischt, und mir die verlohrne Ruhe wiederhergestellt; ich glaubte auch selbst, daß er die nämliche erwünschte Wirkung bey meiner lieben Pflegetochter, Amantchen, thun würde; allein, leider! umsonst. Ich eilte voller Freuden mit dem Briefe in der Hand zu ihr — Sie und der fromme Pastor Weiße, der, sie zu besuchen, gekommen war, waren über meine Veränderung ganz in Erstaunen.

Gute, liebe Mutter! sagte sie, indem sie mir die Hand küßte. Wie kommt es, Sie sind

ja

ja auf einmal ganz Freude, da Sie nur noch vor kurzem, da Sie von mir giengen, noch weinten?

Ach! liebstes Amantchen, nun weine ich nicht mehr, und, Dank sey es der Vorsicht! du wirst nun auch wieder ruhig werden.

Ich? liebe Mutter — ich? und Ruhe? — das ist ein Wiederspruch — nein, meine Tage des Lebens verweinen, das soll mein Labsal seyn — dann will ich sterben!

O! Amantchen! verabschiede nun deine traurigen Vorstellungen! — Herr von Dulle hat mir einen gar erfreuenden Brief geschrieben!

O! liebe Mutter — der wird mich nicht rühren! Ich will den Innhalt errathen! — Vielleicht ist mein gottloser Bruder begnadigt worden?

Nein, liebe Tochter! ein Mörder kann nicht begnadigt werden; das wäre wider das göttliche Gesetz: Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch wieder vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht. Eine solche Gnade des Landesherrn würde Blutschulden übers Land bringen.

Oder — er ist recht glücklich geköpft worden: denn auch das ist Glück.

Nein, Amantchen, du irrest. Der, der sich vor deinen Bruder ausgegeben, und den du auch dafür hieltest, ist gar nicht dein Bruder — nein, ein Betrüger — er heißt gar nicht Frommann, sondern Wurre.

Und

Und das hat Ihnen Herr von Dulle geschrieben? — Woher weiß er es denn so gewiß?

Das kannst du leicht glauben, daß er sich vor allen andern darum bekümmern wird, da ihn die Sache intereßirt; denn eben dein vermeintlicher Bruder ist auch der, welcher seine Frau ermordet hat.

Hat er es denn auch wegen der entwendeten 20000 Thaler gestanden?

O ja! hier ist der Brief, ließ ihn ganz. Der Himmel gebe dir die nämliche Ruhe, die er mir durch diese Nachricht verschafft.

(Sie laß den Brief *).

Ach, gute Mutter, wollte der Himmel, dies wäre wahr!

Amantchen! du zweifelst noch? — Kennst du denn nicht die Rechtschaffenheit des Herrn von Dulle, die in jeder Zeile dieses so erfreulichen Briefs sichtbar ist?

Ja! die Rechtschaffenheit dieses würdigen Mannes verehre ich; allein, eben diese ist an dieser Nachricht Schuld. Sie hat ihn angetrieben, auf Mittel zu denken, mich zu beruhigen. Vielleicht hat auch etwa der Herr von Wallis deswegen an ihn geschrieben, und ihm diesen Vorschlag gethan. Es ist nicht anders, liebe Mutter, als sagte mir dieses mein Herz.

(*) S. XXVII. Brief 2ten Th.

Gott! Amantchen! wie sehr übertreibst du es mit deinen Vorstellungen. Ich gebe dir Recht: man bedient sich oftmals dergleichen List, andre zu beruhigen; allein, hier in diesem Falle würde sie schlecht angebracht seyn; denn was würde dies dem Herrn von Wallis, welcher den Herrn von Dulle zu diesem Betrug verleitet hätte, helfen? Gesetzt er erlangte dadurch deine völlige Wiederherstellung, und du würdest seine Gattin — die Sache ist weltkundig. Könnte das beständig verschwiegen bleiben, daß der, der geköpft worden, dein Bruder gewesen? Gewiß nicht. Du würdest es gewiß erfahren, und — gesetzt, du erführst es, würde dann nicht der letzte Betrug ärger als der erste seyn? Dies sollte der so kluge und einsichtsvolle Herr von Wallis nicht überlegen? Läßt sich das denken!

O ja! liebe, beste Mutter! das läßt sich gar wohl denken. Er liebt mich, das wissen Sie, leider! mehr, als zärtlich. Und eine übertriebene zärtliche Liebe, wie erfinderisch in Entwürfen und Ausführungen derselben ist sie! Wozu verleitet sie nicht?

Recht, meine Tochter — wenn die Liebe nicht in der Brust eines Rechtschaffenen ist — Ja dann, wenn die Liebe eine unglückliche Folge einer stürmischen Wollust und zügellosen Unkeuschheit — dann schenke ich dir meinen Beyfall. — Aber, besinne dich doch, meine Beste! Wer ist von Wallis?

Wallis? — Hast du sein gutes Herz schon vergessen? Spricht nicht alle Welt davon? — Was behauptest du also vor Unmöglichkeiten?

Ach! liebe Mutter! nach dem menschlichen Herzen ist keine Muthmaßung unmöglich. Wie mancherley und vielfältig sind nicht die Verstellungen? Gerne, gerne wollte ich mich überführen; aber dieser Brief beruhigt mich noch nicht.

O! Amantchen! was soll ich nun mehr thun, um dich zu überführen?

Gute Mutter — verzeihen Sie mir. Ich bin nicht im Stande, in diesem Falle die Herrschaft über mein Herz zu behaupten. Vielleicht würde mich das überführen, wenn ich eine Abschrift des ganzen Verhörs, welche von den Gerichten unterzeichnet wäre, lesen könnte.

Gut! Amantchen! auch das gewähre ich dir. Ich will nichts unterlassen, dich zu beruhigen. Gleich will ich mich hinsetzen, und dieserwegen an Herrn von Dulle schreiben.

Hierauf gieng ich von ihr, und ließ sie mit Herrn Pastor Weißen alleine, blieb aber hinter der Thür stehen, und hörte folgende Unterredung.

Aber, liebstes Amantchen! sprach Herr Weiße, ist es denn nun gar nicht möglich, daß Sie sich beruhigen können? Vermag denn die Bitte Ihrer guten Pflegemutter gar nichts mehr?

Ach! guter Herr Pastor! diese vermag alles über mich; aber ich kann nicht ruhig werden. Warlich,

lich, wäre ich im Stande, mich hier zu verstellen, ich thäte es; aber das erlaubt mir mein Herz nicht.

Nicht? Ist diese Unruhe zu mächtig in Ihrer Seele? — Was sind denn nun eigentlich die Ursachen hiervon?

Lieber Herr Pastor! Ueberhaupt mein ganzes Leben, und das traurige Schicksal meines Bruders.

Also haben Sie zwey Ursachen Ihrer Betrübniß? Erlauben Sie mir, Sie um nähere Bestimmung der ersten Ursache zu bitten.

Gott! soll ich Ihnen mein jammervolles Leben erzählen?

O! weinen Sie nicht — sagen Sie mir nur etwas davon.

Soll mich das nicht betrüben, wenn ich noch meine liebe selige Mutter im Blute schwimmen sehe — Wenn ich meinen Vater als Mörder betrachte — Wenn ich meine beschwerliche Reise überdenke — Wenn ich ihn sich selbst erschießen sehe — Wenn ich mich noch an jenes fürchterliche Gefängniß, darinne ich schmachten mußte, erinnere. — Darüber — o, Herr Pastor — seyn Sie billig — darüber sollte ich mich nicht betrüben?

Ja! betrüben — aber nicht unaufhörlich darüber unruhig seyn, und sich in seiner Betrübniß zu mäßigen, das ist die Pflicht eines rechtschaffenen Christen, wie Sie selbst wissen.

Es ist wahr, Sie haben Ihre Aeltern zu früh verlohren, das muß betrüben — Sie haben sie auf eine so traurige Art verlohren — das muß den Schmerz vergrößern. Aber, liebes Amantchen! bedenken Sie, wie, wenn Gott Ihnen Ihren Vater und Mutter gleich in der Frühe Ihrer Tage hätte geraubt? wie, wenn diese gleich in dem ersten Jahre Ihres Lebens gestorben wären, und Sie sich selbiger nun gar nicht erinnern könnten? wie, wenn Ihre Mutter, da sie, leider! von Ihrem Vater umgebracht wurde, zu der Zeit auf ihrem Bette an einer schmerzenden und rasenden Krankheit gestorben wäre? wie, wenn Ihr Vater nicht lange darauf von einem fürchterlichen Schlage gerührt worden wäre? — Nicht wahr, dann hätten Sie ja ebenfalls das Schicksal, eine vater- und mutterlose Wayse zu seyn? Ist das nun in Absicht der Folgen nicht einerley, ob erstere von ihrem eigenen Manne umgebracht worden, und letzterer sich in größter Verzweifelung selbst entleibt — oder ob beyde an einer natürlichen Krankheit zur nämlichen Zeit gestorben wären? *) Ist das nicht einerley? Macht nicht bloß die Art und Weise des Todes den ganzen Unterschied aus? Noch mehr, o Gott! hier erschrecke

*) Ante omnia memento, demere rebus tumultum, ac videre, quid in quaque re sit; scies, nihil esse in istis terribile, nisi ipsum timorem. - - Sen. Ep. 24.

schrecke ich, wenn ich an das Krankenbette denke. Wie, wenn nun Gott Ihre Mutter auf ihrem Sterbebette mit solchen Schmerzen heimgesucht hätte, die ihr Tag und Nacht keine Ruhe erlaubt; wenn ihre Zunge wäre gelähmt worden; wenn sie ihres Verstandes wäre beraubt worden, und wie ein unvernünftiges Thier gebrüllt hätte? — Ach, Amantchen! solche Beyspiele weis ich unzählig. Wie, wenn nun Gott Ihrem Vater eine eben so traurige Sterbensstunde bestimmt hätte? Welche Art des Todes würde wohl vor Sie, als Kind betrachtet, empfindlicher gewesen seyn? — Entscheiden Sie hier selbst. — Ja, Amantchen! man muß, wenn man seine traurigen Schicksale betrachtet, nicht bloß bey sich selbst stehen bleiben; nein, Pflicht ist es, auch an andere um und neben uns zu denken. Thun Sie dieses. Betrachten Sie, wie so viele tausend arme Waysen, von ihrem Vaterlande entfernt, wie die Schaafe, die keinen Hirten haben, herum irren müssen. — Waysen, welchen der Stand ihrer Aeltern ein glückliches und gemächliches Leben verhieß — die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen — die Bettelbrod essen, die als Knechte und Mägde dienen müssen, da sie das Glück ihrer Aeltern zu Herren und Frauen bestimmte? — Einem solchen höchst traurigen Schicksale sind Sie, Amantchen, nicht ausgesetzt. — Sie haben Ihren

Vater und Mutter verlohren; aber hat Ihnen Gott nicht davor den Herrn und Frau von Baar gegeben? — Ist nicht dieser Verlust reichlich ersetzt? — Kanns wohl Ihr Vater und Mutter besser mit Ihnen gemeynt haben, als diese? — Opfert nicht die Frau Baar Ihnen selbst ihre eigene Gesundheit auf? Ihre erste Krankheit, ist sie nicht davon Beweises genug? — Wie viele Stunden hat sie nicht Ihrentwegen verweint? — Wie manche Nächte Ihrentwegen schlaflos zugebracht? Wie manche Stunde Ihrentwegen auf den Knien gelegen, und vor Sie gebeten? — Können Vater und Mutter mehr thun? Warlich, ich schwöre es Ihnen zu. Ich finde wenig so rechtschaffene Aeltern. Und wie? — Darüber, daß Ihnen Gott einen andern treuen Vater und eine zweyte rechtschaffene Mutter wieder gegeben — wollten Sie weinen und unruhig seyn, anstatt ihm zu danken, und seine wunderbare Wege zu preisen? — Wie unbillig! Und endlich, indem Sie unaufhaltbar über Ihren Vater und Mutter weinen, und mit steter Unruhe darüber die Tage Ihres Lebens verkürzen, was thun Sie? — In der That die größte Sünde; denn Sie tadeln die Gerichte und Wege des majestätischen Gottes, der solche Schicksale über Sie verhängt. — Sie wagen einen Eingriff in die Rechte der Vorsicht, und meistern den Monarchen Himmels und der Erden. Dies, Amantchen! überlegen Sie,

sollte diese Betrachtung nicht fähig seyn, Ihnen Ihre Unruhe zu benehmen?

Ich erkenne Ihre Freundschaft mit dem lebhaftesten Danke, und sehe ein, daß Sie völlig Recht haben. Ich war auch, da ich in das Baarsche Haus kam, beynahe völlig ruhig; aber das traurige und unglückliche Schicksal meines gottlosen Bruders hat jenes betrübte Andenken wieder erneuert. Und —

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen auch hierauf, als der zweyten Ursache Ihrer Betrübniß, antworte. — Es ist wahr, Amantchen, ich schenke Ihnen mein ganzes Mitleiden, wenn ich, nur so viel mir bekannt ist, die besondern Scenen Ihres Lebens betrachte. Hier erblicke ich ein trauriges Gewebe von Jammer und Elend. Nicht genug, daß Sie Ihres Vaters und Mutter beraubt wurden — nein — Sie mußten das Glück haben, Ihren Bruder wieder zu sehen, um ihn bald als einen Dieb auf der Flucht zu betrachten. Diese Schande, dieser rasende Undank Ihres Bruders gegen das Baarsche Haus muß einem so gefühlvollen Herzen, wie das Ihrige ist, allerdings nahe gehen; allein, dieses so schlechte Verhalten verdient doch lange noch nicht, daß Sie sich dieserwegen einer unaufhörlichen Unruhe überlassen. — Kann Ihnen diese Schandthat zugerechnet werden? — Haben Sie daran Antheil

 gehabt?

gehabt? — Haben Sie ihm zu diesem Diebstahl Gelegenheit gegeben? Haben Sie ihm die Mittel dazu gezeigt? — Das läßt sich nicht denken. — Also kann Ihnen nichts von dieser Schandthat zur Last gelegt werden. — Ist Ihnen aber Ihr Bruder zur Schande? — Ist er im Stande, Ihnen durch seine Uebelthaten Ihre wahre Ehre, ich meyne, den Adel der Seele, zu rauben? Nein, das sind Schätze, denen die Diebe nicht nachgraben, und die kein Rost und Motten fressen. — Also — auch entehren kann Sie Ihr Bruder nicht. — Er kann vielleicht noch ein trauriges Ende nehmen, und unter den Händen des Henkers sterben. Gut — lassen Sie es seyn. Ihr Bruder geht nicht in sich — er bessert sich nicht. Er stirbt am Galgen, oder auf dem Rade? — Was können sie davor? Was können Sie denn mit aller Ihrer Unruhe ausrichten? — Nichts, als vor ihn zu beten, und ihn der Gnade Gottes zu überlassen — ist Ihnen übrig — Aber er kann unter der Hand des Henkers als ein Verdammter sterben. Er kann, aber nicht: er muß; denn oft stirbt der Missethäter am Galgen, oder Rade, oder durchs Schwerdt umgebracht, seliger, als der Mensch auf seinem Krankenbette. — Und über dieses, Amantchen! warum wollen Sie sich denn nun noch grämen, nachdem Sie den Brief des Herrn von Dulle gelesen, und den schändlichen Betrug Ihres vermeyntlichen

Bruders

Bruders eingesehen? Sagen Sie ja nicht: es ist nicht möglich, daß dieser Mensch so besondere Umstände von der Familie habe wissen können, wenn er nicht wäre Ihr Bruder gewesen. Alle diese Nachrichten hat er von mir. Sie kennen sein einnehmendes und gefälliges Wesen. Hiermit, wie ich nachmals gesehen, hat er mich entsetzlich hintergangen. Müßte ich es mir nicht auch zu Gemüthe ziehen, da ich derjenige bin, der diesen schlechten Menschen der Frau von Baar empfohlen? Und, Amantchen! dem Herrn von Dulle, der Ihnen gewiß noch nicht von so einer schlechten Seite bekannt ist, eine Unwahrheit andichten wollen, kann gewiß Niemand gefallen. Dies wäre eine Unwahrheit, die doch, wie Ihre gnädge Mutter schon gedacht, nicht immer vor Ihnen könnte verborgen bleiben.

Ach, lieber Herr Pastor! alles, was Sie gesagt, hat seine gute Richtigkeit; aber erlauben Sie mir nur so lange noch meine Unruhe, bis ich die gerichtliche Abschrift des Verhörs lese, dann —

O! sagen Sie ja nicht vom Erlauben. Ich will aber selbst die Frau von Baar bitten, daß sie die Sache beschleunige. — Wollen Sie aber auch dann ruhig seyn, und allen Zweifel bey Seite setzen?

Ja, Herr Pastor! wenn ich kann.

Recht so, Sie sagen: Wenn ich kann. Die Kraft darzu muß Ihnen Gott geben. Den müssen Sie im Gebet darum anrufen.

Ach — daß Gott erbarm! (hier fieng sie erbärmlich an zu weinen) —

J! Amantchen! ich bitte Sie um Gottes Willen! — Warum weinen Sie denn?

Ach — Gott vergieb mir — ach! ach! ach!

Was! — was soll Ihnen denn Gott vergeben?

Ach — Herr Pastor! meine — — —

Erholen Sie sich nur erst. Sie sind zu sehr im Affekte.

Ach! ach! Gott, vergieb mir meine Sünde!

J! Amantchen! welche Sünde ist es denn, die Sie so nagt und beunruhigt?

Ach — lieber Herr Pastor! Sie schlugen mir das Gebet als ein Mittel vor, mich wieder zu beruhigen. Hier schlägt mir mein Herz; denn ich habe nun schon lange nicht mehr gebetet.

Warum haben Sie denn das Gebet unterlassen? das ist freylich eine große Sünde.

Ich rufe Gott im Himmel zum Zeugen an — ich habe das Gebet nicht aus Verachtung unterlassen; nein, deswegen, weil ich nicht beten konnte.

Das ist ein anders. Ich erinnere mich, schon einige solche Fälle in meinem Amte erlebt zu haben. Diesen Patienten habe ich den nämlichen Rath ertheilt, den ich Ihnen jetzo sagen will: Nämlich beten Sie zu Gott oft mit Zuversicht

Ihres

Ihres Herzens: Herr, lehre mich beten! Gott siehet in unserm Gebete nicht auf die Vielheit der Worte, sondern auf die Güte des Herzens. Dieser Wunsch, oft wiederholt, wird das treue Vaterherz Gottes bewegen, Ihnen wieder die Kraft, zu beten, zu schenken.

Diesem guten Rathe will ich folgen. Vielleicht hört mich Gott. — Ach! Gott! lehre mich beten!

Sagen Sie nicht: Vielleicht — Nein, Gott erhört einen solchen Wunsch allemal. Und dann, Amantchen! wenn Sie nun finden, daß Ihr Herz wieder in der angenehmen Verfassung ist, beten zu können, denn beten Sie vor allen Dingen zu ihrem Gott um Ruhe.

Guter — lieber Herr Pastor! Noch gegen Niemand bin ich so offenherzig gewesen, als gegen Sie. Ich schenke Ihnen auch mein ganzes Zutrauen; aber nur noch eine Bitte erlauben Sie mir. Darf ich sie wagen?

O ja, Amantchen! bitten Sie, was Sie wollen.

Seyn Sie so gütig, und setzen mir ein Gebet, das meinen Umständen angemessen ist, auf. Die Gebetbücher sind gut, sie schicken sich aber nicht auf alle Umstände; und aus dem Herzen kann ich jetzo nicht beten.

Sie haben Recht in Ansehung des Urtheils von den Gebetbüchern. Sie hätten aber schon an dem Meisterstücke aller Gebete — dem Vater Unser — Materie genug, sich mit Gott zu unterhal-

ten. Sie müßten nur vorzüglich bey beyden letzten Bitten sich verweilen. — Doch, damit ich auch nichts unterlasse, Sie zu beruhigen: so will ich Ihnen gleich ein kleines Gebet aufsetzen.

Hier stand ich noch immer hinter der Thür' und, Gott weis es, unter tausend Thränen. Hier bemerkte ich, daß Herr Pastor Weiße sich an den Tisch setzte, und das Gebet aufschrieb.

Hier ist, sagte er hierauf nach einer Viertelstunde zu ihr, das Gebet, wie Sie es verlangt. Der Himmel segne es, und schenke Ihnen bald Ihre vorige Ruhe wieder.

O! das ist unvergleichlich. Nun will ich recht oft beten — Aber, Herr Pastor! noch eine Bitte. Beten Sie auch vor mich.

O, Amantchen! Dies ist ohnedem meine Schuldigkeit — aber verdoppeln will ich mein Gebet vor Sie.

Hier trat ich in' die Stube. Amantchen sahe an meinen Augen, daß ich geweinet.

Liebe Mutter, sprach sie, warum haben Sie denn geweint?

Ach, Amantchen! kannst Du dich wohl darüber wundern, da Du weißt, daß ich an Herrn von Dulle geschrieben?

Also meinetwegen? — Nur diesesmal vergeben Sie mir. — Ich habe es schon dem Herrn Pastor

versprо-

versprochen. Wenn ich die gerichtliche Abschrift sehe, dann will ich alles glauben, und, so Gott will, recht ruhig wieder werden.

Liebes Amantchen, wüßte ich das, glaube es mir, ich wollte noch ganze Nächte und Täge vor Dich weinen, und keine Thräne sollte mir zu kostbar seyn.

Beste Mutter! Ich kenne schon Ihr zärtliches Herz, und bin von Ihren gütigen Gesinnungen hinlänglich überzeugt.

Sie sehen also, mein Herr! aus dieser Unterredung, worauf alles zur Beruhigung Amantchens noch ankomme, nämlich auf eine gerichtliche Abschrift des Verhörs, Wurren betreffend. Ich weis, Sie sind so geneigt, und verzeihen meiner armen Pflegetochter das Mißtrauen, welches sie in Ihre ertheilte Nachricht gesetzt. — Ihre Unruhen verdienen Vergebung. Darum bitte ich gehorsamst, nicht minder auch um baldige Antwort, weßwegen ich auch einen Expressen abgeschickt, welcher darauf warten soll. Mein lieber Mann versichert Ihnen seine Freundschaft; ich aber bin mit aller Hochachtung

Dero

gehorsamste Dienerinn,

von Baar.

XXXI. Brief.

Lottchen schreibt aus Hamburg an Frau von Elmold, ihre Tante.

Gnädge Tante!

Ich bin am vergangenen Dienstage, nebst dem Onkel, der sich bestens empfiehlt, allhier glücklich angekommen. Allein, wie bange es mir thue, daß ich nicht mehr die Gnade habe, Sie zu sehen, können Sie kaum glauben. Erlauben Sie mir nun gnädig, daß ich Ihnen eine kurze Beschreibung von unsrer Reise gebe — Sie wissen schon die Ursachen, warum einige Umschweife gemacht worden. — Kaum waren wir aus der Stadt, so fieng der Onkel an, den Moralisten zu machen, und mich zur Gottesfurcht und Gebet zu ermahnen. Ich sagte ihm, daß ich ehedem, leider! nichts aufs Gebet und Tugend gehalten, seit dem Umgange mit dem Herrn von Trolla aber ganz anders dächte und handelte. Dies gefiel ihm außerordentlich, und er versprach mir seine Liebe um so viel mehr. Hierauf fieng er auch an, derer mancherley Gefährlichkeiten zu gedenken, welchen man auf Reisen ausgesetzt seyn könne, und wie nichts nöthiger sey, als sich der göttlichen Providenz zu Gnaden zu empfehlen. Ich gab ihm Recht. Er schlug daher vor, daß Muthchen den Morgensegen beten solle.

„Ach, gnädger Herr! den habe ich nun schon seit zehen Jahren nicht gebetet, und ihn ganz vergessen. Seyn Sie so gnädig, und verschonen mich mit dem Gebet!

Um tausend Gotteswillen, sie hat in zehen Jahren den Morgensegen nicht gebetet? — Ey! wie kann es ihr denn da wohl gehen?

Ach, gnädger Herr! bis jetzt kann ich darüber noch nicht klagen: ich befinde mich sehr wohl.

Wenn sie auch den Morgensegen nicht gebetet — hat sie denn etwa aus dem Herzen Gott angerufen? Das will ich doch hoffen!

Sehr selten, gnädger Herr! Ich gestehe es offenherzig: seitdem ich Kammerjungfer bin, habe ich nur zweymal gebetet, da ich nämlich krank war; denn das Beten und Kammerjungfer zu seyn, ist gemeiniglich von einander getrennt. Wir armen Thierchens haben gemeiniglich zu viel zu thun: denn Abends müssen wir immer bis in die späte Nacht auf unsre Damen warten, um sie auszukleiden, und ihre Erzählungen vor dem Kammergerichte anzuhören. Dann sind wir müde; und vor Müdigkeit können wir nicht beten. Morgens schlafen unsre Damen lange. Hiervon machen wir auch Gebrauch. Nun bringen sie um zwölf Uhr an der Toilette zu. Dann gehts zur Tafel, und wir Kammerjungfern essen auch. Nun sind wir noch nicht angezogen. Nach dem Caffe putzen wir uns, gehen auf die Promenade, oder sonst in Gesellschaft.

sellschaft. So gehet die Zeit dahin, man weis nicht, wie? und ans Beten kann gar nicht gedacht werden.

Ey! ey! das höre ich sehr ungerne; denn von solchen Leuten, die nicht gerne und fleißig beten, halte ich nicht viel. Sie hätte aber doch bisweilen einige Zeit der Verehrung Gottes widmen können, wenn sie sonst gewollt hätte.

Ach, gnädger Herr! wir Kammermädchen sind gar zu sehr zerstreut. Und wenn ich nicht ohne alle Zerstreuung beten kann, so bete ich lieber gar nicht.

Ist denn das wahr, mein liebes Lottchen, daß Muthchen auch bey dir so zerstreuet gewesen, und am Gebet verhindert worden?

Ja, gnädger Onkel, ehe ich noch bekehrt worden: aber nun nicht mehr.

Ey, Muthchen! da hätte sie doch, seit der Bekehrung Lottchens, an Gott zu denken und zu beten Zeit gehabt.

Ja, das hätte ich gekönnt. Allein, gnädger Herr! es ist entsetzlich schwer, sich nach so vielen Jahren etwas anzugewöhnen.

Das ist wahr: man unterlasse nur einige mal das Beten, man unterläßt es hernach ganz. Nun — Muthchen, fange sie nur auch hübsch an, fromm zu werden und zu beten.

Ja, gnädger Herr! mit der Zeit bricht man Rosen!

Also,

Also, liebes Lottchen, betest du wohl den Morgensegen?

O ja, recht gerne, wie Sie befehlen.

Nun so fange an.

Gleich — der Morgensegen — das —

Ach, Lottchen, halt inne! — Du giebst mir doch auch die Reisekosten wieder, wenn du eine glückliche Heyrath thust?

Das ist meine Schuldigkeit, gnädger Onkel!

Nun bete fort.

Der Morgensegen: das —

Noch eins: wenn etwas am Wagen zerbrechen sollte, das schreibe ich doch auch auf deine Rechnung? Hat dir das die Tante schon gesagt?

Ja! gnädger Onkel!

Bete fort!

Der Morgensegen: das wallt —

Ach, Lottchen! warte ein wenig, ich muß erst etwas in meiner Schreibetafel nachsehen — Er holte sie heraus — Ja! — in der That, der ist mir schon ein ganzes Jahr die Interessen schuldig — Siehst du, Lottchen, so gehts! Fahre nun fort!

Der Morgensegen: das wallt Gott —

Halt, Lottchen! wenn wir nach Hamburg kommen, dann vertrittst du doch wohl die Stelle einer Französinn bey meiner Tochter? Ich könnte doch auch dadurch an Gelde hundert Thaler ersparen.

Ja, gnädger Onkel! ich mache mir ein Vergnügen daraus.

Bete weiter!

Der Morgensegen: das wallt Gott der —

Aber, Lottchen! wenn du was von deinen alten Sachen ablegest, so könntest du ja etwas davon meiner Tochter zukommen lassen.

Mit Vergnügen, gnädger Onkel!

Bete ferner!

Der Morgensegen: das wallt Gott der —

Fahr zu, Kutscher — Hier sitzen viele Betteleute, die möchten uns nur aufhalten — Fahr zu! —

Ferner, Lottchen!

Der Morgensegen: das wallt Gott der —

Ach, Lottchen! — ich muß dich noch einmal stöhren. Siehe einmal das schöne Guth da zur Linken. Da habe ich 70000 Thaler stehen — Den Herrn Patron werde ich bald recht feyerlich mahnen. Vielleicht hilft der Himmel, daß ich recht gut darzu komme — es ist ein gar excellentes Guth — Weiter, Lottchen!

Der Morgensegen: das wallt Gott —

Gleich fällt mir noch was ein. Ich halte meiner Tochter einen Hofmeister, der kostet mich rasendes Geld, und thut doch weiter nichts, als daß er meine Tochter einige Stunden informirt. Ich dächte, du könntest meiner Tochter eben das lernen? Wenn sie nur so viel lernt, als du. Du thust mir dadurch einen großen Gefallen, und

erspareſt

ersparest mir, wie mit der Mamsell, einen schönen Thaler Geld. Willst du?

Ich will erst noch meine Kräfte prüfen.

Bete, Lottchen!

Der Morgensegen: das wallt Gott der —

Halt, Kutscher — ich muß aussteigen, da liegt ein kleiner lederner Beutel (er stieg aus der Kutsche, hob den Beutel auf, und fand einen Thaler darinne).

Ach, gnädger Herr! sprach der Kutscher, der Beutel gehört einem von den armen [illegible] Leuten. Ich will sie rufen.

Untersteh dich! Hab ich doch das Geld! Wer weis, wem es die Spitzbuben gestohlen haben. Man muß alles mitnehmen; aus Thalern werden Hunderte — Fort — Kutscher! — Bete weiter, Lottchen!

Der Morgensegen: das wallt Gott —

Noch eins — ich sehe, du hast ein kleines Hündchen, davor wirst du doch auch etwas Kostgeld geben?

Nicht mehr, als billig, gnädger Onkel!

Sehn Sie, gnädge Tante! unter diesem Gebete kamen wir endlich nach P — — Hier ward nur ein wenig innegehalten, und den Pferden Heu gegeben. Mich hungerte wider alle Gewohnheit außerordentlich, ich bat mir also ein Butterbrod aus. Der Wirth forderte sechs Pfen-

nige. — Ey — sagte der Onkel, das ist zu viel. Ein Dreyer ist genug.

Nu, sagte der Wirth, das ist rasend, ein Cavalier handelt noch vor ein Butterbrod um sechs Pfennige — Pfui Zeder über den Knicker — Hier will ich sie noch einen Dreyer darzu schenken! —

Gott! wie ärgerte ich mich; der Onkel aber blieb immer gelassen, und steckte den geschenkten Dreyer ganz zufrieden ein — Wir setzten unsere Reise weiter fort. Von der Beschimpfung des Wirths nahm der Onkel Gelegenheit zu herrlichen Moralien: Siehst du, Lottchen! so muß man sich bey den Urtheilen solcher gemeinen Leute verhalten. Man muß sie mit Gleichgültigkeit übersehen. Was schadet es mir, daß mich dieser Kerl einen Knicker nennte? Ich bleibe doch, wer ich bin, und den Dreyer habe ich noch oben drein. Ist es nicht wahr? — Hier, gnädge Tante, mußte ich mich entsetzlich zusammen nehmen. — Doch solche Stückchen paßirten noch genug. Es ist mir aber zu unangenehm, sie anzuführen. Wir langten sehr späte Abends in R — — an.

Befehlen Sie was zu essen, gnädger Herr! sagte der Wirth —

Was hat er denn Gutes?

Allerley — Kälberbraten — Rindfleisch — Bratwurst — Fisch — junge Hühner — Schöpsenbraten — Rehbraten u. d. g.

Was kostet denn die Portion Kälberbraten?
Zwey Groschen.
Rindfleisch? —
Auch zwey Groschen.
Eine Bratwurst?
Einen Groschen.
Eine Portion Fische, was kostet die?
Drey Groschen.
Junge Hühner?
Zwey Groschen und drey Pfennige.
Schöpsenbraten?
Zwey Groschen.
Rehbraten?
Drey Groschen. —
So, so, Herr Wirth! das ist vieles Geld, da doch alles jetzt so wohlfeil ist. — Hat er denn auch Erdäpfel oder Kartoffeln?
O ja, gnädger Herr — Genug vor die Schweine!
Was kostet denn die Portion?
Ach, Ihro Gnaden ein Schwein *) muß lange fressen, ehe es vor einen Groschen frißt!
Gut, so bringe er nur vor sechs Pfennige — Nicht wahr, Lottchen, daran haben wir genug?

Der Wirth brachte nun, mit einer sehr lächerlichen und höhnischen Mine, eine gehäufte Schüssel voll Kartoffeln. In meinem Leben hatte ich

*) Hier fehlt ein Comma, das mache man nach Belieben.

das nicht gegessen; hier mußte ich, dem Onkel zu Gefallen, mich stellen, als schmecke es mir recht gut. Der Wirth stand immer hinterm Stuhle, machte erbauliche Anmerkungen, und fragte oft: Schmeckt es gut, gnädger Herr? — Ein — Recht gut! — Recht gut! war die frohe Antwort. Ich hatte mir die Hände beschmutzt, verlangte also eine Serviette — Ey — was machte da der Onkel vor große Augen — Herr Wirth, sagte er, was kostet denn die Serviette, wenn sie Lottchen braucht, um sich die Hände abzuwischen?

Sechs baare Haus- Mund- und Magenpfennige, sagte der Wirth.

Das ist nicht möglich; denn ich rechne darzu vor einen Pfennig Holz — vor einen Pfennig Seife — und einen Pfennig vor die Mühe. Facit einen Dreyer.

Pfui! schämen Sie sich, gnädger Herr, das ist mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Sie können gut rechnen — Hier, gnädge Fräulein! haben Sie meine beste Serviette — ich mag nichts davor haben. Sie sind eine recht hübsche Fräulein!

Der Onkel blieb darbey immer gleichgültig, und der Wirth trieb seinen völligen Spott mit ihm. Nun ward die Tafel aufgehoben, und der Onkel rauchte eine Pfeife Taback. Wir saßen an einem besondern Tische, und hatten auch ein besonderes Licht. Dieß merkte der Onkel nun

erst

erst — Ach — Herr Wirth, er kann unser Licht da wegnehmen, wir können zu unsrer Arbeit sehen.

Nein, gnädger Herr! das hilft nichts. Sie müssen nun einmal das ganze Licht bezahlen, da es schon beynahe eine Stunde gebrannt hat!

Warum nicht gar, es ist ja noch nicht der dritte Theil verbrannt? Wie käme ich denn darzu? Nein, das geschiehet nicht. So ein Licht schätze ich höchstens einen Groschen. Der dritte Theil ist verbrannt. Facit vier Pfennige.

Nu — meinetwegen, es kommt mir auch darauf nicht an. Ich habe nun die Gnade, Sie zu kennen.

Ach, Herr Wirth! nun ist es auch Zeit, schlafen zu gehen. Wie sieht es aus — ist er mit den Betten auch so theuer, als mit dem übrigen?

Sie geben, kurz und gut, vor sich, die gnädge Fräulein und Kammerjungfer einen Thaler.

I! daß Gott erbarm! das ist ja rasend viel Geld — bedenk er nur — einen Thaler?

Nun habe ich das knickrichte Wesen völlig satt; wollen Sie das nicht, so lassen Sie es höflich bleiben!

Nun! — nun! — man darf doch wohl ein Wort reden. — Mache er vor uns drey eine Streue.

Hanne! — Marie! — Sophie! — geschwinde, geschwinde — nehmet die Beine zwischen die

Ohren — holt ein Paar Schock Stroh aus dem Stalle, und macht eine hochadeliche Streue. — Gute Nacht, schlafen Sie wohl! — Kartoffeln und eine Streue schicken sich gut zu einander. So schlafen die Schweine auch!

Wie kränkend war dies für mich! ich ward nun gezwungen, eine ganze Nacht, ohne schlafen zu können, auf einem so elenden Lager zuzubringen. Ich glaube, daß ich doch noch würde geschlafen haben, wenn nicht der Onkel, auch sogar im Schlafe, von seinen Kapitalien gesprochen, und beständig gerechnet hätte. Früh um fünf Uhr fuhren wir wieder ab, nachdem der Onkel, bey Zusammenrechnung der großen Zehrungskosten, einige nicht geringe Proben seines Geizes hatte blicken lassen — Zum Mittage kehrten wir in S — ein, da aber weder gegessen noch getrunken wurde, weil uns der Onkel auf den Abend schon auf eine gute Mahlzeit, die wir bey dem Herrn von Weil, einem Schuldner von ihm, finden würden, vertröstete. Unsre Hoffnung hatte uns auch nicht getäuscht; denn, nachdem wir Abends um sieben Uhr bey Herrn von Weil angekommen, setzten wir uns um acht Uhr zu Tische, und ließen es uns fürtrefflich schmecken. O! gnädge Tante, wie reizend werden uns erst alsdenn die guten Tage, wenn wir dererselben einige Zeitberaubt gewesen! Noch nie hat es mir so gut geschmeckt, als jetzt; aber noch nie war ich auch

in solchen Umständen gewesen. Den Morgen darauf empfohlen wir uns dem Herrn von Weil mit dem verbindlichsten Danke vor das erzeigte Gute. Kaum waren wir in der Kutsche, so erinnerte mich der Onkel schon wieder ans Gebet.

Bete, liebes Lottchen! wiederum den Morgensegen.

Gerne, gnädger Onkel, wollte ich Ihrem Befehle gehorsamen, aber —

Nu — warum willst du nicht beten? Schämst du dich etwa, wie Muthchen, des Gebets?

Ach! wie können Sie dies in meinem jetzigen bekehrten Zustande glauben? Nein — jetzt bete ich gerne.

Was hast du denn sonst vor eine Ursache? —

Ich glaube, Sie werden ungenädig, wenn ichs Ihnen sage. —

Nein — sage nur deine Ursachen!

Ach, gnädger Onkel! das wird mir außerordentlich schwer, es zu sagen, was mich vom Gebet abhält — Ich glaube, diese Offenherzigkeit ist wider die Ehrfurcht, die ich Ihnen als Onkel schuldig bin. —

Nein, Lottchen, du beleidigest mich nicht: die Ursache mag auch seyn, welche es wolle.

Ich kann ohnmöglich — Erlauben Sie mir, diese Ursache zu verschweigen.

Du dachtest vorhin der schuldigen Ehrfurcht.

Beweise diese dadurch, daß du mir offenherzig sagest, warum du nicht beten willst!

Nun bin ich gezwungen — Wenn ich einmal bete, so bete ich gerne ohne alle Zerstreuung, das ist, andåchtig.

Recht so, das kannst du ja aber auch in der Kutsche? Das ist ja eben so, als wie in der Stube — Nu? Was zerstreuet dich denn da? Du darfst ja nur die Augen zudrůcken.

Es wird doch immer zwischen dem Gebet gesprochen.

Wer spricht denn?

J! Der gnädge Onkel selbst.

Ich? Mädel, du bist nicht gescheut!

Ich bitte um Vergebung, Sie haben letzthin sehr viel gesprochen.

Wovon denn?

Von Ihren Capitalien — von Ihren Forderungen an mich, u. d. g.

Um Vergebung — Lottchen — das thue ich alles, ohne es zu wissen; denn mir ist kein Wort davon bekannt. — Nun gut, so bete nur deinen Morgensegen vor dich.

Ja! das soll geschehen.

Diese Offenherzigkeit, ohnerachtet sie mir der Onkel abgezwungen, schien ihn zu verdrůßen. Er sprach nicht eher mit mir, als bis wir Mittags ins Wirthshaus kamen, wo er abermals seinen kriechenden Geiz zeigte. Der freundliche Wirth empfieng uns sehr gut.

Wie

Wie ist, fragte er, der werthe Name?
Baron von Schicho.
So, so, von Hamburg? — der reiche Herr von Schicho? — ich habe gleich die Ehre, wieder bey Ihnen zu seyn.

Nach Verfluß einer halben Stunde kam die Magd, und führte uns in die obere Stube. Hier fanden wir einen gedeckten Tisch vor drey Personen.

Vor wen denn diese Umstände? fragte der Onkel die Magd —
Vor Sie, gnädger Herr!
Ey; so herrlich esse ich auf der Reise nicht.
Ach! Sie spaßen? — Setzen Sie sich: die Suppe wird kalt; ich werde gleich mehr bringen.

Wie ärgerte sich der Onkel! Er gieng in der Stube herum — Eine Suppe auf drey Personen — es sind auch drey Eyer darinne. Die Portion einen Dreyer. Facit — Neun Pfennige. Vieles Geld! — Nun weil es nicht anders ist — Lottchen und Muthchen, kommt — wir wollen essen. — Wir leerten den Suppennapf ganz aus; denn es schmeckte uns fürtrefflich — Nun kam die Magd, und brachte unvergleichliches gedämpftes Rindfleisch.

Ach, sagte der Onkel — das ist gar zu viel — bringe sie uns nur Käse und Butter!

Zu viel? — Nu — meiner Seele, wenn solche Herren, wie Sie sind, zu uns kommen, die kriegen allezeit einen guten Fraß, und sind doch wohl obendrein noch nicht zufrieden, und wollen mehr haben, und Sie sprechen schon: Zu viel — Käse und Butter kommt noch nach — Lassen Sie es sich gut schmecken!

„O! ich armer Mann! sagte der Onkel, was wird das kosten? — Gedämpftes Rindfleisch, so ein gutes Essen! — Drey Portionen? — die Portion zu einem Groschen sechs Pfennige? — Facit netto vier Groschen sechs Pfennige — Kinder, kommt — esset nur hübsch Brod darzu, damit nicht zu viel Fleisch gegessen wird!„

Hier, gnädge Tante! konnte ich mich kaum des Lachens enthalten: mir und Muthchen schmeckte es herrlich; aber der Onkel aß mit Zittern und Zagen, und zählte uns beynahe alle Bissen in Mund. — Nun kam die Magd wieder, und brachte unvergleichliche Forellen, und Wein —

Ist der Wirth nicht klug, sprach der Onkel, daß er so vieles Essen schickt?

O, gnädger Herr! der Wirth ist gewiß der pfiffichste Mann auf Gottes Erdboden. Er macht auch ein gutes Stück Essen; denn er ist selbst ein Koch — Machen Sie, und essen!

Nein — daraus wird nichts, das kostet zu viel —

Ach, mein Herr ist sehr billig. Lassen Sie sichs gut schmecken. Der Wein ist auch ein guter acht und vierziger!

Nun standen dem Onkel die Thränen in Augen.

„Daß Gott erbarm, wäre ich doch nicht in das infame Wirthshaus gekommen. Der Wirth weis, daß ich Vermögen habe. Der will mich ruiniren und prellen — So ein kostbarer Fisch — Drey Portionen — Die Portion wenigstens à 3 gr. — Facit — Neun Groschen. Ach, du großer Gott! so vieles Geld. — Ey — Lottchen! was kostet das Reisen nicht? — ! Eine Flasche alten Rheinwein — wenigstens richtiges Facit sechzehn gute Groschen — Kinder — ich werde ganz ruinirt! Nu — so eßt nur ein Bißchen! — Hier hat jede ein halbes Glas Wein — er ist auch nicht gesund!„

Kaum waren wir fertig, so kam die Magd schon wieder, und brachte einen unvergleichlichen Schöpsenbraten.

Noch mehr? sagte der Onkel — das bleibt stehen!

I! schämen Sie sich doch! — Sie werden doch noch ein Bißchen Braten essen. Was wäre denn das vor ein Kavalier, der nicht alle Tage Braten äße? Ich dächte, das wäre eine Schande vor den ganzen hochadelichen Stand! Es kommt doch alles auf eine Rechnung, Sie mögen auch etwas davon essen, oder nicht.

Nun — sie spricht schön! Das will ich doch wohl sehen,

hen, wenn ich nichts davon esse, ob ich bezahlen soll?

Ach, gnädger Herr! die Gastwirthe sind durchtriebene und mit allen Hunden gehetzte Schelme, in allem Respekt von meinem Herrn gesprochen — sie wissen sich schon zu helfen. Nu — meiner Hühner halben, essen Sie, oder nicht, wie Sie denken. Ich weis, der Schöpsenbraten ist unvergleichlich.

Das ist wahr, der infame Wirth nothzüchtigt mich ordentlich mit seinem Essen — Was wird das vor eine Rechnung werden?

Erstlich = = 9 Pf. = = Suppe.
Zweytens 4 gr. 6 Pf. = = Rindfleisch.
Drittens 9 gr. = = Fisch.
Viertens 16 gr. = = = Wein.

Das ist erstaunend, 6 und 9 ist 15 — Facit 1 gr. 3 pf. — 16 und 1 ist 17. — 9 darzu. Facit 1 rthlr. 2 gr. und 4 darzu. Facit netto 1 thlr. 6 gr. 3 pf. Und nun soll ich auch noch Schöpsenbraten essen? — Gott! was wird da vor eine Summe herauskommen! Das Mädel hat Recht: esse ich nicht, ich muß es doch bezahlen. — Drey Portionen, à 2 gr. Facit sechs Groschen. Und ein Thaler sechs Groschen drey Pfennige war die erste Summe. Hierzu wieder sechs Groschen. Facit 1 Thaler 12 Groschen drey Pfennige. Die drey Pfennige kann ich wohl abziehen. — Daß Gott erbarm, so viel Geld, ihr Kinder! — Bedenkt — 1 rthlr.

12 gr.

12 gr. 3 pf. vor eine Mahlzeit — Nu so eßt! —

Auweh — auweh — mein — mein — Rů — Rů — cken!

J! was fehlt ihr denn, meine Tochter?

J! daß ich — nicht — gleich — den Sal— lat mit genom — men hatte — darůber krieg — te — ich — Prů — Průgel.

Sie, armes Kind! und ich, armer Mann! auch Sallat soll ich essen?

Den můssen Sie mir zu Gefallen essen; denn wenn nachher der Herr sieht, daß Sie ihn nicht gegessen, so denkt er, die Schuld liegt an mir, weil ich ihn so spåte gebracht. Essen Sie ihn ja alle!

Ach — Lottchen! noch mehr. Weiß doch her! ist es denn viel Sallat? Nun will ich auch rechnen, der Sallat kostet 1 Pfennig — der Eßig 2 Pfennige, und das Oel 3 Pfennige. Zwey und eins ist drey — Drey und drey macht sechs. Facit zusammen 1 thlr. 12 gr. 9 pf. Schon wieder mehr darzu! Nu — so eßt nur! — Ach, ich armer Mann! 1 thlr. 12 gr. 9 pf. Wie will ich auskommen? Seht, Kinder! was das alles vor Geld kostet! —

Noch, da wir mit dem Essen des Sallats beschåfftigt waren, kam das Mådchen schon wieder, und brachte eine große Mandeltorte und ein kleines Flåschgen Ungarischen Wein — Hier gieng

der

der Onkel in seinem Geize so weit, daß er überlaut anfieng zu weinen, und die Hände überm Kopf zusammenschlug, und, wie halb seines Verstandes beraubt, in der Stube herumlief.

Daß Gott erbarm — daß Gott erbarm — ich komme noch bey einem solchen Wohlleben ganz an Bettelstab!

Sind Sie nicht wohl, gnädger Herr, daß Sie so daß Gotterbarmen? Haben Sie etwa Kopfschmerzen? Das ist leicht möglich, die große Hitze in Hundstagen drückt Sie vielleicht. Essen Sie noch ein wenig Torte, und trinken ein Glas Ungarischen Wein!

Geh sie mir drey Schritte vom Leibe —

Pfui — Zeder über den Kavalier — Sonst sagen die Herrens immer — Drey Schritte näher! — Da haben Sie mich stark beleidigt — ich wills doch nicht übel nehmen, wenn ich nur ein gutes Trinkgeld kriege.

Was Trinkgeld? — Das fehlt mir noch!

Nu — mein Seele — thun Sie doch, als kämen Sie erst vom Mutterleibe. Das ist gar keine Frage. So lumpicht und knickricht hätte sich doch kein Bürgerlicher noch gegen mich aufgeführt — Essen Sie nur!

Ey! das ist gottlos — Torte und Wein — Drey Portionen. Die Torte — i — da kann doch der Kerl die Portion nicht höher rechnen, als zwey Groschen. — Zweymal drey macht

sechs.

sechs. — Ein Thaler, zwölf Groschen, und neun Pfennige war es, nun noch sechs Groschen darzu — Zwölf und sechs ist achtzehn. Also Facit 1 Thaler. 18 Groschen, und 9 Pfennige — Und nun noch der Ungarsche Wein — ich muß doch ein Gläschen, Lottchen ein halbes, und Muthchen auch ein halbes trinken. Das machen zwey Gläser. Nun gut — Wie hoch rechne ich das Glas? — Vier Groschen — das ist genug — Also Facit netto 8 gute Groschen. Summa summarum facit 2 thlr. 2 gr. und 9 pf. — Ist das nicht Verschwendung? Hätten wir nicht sechsmal davon zehren können? Ist es nun nicht einerley, ob wir Kartoffeln gegessen? Wir wären eben nichts weiter, als satt. —

Hier kam zu meinem großten Glücke, daß ich ihm nicht antworten durfte, der Wirth.

Unterthänige gesegnete Mahlzeit! Nu — Sie sehen ja nicht recht zufrieden aus? Hat Ihnen denn das Essen nicht geschmeckt? Sie wären gewiß der erste Kavalier, der darüber Klage führte. Ich habe schon Fürsten — Reichsgrafen — Geheimde Räthe, und mehr als tausend Kavaliere bewirthet — und alle sind mit mir zufrieden gewesen. Und Sie nicht?

Nein, ich bin mit ihm gar nicht zufrieden. Das Essen war zu gut. Ich wollte weiter nichts, als Butter und Brod, essen, das hätte nicht viel gekostet,

gekostet, und so auf diese Art muß ich doch 2 thlr 2 gr. 9 pf. bezahlen.

Ha! ha! ha! — haben Sie schon ausgerechnet? Ach, das lassen Sie gut seyn: die Rechnung der Gastwirthe versteht kein Edelmann. Ich will Ihnen schon die Rechnung machen, daß Sie sollen zufrieden seyn. — Ich bin nur froh, daß Sie keine Klage übers Essen haben. Uebrigens ist das bey mir so eingeführt, wer zu Mittage kommt, findet allezeit einen solchen Tisch, wie der heutige, ohne zu fragen. Denn Niemand, als reiche vornehme Leute, kehren bey mir ein. Das sind Sie. Drum richtete ich auch meinen Tisch so ein.

Ja, ja! so gehts, wenn man ein Paar Thaler mehr hat, als andre, so heißt man gleich reich, und muß hernach immer mehr bezahlen, als andere.

Das ist der Lauf der Welt — Gastwirthe, Superintendente, Advokaten und Mediciner schreiben immer mit starken Schwansfedern. Und ein gutes Vögelchen läßt man nicht gleich wieder aus dem Bauer.

Nu! ich armer Mann, wie wird es mir ergehen! Mein schönes Geld!

Stille, gnädger Herr — ich sehe, die Hitze steigt Ihnen in Kopf. Gleich soll etwas Niederschlagendes kommen. Der Kaffe soll gleich fertig seyn! Unterdessen —

Ums Himmelswillen, Herr Wirth! — nichts mehr! — Ums Himmelswillen keinen Caffee!

Nu! das wäre hübsch — ich würde Sie ohne Caffee abreisen lassen — Nein — das geschieht nicht — Sie müssen alles in seiner Ordnung haben. Sie sind ein vornehmer Herr, Sie können mich weiter empfehlen.

Das will ich so thun — Nur keinen Caffee! —

Nein, davon gehe ich nicht ab — Gleich — gleich!

Warlich — in diesem Wirthshause hole ich noch meinen Tod — Zwey Thaler, zwey Groschen und neun Pfennige — Nun noch Caffee darzu, was wird der kosten? — Die Portion, (denn den Zucker beißen wir darzu) sechs Pfennige — dreymal sechs ist achtzehn. Facit 1 gr. 6 pf. — diese zu obiger Summa Facit 2 thl. 4 gr. und 3 pf. — Nun wird es doch dabey bleiben? Das ist mir außerm Spaß!

Hier kam die Magd, und brachte Caffee und Sahne in silbernen Kannen.

Mein Herr läßt Ihnen sagen, das wäre ein Caffee aus dem Mutterfäßchen, von den besten Levantschen Bohnen. Lassen Sie sichs recht gut schmecken. Es ist ein dreymal genäheter, wie jener Acciseinnehmer sagte.

Ach, höre sie, sage sie einmal meinem Kerl, daß er anspanne, und dem Wirth, daß er mir die Rechnung mache.

Ja! gnädger Herr! — mein Trinkgeld nicht vergessen!

Auch sie will noch was haben? — Nu, da hat sie was, daß ich sie nur los werde.

J — verflucht und der Schinder — Einen Groschen geben Sie mir — Pfui Henker, ein Cavalier! — einen Groschen! Hier haben Sie Ihren Lumpen-Groschen wieder (sie schmiß ihm selbigen vor die Füße), da haben Sie lieber noch einen darzu. So was ist mir doch noch nicht vorgekommen, weil ich im Gasthofe bin.

Denk ein Mensch an, so eine lüderliche Schummel ist mit einem guten Groschen nicht zufrieden. Da muß ja ein Bettler lange zubringen, ehe er zwölf Pfennige erwirbt!

Nun kam der Wirth.

Unterthäniger Diener! Ihro Gnaden haben die Rechnung befohlen. Hier ist sie:

Nota
für Ihro Hochwohlgeb. Gnaden, den Herrn von Schicho.

Vor Essen — —	3 thl.	6 gr.
Rheinwein — —	1 —	—
Eine Bouteille ungarischen Wein	3 —	12 —
Vor gehabte Mühe — — —	—	16 —
Vor die Pferde. — —	—	16 —
Summa Summarum	9 thl.	2 gr.

Caspar Balthasar Frippe.

Ne!

Ne! Herr Frippe — um tausend Gottes Willen! Eine solche Rechnung von 9 thl. 2 gr. — das ist warlich rasend. Ist er gescheut?

Meynen Sie denn mich?

Wen denn?

Herre — halten Sie ein Bischen an sich, ich habe mit mehrern vornehmen Leuten zu thun gehabt.

Meinetwegen — aber das ist Jüdisch —

Herre — ich sage es — hüten Sie sich — viel vertrage ich nicht!

Immerhin! — ich bleibe darbey, diese Rechnung ist himmelschreyend — das Gott erbarm! — So setzt kein Heyde an!

Was? kein Heyde hält sich über eine solche Rechnung auf.

Wie? — er will schimpfen?

Ja! wies in Wald schallt, so schalt es wieder heraus!

Er infamer Betrüger! —

Hier schlug der Onkel den Wirth mit dem Stocke. Dieser gerieth in die größte Hitze, riß ihm den Stock aus der Hand — schmiß ihn zu Boden. Die Magd eilte herbey — trat ihn mit Füßen, und schrie immer darzu: Warte! — warte! — ich will dir das Trinkgeld nun geben. — Ich bat noch, aufzuhören, indem der Onkel, wie halb todt, war. Ich ließ ihn ins Bette bringen, gab ihm ein niederschlagendes Pulver ein, und dann kam

er wieder zu sich selbst. Nun waren wir genöthigt, drey Tage hier zu bleiben, weil sich der Onkel erst mußte kuriren lassen. Nun kam erst eine gute Rechnung; denn der Doktor hatte 6 thl., der Chirurgus 5 thl. und der Gastwirth 40 thl. — angesetzt. Das war ein gewaltiger Abschlag. Mit zitternder Hand, und unter Millionen Seufzern, und tausend: daß Gott erbarm! zählte er die 51 Thaler. Wir fuhren fort. Der Onkel redete die ganze Reise über, deren fernere Merkwürdigkeiten ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, mit Stillschweigen übergehe, kein Wort, bis wir ohngefähr eine Stunde von Hamburg waren.

Sage nur, redete er mich an, zu Hause nichts von meiner gehabten Fatalität.

Nein, gnädger Onkel. Wenn es Ihnen nur nichts schadet!

Ich denke nicht. War dir nicht recht angst?

Freylich — wenn ich nur Ihnen hätte helfen können. Aber, mit gnädger Erlaubniß, Sie hatten ja nicht nöthig, so genau zu handeln; ich hatte Ihnen die Reisekosten wieder zu ersetzen versprochen. Warum thaten Sie denn das?

Ich will dirs nur sagen, Lottchen. Meine Gedanken waren die — ich wollte vor die ganze Reise 80 Thaler ansetzen: das ist eben nicht zu viel, wenn ein Cavalier von Berlin nach Hamburg reißt; wenn ich nun genau handelte und wirthschaftete, so, dachte ich, hast du einen guten

ten Ueberschuß, den kannst du in deinen Beutel stecken; so aber, da ich nun auf die Reise 51 Thaler, leider! habe verwenden müssen, ist eben der Profit nicht stark; denn 51 von 80 — Facit 29 thl. das will eben nicht viel sagen. Ich werde also deinem künftgen Manne eine Liquidation von 80 Thalern machen. Du verschweigst es doch, und bist es zufrieden? Und ein kleines Präsentchen machst du mir wohl noch oben drein? O ja, gnädger Onkel! mit vielem Vergnügen, wenn mich der Himmel versorgen sollte. Das ist meine Schuldigkeit.

Endlich kamen wir Abends um sechs Uhr an. Ich setzte mich nach Tische gleich hin, und schrieb diesen Brief. Hier muß ich aufhören. In dem nächsten Briefe werde ich fortfahren, Ihnen mehreres von dem Onkel zu schreiben, und Sie mit diesem Hause näher bekannt zu machen. Leben Sie recht wohl, und behalten in gnädgem Andenken

Dero

unterthänige Dienerin

Charlotte von Reitznitz.

N. S.

Herr von Idelmann kam auch noch diesen Abend, um dem Onkel seine Visite zu machen. Er ist ein junger wohlgebildeter Cavalier. Hiervon künftig ein mehreres.

XXXII. Brief.

Lottchen an Herrn von Trolla.

Mein Herr!

Was müssen Sie von mir gedacht haben, und noch jetzt von mir denken! Ich bin, ohne mich Ihnen zu empfehlen, von Berlin nach Hamburg gereißt. Schlechter Dank vor Ihre mir erzeigte Freundschaft, die bey mir in unvergeßlichem Andenken ist; allein, ich verdiene Verzeihung; denn mein Onkel aus Hamburg, der Herr von Schicho, hat mich mit seiner Ankunft in Berlin überrascht: und der Entschluß, ihm nach Hamburg Gesellschaft zu leisten, war außerordentlich übereilt. Ich verspreche mir aus diesem Grunde von Ihren gnädgen Gesinnungen gegen mich Vergebung. — Mit vielem Mißvergnügen denke ich an die Fatalität, die Sie letzthin in dem Hause meiner Tante gehabt haben. — Ich versichere Ihnen heilig, daß ich dieserwegen viele Nächte durch geweint, und mich auch deswegen betrübt, weil ich glaubte, Sie würden etwas davon mir beymessen: allein, mein Herr, ich schwöre Ihnen zu Gott im Himmel, daß ich nichts um alles dieses gewußt, und es in der That nach meiner damaligen und jetzt noch fortdauernden Denkungsart vor unmöglich halte, dergleichen thun zu können. — Ich kann zwar Niemandem, ohne liebloß zu werden, die Schuld beyzumessen; allein, beynahe

glaube

glaube ich nicht, zu irren, wenn ich den Bedienten Herrmann als den Urheber davon halte. Der ist voller List, und zu allem nur möglichen fähig. Ich habe meine Kammerjungfer Muthchen darüber zur Rede gesetzt; allein, sie gesteht nichts, und sagt, daß sie hieran keinen Antheil habe. Mehr kann ich nicht thun. Doch bitte ich auch gehorsamst, sich gegen Niemand etwas von meinem Verdachte merken zu lassen. Ich könnte sonst leicht in diesen und jenen Verdruß gerathen, den ich gerne auf alle nur mögliche Art zu vermeiden suche. Im Verborgenen habe ich mir ohnedem durch meine Bekehrung mancherley Feinde zugezogen; doch bin ich dabey stets ruhig geblieben, indem ich wohl weiß, daß die Freundschaft mit Gott den Kindern der Welt eine Thorheit sey. Ihre mir ertheilten guten Regeln sind mir noch immer so angenehm, als das herrlichste Kleinod — ich empfinde immer mehr den Reiz der Frömmigkeit: und die Freude, wenn mir mein Herz ein gutes Zeugniß giebt, geht mir nun über alle Freude der Welt. Mit Bibellesen und Beten bringe ich die angenehmste Zeit meiner Tage zu, und ich denke noch immer an meine den Sünden der Welt gewidmeten vorigen Jahre; doch ist mein Vertrauen zu Gott nun völlig zu der Stärke gekommen, welche nöthig ist, um dieserwegen mein Herz zu beruhigen, und mit Trost aufzurichten. — Noch immer sagt Ihnen mein Herz vor Ihre Rechtschaffenheit den verbindlichsten Dank, und verehret Sie, als meinen Erretter.

retter. Und, mein Herr — ist es möglich, noch in der Ewigkeit unsern Gönnern zu danken, so will ich gewiß Ihnen dereinst vor dem Richterstuhle des Erlösers noch danken. Dies ist nicht die Sprache einer Heuchlerin — Nein, von dieser Seite hoffe ich Ihnen besser bekannt zu seyn. Ich würde mich gewiß auch selbst wegen eines so schwarzen Undanks hassen und befeinden. — So lange ich lebe, vor Sie zu beten — Sie hochzuschätzen, und Ihnen das beste Leben zu wünschen — das sey eine meiner angenehmsten Pflichten!

Ich bin noch immer meines gethanen Versprechens eingedenk. Mein Herz ist Ihnen ganz geweiht, und soll es auch bleiben; allein, in Absicht der Verbindung und Vermählung mit Ihnen kann ich noch nichts gewisses bestimmen, da ich nunmehro von meinem Onkel abhänge, und mit dessen Gesinnungen weiter noch nicht bekannt bin, als daß ich weiß, daß er im höchsten Grade geitzig sey. — Ich werde suchen, von einer schicklichen Gelegenheit Gebrauch zu machen, und, Ihnen alsdann davon Nachricht zu ertheilen, nicht unterlassen. —

Neuigkeiten aus Hamburg erwarten Sie von mir ja nicht; denn heute, da ich diesen Brief schreibe, bin ist erst hier angekommen. — Sehn Sie hieraus meine Achtung, die, um bald an Sie schreiben zu können, auf die Ruhe (denn jetzt schlägt es gleich 12 Uhr des Nachts) Verzicht thut — Doch hiervon haben Sie schon deutlichere Beweise,

und

und die Zukunft wird Sie schon noch mehr davon überführen. Ich empfehle mich Ihrer Geneigtheit, und verharre mit aller Freundschaft

Dero

ganz ergebene Dienerin

Charlotte von Reitznitz.

XXXIII. Brief.

Herr Kriegsrath Dulle an Frau von Baar.

Mit Recht erstaunen Sie über meine Ihnen geschriebene Nachricht, den Mörder meiner seeligen Frau betreffend. Ich kann noch bis jetzt mich nicht überreden, daß es möglich sey, in seiner List, Verstellung und Bosheit es so weit zu bringen, wie es der vermeyntliche Bruder Amantchens, leider! gebracht hat; allein, meine gnädge Frau! nicht weniger bin ich auch erstaunt über Dero mir sehr schätzbaren Brief, in welchem Sie mir mit vieler Betrübniß melden, daß Amantchen auch in diese Nachricht ein Mißtrauen setze. Daß Ihre liebe Pflegetochter so weit gehen werde, habe ich nicht geglaubt: und eben diese zuversichtliche Hoffnung, daß ihr nun kein Zweifel mehr übrig sey, machte, daß ich schon Ihre und Amantchens Freude über die ertheilte Nachricht lebhaft empfand. Ihr schöner Brief aber sagt mir, daß diese Hoffnung mich getäuscht. — In Ihrer Unterredung

 mit

mit Amantchen, die ich mit vielem Vergnügen gelesen, beweisen Sie viele Gedult, und die Gründe, mit welchen Sie Amantchen zu widerlegen suchen, sind so stark, daß man nur Amantchens Krankheit haben muß, um nicht die Wahrheit derselben zu empfinden. Allein, gnädge Frau! wundern Sie sich darüber nicht. Wer Amantchens Krankheit kennet, und weiß, wie lebhaft Sie davon, daß Wurre ihr Bruder sey, überzeugt gewesen, und wie sehr sie diesen geliebt, der wird ihr dieses gewiß gerne vergeben. — Ueber nichts mehr aber habe ich mich verwundert, als daß Amantchen von der zärtlichen Liebe des Herrn von Wallis und meiner Rechtschaffenheit Gelegenheit nimmt, die Nachricht von Wurren zu bezweifeln — Und Sie, gnädge Frau — wie fürtrefflich widerlegen Sie ihre Einwendungen! allein ohne glücklichem Fortgang. —

Meine Hochachtung gegen den Herrn Pastor Weißen ist durch die mir gleichfalls überschriebene Unterredung mit Amantchen gar sehr vergrößert worden. Aus ihm spricht Rechtschaffenheit: Sein gutes Herz ist in jedem Worte merklich: Er kennt das menschliche Herz genau: Ihm sind die Mittel, seinen Worten den Eingang zu dem Herzen des Menschen zu verschaffen, hinlänglich bekannt: Sein Eyfer ist mit Weisheit verbunden: und gewiß kein Wort, das er spricht, ist ohne Nachdruck und Gewicht. — Seltene Eigenschaften eines Geistlichen! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn dieser

würdige Mann in Königsberg wäre! Diesen würde ich zu meinem besten Freunde wählen. — Und, gnädge Frau! sollte hier eine Prädigerstelle vacant werden, dann ruhe ich nicht eher, bis man diesen rechtschaffenen Mann hieher berufe. Der Umgang mit einem guten Geistlichen gehet mir über alles.

Ich bin oft im Gefängniß, wo Wurre sitzt. Vergangenen Montag kam das Urthel. Ich war zugegen, als ihm dieses publicirt wurde. Unerschrocken und standhaft blieb er, als er hörte, daß er durchs Schwerdt sollte vom Leben zum Tode gebracht werden. „Gott! sagte er mit aufgehabenen Händen, helfe mir diesen schweren Kampf überstehen! Billig empfahe ich, was meine Thaten werth sind! Abends darauf besuchte ich ihn auch in der armen Sünderstube, allwo ein hiesiger Geistlicher ihn zu seinem Tode bereitete. Er ward mich gewahr.

Herr von Dulle, kommen Sie her! — Er kriegte mich bey der Hand — Ich muß sterben — und das mit Recht — Ich habe Menschenblut vergossen, und mein Blut muß auch wieder vergossen werden. Gott habe ich meine Sünden abgebeten — Und Sie — Herr von Dulle — bitte ich jetzt feyerlich um Vergebung! Dies war die Hand, mit welcher ich Ihre Gemahlin tödtete, und mit dieser bitte ich bey Ihnen um Gnade. Wollen Sie mir vergeben?

Schon längst habe ich dir vergeben. Siehe nur zu, damit du der Gnade deines Gottes versichert werdest, um das Zeugniß eines durch das Blut des Erlösers der Welt beruhigten Gewissens mit in die Ewigkeit hinüber zu nehmen.

Nun — ich danke Ihnen dafür gehorsamst. Aber noch eine Bitte habe ich an Sie. Sie wissen, ich bin im höchsten Grade undankbar gegen das Baarsche Haus gewesen. Ich will daher einen Brief an Amantchen schicken, und sie um Verzeihung bitten. Er ist bald fertig. Wollten Sie ihn wohl bestellen?

O ja! ich schreibe morgen ohnedies an die Frau von Baar.

Den andern Morgen erhielt ich ihn, den ich Ihnen nun nebst der gerichtlichen Abschrift der Inquisitionalarticul wider Wurren hiermit überschicke.

Vielleicht, meine gnädge Frau! wird nun Amantchen völlig ruhig: und bey Ihnen kommen die erwünschten Stunden der Erholung. Sehr oft macht Ihr Schicksal mein ganzes Mitleiden rege; allein, dem ohnerachtet erfreue ich mich, wenn ich erwäge, daß die Vorsicht Ihnen eine solche Last aufgelegt, die Sie mit Gelassenheit und unerschrockenem Muthe ertragen. In der That, das macht Ihrem schon bekannten guten Charakter wahre Ehre, und Amantchen bekommt hierdurch von Dero mütterlichen Treue den stärksten Beweis.

Bald

Bald wüßte ich nun nichts mehr, was Ihre liebe Pflegetochter wider die Wahrheit der Wurrischen traurigen Geschichte einwenden könnte. Das beyfolgende gerichtliche Inquisitionalverhör kann ihr ohnmöglich noch einen Zweifel zurücke lassen. Und wenn sie nun den von Wurren selbst geschriebenen Brief lesen wird — o! meine gnädge Frau — dann wird noch das letztemal eine mitleidige Thräne von ihren Wangen herabfallen — sie wird vor ihn beten — ihn der Allmacht Gottes übergeben, und völlig beruhigt seyn — und Sie, meine Gnädge! werden alsdenn in dem Glücke Amantchens Ihr völliges Wohlseyn wiederhergestellt sehen. Möchten doch dieses nicht bloße Wünsche meines Herzens seyn! Doch — diesesmal ruhet meine Hoffnung auf den stärksten Gründen der Wahrscheinlichkeit. Ihr nächstes Schreiben wird gewiß von lauter Freude zeugen.

Verzeihen Sie, gnädge Frau! daß ich den Boten einige Tage länger aufgehalten, als Sie vermuthet. Ich bin bey Ankunft desselben nicht gegenwärtig, sondern auf meinem Guthe gewesen, wo ich zu einem marmornen Sarge für meine seelige Frau einige Anstalten gemacht. Bey meiner Retour mußte ich ebenfalls einen Tag auf das abschriftliche Verhör warten. Sie wissen selbst, wie es in solchen Expeditionen herzugehen pflegt. Vergessen Sie ja nicht, mir bald recht vieles Gute und Glückliche von Ihrem mir sehr werthen Hause, dem ich mich bestens empfehle, zu schreiben. Ich

erwarte die beste Nachricht, und völlige Gewißheit, daß ich mich in meiner Muthmaßung nicht hintergangen. In dieser angenehmen Erwartung nenne ich mich

Ihren

unterthänigen Diener

von Dulle.

Articulirtes Verhör,

in Inquisitionssachen wider Johann Gottfried Wurren und Cons. in pto furti et homicidii.

Registratura

Königsberg, den 26. Jul. 1774.

in praes.

Herr Bürgemeister Röschuster.
— Stadtrichter Nestrik.
— Gnilben }
— Kob } Rathsmänner.
— Adami }

Nachdem wider Johann Gottfried Wurren, deren in Actis angezeigten Verbrechen halber, nach beschehener summarischen Vernehmung, und Investigation des corporis delicti, auch übrigens wider ihn vorhandenen indiciorum, nunmehro mit der Specialinquisition zu verfahren resolviret, und

und zu solchem Ende gewisse Articul abgefasset worden; so wurde acto derselbe durch den Rathsfrohn, Balthasar Greiff, aus seiner Verwahrung an Rathsgerichtsstelle vorgebracht, und nach entledigten Banden, auf wiederholte ernstliche Vermahnung, die rechte Wahrheit zu bekennen, und durch boßhaftes Leugnen seine Untersuchung und Arrest nicht zu verlängern, vor gehörig besetzter Gerichtsbank folgendergestalt vernommen:

Art. 1. Wie Inquisit heiße?
Er heiße Johann Gottfried Wurre.

Art. 2. Wie alt? und
Er sey 26 Jahr alt.

Art. 3. Woher er bürtig? auch
Aus Altenroda.

Art. 4. Wes Standes er sey?
Er sey aus geistlichem Stande.

Art. 5. Wer Inquisitens Aeltern seyen?
Sein Vater sey Pastor zu Altenroda gewesen.

Art. 6. Ob solche noch am Leben?
Der Vater sey, noch ehe er auf Schulen gegangen, vermuthlich vor Aergerniß, da er sich einsmals an ihm vergangen, und ihn geschlagen, an einem Schlagflusse gestorben. Die Mutter aber lebe noch.

Art. 7. Wo sich dieselbe aufhalte?
Seine Mutter wohne in Gebesee, allwo sie ein eignes Haus habe. Gleich nach seines Vaters Tode wäre sie dahin gezogen.

Art.

Art. 8. Was Inquisit im Vermögen habe?

Gar nichts, außer das, was er gestohlen.

Art. 9. Seit wie lange Inquisit von seinen Aeltern weg sey?

Er sey nunmehro zwölf Jahre von ihnen entfernt gewesen.

Art. 10. Wo er sich seitdem von Zeit zu Zeit befunden?

In Gotha und Leipzig.

Art. 11. Was diese Zeit über sein Gewerbe gewesen?

Er habe studiert.

Art. 12. Und wovon er sich erhalten und ernähret?

Von der Hülfe anderer. Auf Schulen habe er einige Freytische gehabt, und sey ins Chor gegangen, wo er als Präfectus alle Wochen einen Thaler gehabt, und in Leipzig habe es ihm an guten Freunden, die ihm geholfen und unterstützt, niemals gefehlt.

Art. 13. Ob nicht Inquisit in seinem funfzehenden Jahre aufs Gymnasium nach Gotha gekommen?

Ja! ein gewisser Advocat, Löwenhaut, habe ihn dahin gebracht, und ihn bey dem Herrn Rektor und dem rechtschaffenen Rath Gutmann empfohlen, von welchem er außerordentlich viele Woltthaten empfangen zu haben rühmet.

Art. 14. Daselbst fünf Jahre verblieben?

Ja! volle fünf Jahre habe er sich in Gotha aufgehalten, und ein außerordentlich glückliches

liches Leben geführet, ohnerachtet er gar keine Unterstützung von seiner Mutter gehabt.

Art. 15. Hernach auf die Universität nach Leipzig gegangen?

Ja!

Art. 16. Dem Studio Theologiae sich gewidmet?

Er habe zu nichts weiter Lust gehabt.

Art. 17. Auch verschiedene mal geprädigt?

Er habe sehr vielmal in Leipzig und andern Orten allezeit mit gutem Beyfalle geprädigt.

Art. 18. Während seines dasigen Aufenthalts aber öfters in lüderliche Gesellschaft gegangen?

Ja, leider! müsse er gestehen, daß er sich zu seinem Schaden und Unglück oft in selbigen befunden.

Art. 19. Die um Leipzig herum gelegene Wirthshäuser fleißig besucht?

Es sey kein Wirthshaus um Leipzig, da er nicht unzähligemal gewesen, und ein außerordentlich lüderliches Leben geführt.

Art. 20. Und unter andern das Wirthshaus auf dem sogenannten Brandvorwerke besucht?

Ja! das sey sein liebster und angenehmster Ort zu jeder Zeit gewesen.

Art. 21. Am letztern Orte auch einsmals mit einem Kaufmannsdiener des Tanzes halber in Händel gekommen?

Ja! er habe mit selbigem einen Verdruß gehabt.

Art. 22. So, daß er sich mit selbigem geschlagen?

Ja!

Art. 23. Und, da er in die Flucht getrieben, einen Hieb auf den Rücken bekommen?

Ja! er sey auf der Flucht im bloßen Hemde gewesen: der Kaufmannsdiener habe ihn mit dem bloßen Degen gehauen, davon die Schmarre noch zu sehen.

Art. 24. Wie lange er sich des Studierens halber in Leipzig aufgehalten?

Er sey vier Jahr daselbst geblieben.

Art. 25. Wohin er sich von da begeben?

Nach Lavta.

Art. 26. Ob er nicht bey dem Herrn von Wade als Secretair in Diensten gestanden?

Ja!

Art. 27. Und wie lange?

Nicht länger, als zwey Jahr.

Art. 28. Aus was für Ursachen sein Engagement bey diesem Herrn von Wade aufgehört?

Weil er gestorben wäre.

Art. 29. Und wohin er sich alsdann gewendet?

In das Gothaische.

Art. 30. Ob nicht bey eben diesem Herrn von Wade vorher ein Hofmeister, Namens Weiße, gewesen?

Ja! diesen habe er oft von seinem gewesenen Principal rühmen hören.

Art.

Art. 31. Welcher hernach im Gothaischen ein Pfarramt erhalten?

Ja! eins der schönsten Pfarrdienste.

Art. 32. Inquisit aber mit diesem Pastor Weißen durch seinen Aufenthalt bey dem Herrn von Wade bekannt geworden?

Ja! Herr Pastor Weiße habe seinen verstorbenen Principal oft besucht.

Art. 33. Und nach seinem Abgange von dem Herrn von Wade sich zu diesem Herrn Pastor Weißen gewendet?

Ja!

Art. 34. Wie lange er sich bey selbigem aufgehalten?

Nicht länger, als ohngefähr sechs Wochen.

Art. 35. Und wohin er sich alsdenn begeben?

Nach Gotha.

Art. 36. Ob nicht Inquisiten ein gewisser Herr von Baar in Gotha bekannt sey?

O ja! den kenne er sehr gut.

Art. 37. Ob er nicht, nachdem er von dem Herrn Pastor Weißen abgegangen, zu diesem Herrn von Baar gekommen?

Ja!

Art. 38. Auf was für Art — und in welcher Qualität er zu dem Herrn von Baar gekommen?

Durch Empfehlung des Herrn Pastor Weißen sey er in das Baarsche Haus gekommen, in der

Qualität des gewesenen Secretairs bey dem Herrn von Wade. Deswegen ihm auch Herr von Baar gleich versprochen, ihm zum Dienste eines Regierungssecretairs zu verhelfen.

Art. 39. Was Inquisit sich allda vor einen Namen?

Einen erdichteten Namen habe er sich da gegeben, den Namen Sonntag.

Art. 40. Und für was er sich ausgegeben?

Vor eines Advokaten Sohn, aus Berlin.

Art. 41. Auch, was allda seine Beschäftigung gewesen?

Er habe bisweilen die Pflegetochter der Frau von Baar in der Musik unterrichtet.

Art. 42. Ob Inquisit nicht gestehen müsse, daß er sich allda den Namen Sonntag gegeben?

Ja! das könne er nicht läugnen.

Art. 43. Und solchergestalt seinen rechten Namen verschwiegen habe?

Ja! er habe ihn verschwiegen.

Art. 44. Zu welcher Absicht er dieses gethan hätte?

Weil ihn erstlich Herr Pastor Weiße unter dem Namen Sonntag gekannt hätte, und, weil er dadurch seinen listig gemachten Entwurf glücklicher ausführen zu können geglaubt hätte.

Art. 45. Und, ob er nicht gleich Anfangs den Vorsatz gehabt, in diesem Hause eine böse That zu verüben?

Ja!

Ja! er hätte es erst versucht, Amantchen zur Frau zu erhalten: da aber diese schon an Herrn von Wallis wäre versprochen gewesen, und er dieserwegen abschlägige Antwort erhalten; so hätte er eine neue List erdacht.

Art. 46. Daher, um so eher unerkannt zu bleiben, einen falschen Namen angenommen habe?

Ja! das sey seine wahre Absicht gewesen.

Art. 47. Ob nicht Inquisit einige Zeit hernach seinen Namen nochmals verändert?

Ja! das habe er gethan; denn da ihm nun die Hoffnung, Amantchen zur Frau zu erhalten, wäre geraubt worden, habe er auf neue Ränke gedacht.

Art. 48. Und sich Frommann genennt?

Ja! mit gutem Bedacht hätte er dies gethan.

Art. 49. Auch einen falschen Lebenslauf erdichtet? und

Ja! dieser Lebenslauf hab' ihm manche schlaflose Nacht gemacht, indem er ihn hätte so einzurichten gesucht, daß Herr und Frau von Baar dadurch wären gerührt worden, und doch sogleich auch Proben seiner Rechtschaffenheit und Gottesfurcht erhalten hätten (*); er wäre auch hierinne besonders glücklich gewesen.

Art. 50. Im Baarschen Hause erzählet habe?

Ja! er habe ihn mit so gutem Fortgange erzählt,

(*) S. den Lebenslauf im ersten Theile.

zählt, daß sowohl Herr und Frau von Baar, als auch deren Pflegetochter, Amantchen, unzähliche Thränen dabey vergossen. Er selbst habe auch so viele Gewalt über sich gehabt, daß er sein verstellt gerührtes Herz habe viele Thränen weinen lassen.

Art. 51. Ob nicht des Herrn von Baar Gemahlin eine Pflegetochter, mit Namen Amante Frommann, gehabt?

Ja! — sie sey ein Frauenzimmer, das mit einer vortrefflichen Gestalt das beste Herz vereinbart habe.

Art. 52. Welche im Baarschen Hause als Kind geliebt worden?

Ja! keine Mutter könne ihr Kind zärtlicher und stärker lieben, als Herr und Frau von Baar Amantchen.

Art. 53. Und er vor deren Bruder sich ausgegeben?

Ja!

Art. 54. Auf was für Art er diese Amante Frommannin überredet, daß er wirklich ihr Bruder sey?

Da sie ihren Geburtsort, Berlin, ihren Namen Frommann gehört, und daß er eines Advokaten Sohn sey, habe sie gleich gemuthmaßet, daß er ihr Bruder seyn müsse.

Art. 55. Ob er nicht in der Unterredung von derselben erfahren, daß ihr Bruder eine Schmarre auf dem Rücken und Arme habe?

Er

Er habe dies schon vorher gewußt; denn der Hofsecretair Beutel aus Gotha habe den Herrn Pastor Weißen einsmals besucht — er sey gegen ihn vertraut geworden, und habe ihm unter andern Schicksalen Amantchens auch diesen Umstand von ihrem Bruder erzählt.

Art. 56. Inquisit aber derselben seine, bey der Schlägerey auf dem Brandvorwerke durch einen Hieb erhaltene, Schmarre gezeigt?

Ja! weil es Amantchen selbst verlangt.

Art. 57. Und dadurch die Frommannin völlig überzeugt, daß er ihr Bruder sey?

Ja! nun sey ihr kein Zweifel mehr übrig geblieben.

Art. 58. Diese auch hernach ihn wirklich dafür gehalten?

Ja!

Art. 59. Und ihn als ihren Bruder geliebt?

Ja, sie habe ihn außerordentlich zärtlich geliebt.

Art. 60. Auch dadurch Inquisit eine Zuneigung bey dem Herrn und Frau von Baar sich zuwege gebracht?

Ja! denn Herr und Frau von Baar hätten ihn nun ebenfalls als ihren Sohn betrachtet und geliebt.

Art. 61. Ob nicht Inquisit, daß oft ernannter Herr von Baar ein reicher Mann sey, gewußt?

 Ja!

Ja! das sey ihm schon, ehe er ins Baarsche Haus gekommen, bekannt gewesen.

Art. 62. Und, diesen zu bestehlen, gleich Anfangs den Vorsatz gefaßt?

Nicht gleich Anfangs, sondern seit der Zeit, da ihm die Hoffnung, Amantchen zur Frau zu kriegen, fehlgeschlagen.

Art. 63. Bey seinem alldasigen Aufenthalte aber um die innere Beschaffenheit des adelichen Wohnhauses sowohl,

Ja!

Art. 64. Als um die Behåltnisse, worinnen der Herr von Baar sein Geld aufzubewahren gewohnt sey, Nachricht zu erhalten gesucht?

Ja!

Art. 65. Durch tas Vorgeben, als ob er der Bruder Amantchens sey, um so eher darzu zu gelangen geglaubt?

Ja! denn er håtte geglaubt, da Herr und Frau von Baar vieles Zutrauen zu Amantchen håtten, so wůrden sie es auch zu derselben Bruder haben.

Art. 66. Unter diesem Vorwande auch wirklich dazu gelanget sey?

Ja! sein Anschlag sey nach Wunsch von statten gegangen.

Art. 67. Und, daß der Herr von Baar in seinem in der Schlafstube befindlichen Schreibeschrank

schrank 20000 Thaler in lauter Golde liegen habe, erfahren?

Ja, er habe selbst gesehen, daß dem Herrn von Baar diese Summe sey ausgezahlt worden.

Art. 68. Ob er nicht hierauf, in der Nacht zwischen dem 10. und 11. May a. p. in des Herrn von Baar Stube, als dieser im ersten Schlafe gelegen, gegangen sey?

Ja! —

Art. 69. Wie Inquisit in die Stube gekommen?

Zur Thür hinein.

Art. 70. Und, ob selbige offen oder verschlossen gewesen?

Sie sey offen gewesen.

Art. 71. Ob nicht Inquisit sodann den Schlüssel zum Schreibeschranke aus des Herrn von Baar Beinkleidern genommen?

Ja!

Art. 72. Damit den Schreibeschrank eröffnet?

Ja!

Art. 73. Und — obarticulirte 20000 Thaler — diebisch entwendet?

Ja!

Art. 74. Ob Inquisit außer diesen 20000 Thalern noch ein mehreres damals entwendet?

Ja!

Art. 75. Und worinnen solches bestanden?

Kein Geld habe er weiter nicht gestohlen; aber

eine Schreibetafel, die Amantchen gehört, habe er noch mitgenommen, weil sie in selbige eine selbst verfertigte schöne Arie geschrieben, die ihm so wohl gefallen hätte.

Art. 76. Ob diese Schreibetafel viel werth gewesen?

Herr von Baar habe sie Amantchen gekauft, und einen Thaler davor gegeben.

Art. 77. Ob ihm jemand, und

Niemand.

Art. 78. Wer ihm bey Ausübung dieses Diebstahls behülflich gewesen?

Kein Mensch.

Art. 79. Oder sonst Rath und Anschlag darzu gegeben?

Gar Niemand.

Art. 80. Was? und wie viel jeder,

Kein Mensch habe davon etwas bekommen.

Art. 81. Und wie viel insbesondere Inquisit zu seinem Antheile erhalten?

Er habe die 20000 Thaler ganz alleine behalten.

Art. 82. Ob nicht Inquisit gleich nach vollbrachtem Diebstahle sich aus dem Hause des Herrn von Baar wegbegeben und flüchtig worden?

Ja! sogleich sey er aus Gotha gegangen.

Art. 83. Wohin er sich gewendet?

Außerhalb den Gothaischen Ländern.

Art.

Art. 84. Ob er nicht von da nach Langensalza, sodann weiter nach Weißensee sich begeben?

Ja!

Art. 85. Am letzten Orte einen Tag stille gelegen, und

Ja! in Weißensee sey er einen Tag geblieben.

Art. 86. Und sodann mit der Post über Freyburg nach Halle gereist sey?

Ja! dies sey geschehen.

Art. 87. Bey wem er allda?

Im Gasthofe, zum grünen Ochsen genannt.

Art. 88. Und wie lange er sich aufgehalten?

Sechs Wochen.

Art. 89. Was diese Zeit über seine Verrichtungen gewesen?

Er habe gar keine Verrichtungen gehabt.

Art. 90. Ob er nicht daselbst mit verschiedenen Studenten?

Ja! mit sehr vielen, weil sie gemerkt, daß er vieles Geld habe.

Art. 91. Und besonders mit Mitarrestanten Konau und Sundar in genaue Bekanntschaft gekommen?

Ja! das wären unter allen seine vertrautesten Freunde gewesen.

Art. 92. Ob nicht beyde, Konau und Sundar, öfters lüderliche Streiche begangen?

Ja! sehr viele.

Art.

Art. 93. So, daß zuletzt beyde deshalb von Halle relegirt worden?

Ja!

Art. 94. Ob nicht Inquisit, da eben dieses geschehen, mit Konau und Sundar zugleich von Halle fortgegangen?

Ja! diese wären seine Gesellschafter gewesen.

Art. 95. Und, nebst diesen seinen Gefährten, den Entschluß gefaßt, auf Diebereyen auszugehen?

Ja!

Art. 96. Wohin sie sich begeben?

Ins Sächsische, nach Leipzig.

Art. 97. Ob sie nicht alle dreye sich nach Leipzig gewendet?

Ja! dahin wären sie gegangen.

Art. 98. Und was sie alle dreye sodann ferner vorgenommen?

Sie hätten ihr lüderliches Leben fortgesetzt.

Art. 99. Inquisit soll das Haus, worinnen sie sich aufgehalten, genau angeben?

Auf dem hintern Brandvorwerke.

Art. 100. Wovon sodann seine beyden Cameraden?

Von seinem Gelde.

Art. 101. Und insbesondere Inquisit sich erhalten und ernähret?

Er habe seine Freunde und sich selbst von dem gestohlnen Gelde erhalten.

Art. 102. Wie viel Inquisit von diesem gestohlnen Gelde während der Zeit verthan?

Tausend Thaler.

Art. 103. Ob? und wie viel Inquisit von diesem gestohlenen Gelde annoch vorräthig?

Noch 19000 Thaler.

Art. 104. Und, wo er es habe?

Er habe es untern Galgen bey Halle vergraben.

Art. 105. Ob Inquisit dem Konau und Sundar den dem Herrn von Baar in Gotha zugefügten Diebstahl entdeckt?

Nein! davon wisse niemand etwas.

Art. 106. Ob er nicht mit denenselben die um Leipzig herum gelegenen Dorfschenken besucht?

Oft, sehr oft, und alle.

Art. 107. Und unter andern auch einsmals mit selbigen in Plagwitz gewesen?

Ja!

Art. 108. Unterweges aber den Wunsch gethan, daß sie ein Ritterguth besitzen möchten?

Ja! — er aber nicht sowohl, als vielmehr Konau und Sundar.

Art. 109. Ob nicht Inquisit das Stehlen als ein Mittel, zu einem Ritterguthe zu gelangen, in Vorschlag gebracht?

Ja! das habe er gethan.

Art. 110. Wie lange Inquisit mit Konau und Sundar in Leipzig geblieben?

Vier Wochen — Länger nicht. Es hätte dem Sundar daselbst nicht gefallen wollen: sonst wären sie wohl länger geblieben.

Art. 111. Und, wohin er sich von dar begeben?

Wieder ins Preußische, nach Königsberg.

Art. 112. Ob er sich nicht nach Königsberg in Preußen gewendet?

Ja! dahin wären sie zusammen gereist.

Art. 113. Und mehrbemeldter Konau und Sundar sich zu gleicher Zeit mit ihm dahin begeben?

Ja! zu gleicher Zeit.

Art. 114. Inquisit soll genau angeben, in welchem Hause in Königsberg sie ihren Aufenthalt gehabt?

In dem Kneiphofe *), nahe an der Domkirche, im Fidelbußischen Hause, zwey Treppen hoch.

Art. 115. Und, wie lange sie sich in Königsberg befunden?

Vier Wochen.

Art. 116. Was Inquisiten und seine Cameraden bewogen, nach Königsberg zu reisen?

Um

*) Königsberg bestehet aus drey Städten, 1) die Altstadt — 2) die Löbenicht, 3) der Kneiphof.

um daselbst ihr Glück durch den Diebstahl zu machen.

Art. 117. Ob sie nicht, und besonders Inquisit, von einem gewissen Herrn von Dulle?

Ja!

Art. 118. Und, daß dieser ein reicher Herr sey, Nachricht erlangt?

Ja, dieses hätten sie gar bald erfahren, ohne sich darum viele Mühe zu geben.

Art. 119. Und, ob nicht Inquisit, denselben zu bestehlen, den Vorsatz gefaßt?

Ja, sobald, als sie erfahren, daß Herr von Dulle ein reicher Herr sey, so hätte er, Inquisit, gleich in Vorschlag gebracht, ihn zu bestehlen.

Art. 120. Seine beyden Cameraden, Konau und Sundar, beredet, diesen Diebstahl mit verüben zu helfen?

Ja, das könne er nicht läugnen — das habe er gethan.

Art. 120. Diese auch sich auf seine Zuredung darzu entschlossen?

Ja!

Art. 122. Sodann aber Inquisit und seine Cameraden in der Nacht vom 12ten zum 13ten Jun. die Mauer von des Herrn von Dulle Wohnung übersteigen?

Ja!

Art. 123. Mittelst einer Leiter zu einem Fenster eingestiegen?

Ja!

Art. 124. Und mit einem Dietrich das Wohnzimmer des Herrn von Dulle eröffnet, und hineingegangen?

Ja!

Art. 125. Woher Inquisit und seine Cameraden die Leiter und Dietrich erhalten?

Die Leiter habe er aus seinem Quartiere entwendet, und den Dietrich habe Konau gehabt: woher dieser ihn bekommen, wisse er nicht.

Art. 126. Ob nicht auch jeder eine geladene Flinte und Pistole bey sich gehabt?

Ja! ein jeder.

Art. 127. Und ob sie nicht zugleich den Vorsatz gefaßt gehabt, bey entstehender Gegenwehr den Herrn von Dulle, oder, wer sich sonst widersetzen möchte, umzubringen?

Ja!

Art. 128. Ob sie nicht in gedachtem Zimmer den Herrn von Dulle sowohl, als dessen Gemahlinn, im Bette schlafend gefunden?

Ja!

Art. 129. Und bey ihrem Eintritte des Herrn von Dulle kleiner Hund zu bellen angefangen, und Herr von Dulle gerufen: Wer da?

Ja!

Art. 130. Ob nicht Inquisit darauf geantwortet: Schweig stille, Racker, oder es kostet dein Leben?

Ja! das habe er gesagt.

Art. 131. Ob nicht die Frau von Dulle aus dem Bette herausgesprungen, und zum Zimmer hinauslaufen wollen?

Ja!

Art. 132. Inquisit aber dieselbe mit dem Flintenkolben vor den Kopf geschlagen?

Ja! diese grausame That habe er verübt.

Art. 133. Darvon dieselbe zur Erde todt darnieder gefallen?

Ja!

Art. 134. Ob nicht während dessen seine beyden Cameraden über den Herrn von Dulle im Bette hergefallen?

Ja!

Art. 135. Demselben Hände und Füße gebunden?

Ja!

Art. 136. Und Inquisit denselben bedrohet, daß, wenn er nicht stille seyn würde, es ihm eben so, wie seiner Frau, ergehen solle?

Das habe er gesagt.

Art. 137. Ob er nicht währender Zeit, ihnen unbemerkt, durch den Bedienten des Herrn von Dulle die Wache herbeygeholet!

Ja!

Art. 138. Und Inquisit, nebst seinen Cameraden, über der Ausübung des Diebstahls betroffen?

Ja!

Art. 139. Auch alle dreye zum Arrest gebracht worden?

Ja!

Art. 140. Ob nicht eben damals Inquisit, nebst seinen Cameraden, eine Quantität Geld und Pretiosen dem Herrn von Dulle schon entwendet, und in ihrer Gewalt gehabt?

Ja — sie hätten schon vieles zu sich genommen gehabt.

Art. 141. Was? und wie viel es von jedem gewesen?

Vieles Geld und kostbare Ringe, deren Werth ihm unbekannt gewesen. Herr von Dulle hätte alles gleich zu sich genommen.

Art. 142. Ob Inquisit nicht bekennen müsse, daß er nicht nur große Diebstähle, sondern auch

Ja!

Art. 143. Sogar an der Frau von Dulle einen Mord begangen?

Ja! leider müsse er gestehen, daß er ein Dieb und Mörder sey.

Art. 144. Und deshalb harte und schwere Strafe verdient habe?

Ja! vor Gott und der Obrigkeit.

Art. 145. Ob Inquisit, außer den articulirten, mehrere Diebstähle und Mordthaten verübt?

Nein.

Art. 146. Wo? und wenn er dergleichen verübt?

An keinem Orte, und zu keiner Zeit.

Art. 147. Was er jedesmal für seine Person dabey gethan?

Er habe niemals weiter gestohlen, und Niemand sonst ums Leben gebracht.

Art. 148. Und wie viel er jedesmal von der Deube zu seinem Antheil erhalten habe?

Er versichere heilig, daß er nie weiter an einem Diebstahle Antheil genommen.

Art. 149. Ob Inquisit, außer den Mitarrestanten, Konau und Sundar, mehrere Diebscameraden habe?

Nein.

Art. 150. Wie dieselben heißen, und wo sie sich aufhalten?

Er habe weiter keine.

Art. 151. Ob Inquisit mit einer Defension gehört zu werden verlange?

Ja!

Art. 152. Ob er sonst was zu seiner Nothdurft anzuführen habe?

Nein.

Nachdem nun Inquisit, bey dieser seiner gethanen Aussage, auf deren bey jedem Articul beschehenen deutlichen Wiedervorlesung allenthalben beharret; als ist derselbe wieder abgeführet, und in custodiam gebracht, diese Registratur aber von den beysitzenden Raths-Membris zugleich eigenhändig mit unterschrieben worden. Actum ut supra

Johann August Röschuster,
Consul reg.

Gotthardt Cerasius,
Stadtsyndicus und Not. publ. Caesar. immatr.

Friedrich Nestrik,
Stadtrichter.

Bernhard Gnilben,
Jacob Kob,
Ludwig Adami,
} Rathmänner.

XXXIV. Brief.

Wurre schreibt an Amantchen.

Wie soll ich Sie? — wie soll ich mich nennen? — Darf ich Sie noch mit dem zärtlichen Namen: Gute Schwester — rufen? O! theures Amantchen! verflucht, ewig verflucht sey er, der Tag, da ich den Entschluß faßte, mich vor

vor Ihren Bruder auszugeben. — Verflucht sey die Stunde, in welcher mein Herz diesen verdammten Anschlag gebahr! — Sie sollte ich noch Schwester, und mich Ihren Bruder nennen? — Welch eine stolze Gedanke! — Auch diese, Amantchen, wenn sie sich meines Herzens bemächtigte, würde ich verwünschen — Gott! warum sprachen denn meine Augen von Unschuld? — Vater der Menschen! warum mußten denn meine Gesichtszüge die lebendigen Abdrücke eines guten Herzens seyn? — Herr des Lebens! warum gabst du mir eine Zunge, die, ohne bemerkt zu werden, glücklich im Tone der Scheinheiligen und Schmeichler sprach? — Gott im Himmel! — warum gabst du mir Verstand, um große und sündliche Plane entwerfen und ausführen zu können? — Warum? — hieher, o Gott! vor das Gerichte der Vernunft — warum bildetest du nicht meine Augen so, daß in selbigen das Feuer der Hölle glüete? — Warum nicht so, daß das Bild des größten Bösewichts hervorleuchtete? Warum nicht so, daß sie gleich nach Mord und Todtschlag schielten? — Warum — Gott, verantworte dich — warum mußten meine Gesichtszüge von Unschuld, Rechtschaffenheit und Menschenliebe sprechen? Warum zeichnetest du mich nicht, wie Cain? Warum grubst du nicht in meine Stirn Galgen und Rad, und den Scheiterhaufen, und das fürchterliche Schwerdt des Henkers? Diese Hand, die beym Stehlen und Morden so geschäftig war —

Gott! warum ließest du selbige nicht verdorren, da ich sie ausreckte zum Stehlen, und aufhub zum Morden? — Warum beraubtest du mich nicht lieber meines Verstandes ganz, als daß du mir so herrliche und ausnehmende Seelenkräfte gabst? — Warum verdammtest du mich nicht lieber zum Schicksale unvernünftiger Thiere? — Gott! wie? warst du nicht mächtig genug — um mich bey der ersten Lügen zu strafen! — Nicht mächtig genug, um meine sündlichen Plane zu vereiteln? — Wie? rollte dein Donner dazumal nicht, da ich meinem zweyten Vater 20000 Thaler entwendete? War dein Rachschwerdt dazumal nicht geschärft, da ich mit satanischem Undanke die Wohlthaten meiner zweyten Mutter belohnte? Standen dir zu der Zeit deine Elemente nicht mehr zu Befehl, als ich mich vor Amantchens Bruder ausgab? — Konntest du mich nicht auf meiner Reise von Gotha in die Verzweiflung stürzen, um an mir ein Selbstmörder zu werden? Mußtest du mich noch leben lassen, um größere Sünden begehen zu können? — Warum erschlug mich nicht dein Donner, da ich Menschen erschlug? — Warum that sich nicht die Erde unter mir auf, da ich einen Mord begehen wollte? — Warum erschoß ich mich nicht gleich auf der Stelle, da ich das Blut der Erschlagenen vor mir sahe? — Doch — weg mit dieser Sprache der Verzweiflung — Vergieb sie mir — Du schufst mich gut — du gabst mir Verstand, um nach meiner Freyheit meine Leibes-

und Seelenkräfte zu deiner Ehre zu gebrauchen. Du, du, o Gott! bist unschuldig — und ich — ich muß mich selbst verdammen. — O — Amantchen! wie unglücklich bin ich — und wie glücklich konnte ich in dem Baarschen Hause seyn? In einem düstern Gefängnisse, mit Ketten und Banden gefesselt, muß ich schmachten — bin unter der Gewalt eines barbarischen Kerkermeisters, und in der Gesellschaft eben so grausamer Missethäter, als ich bin, und bald werde ich in die Hände des Henkers fallen — Schon jetzt sehe ich das Schwerdt vor meinen Augen funkeln! — Bald wird der Tag meines Todes seyn! — Ich bin zwar, gutes Amantchen! Ihrer Thränen ganz unwürdig — allein, ich kenne Ihr gutes Herz — mein Schicksal geht Ihnen nahe — Sie weinen? — Ach! erlauben Sie mir, hiervon Gebrauch zu machen. Hören Sie die letzte Bitte dessen, der sich ehedem vor Ihren Bruder ausgab. Ich habe Sie beleidigt, unendlich beleidigt. Ich habe Ihnen Thränen erpreßt, und Seufzer wider mich erregt. Sie haben meinetwegen viele Wochen Ihres kostbaren Lebens in Unruhe verseufzen müssen. — Und bald wäre ich auch ein Mörder an Ihnen geworden. Betrachten Sie, theures Amantchen! dieses mein offenherziges Geständniß; glauben Sie mir, Unglücklichen, daß ich mich wegen meines Undanks gegen Sie sehr betrübe, und erwägen, daß ich in wenig Tagen vor dem Richterstuhle der Welt stehen, und nicht mehr in der Welt seyn werde;

 wäre

wäre das wohl Ihrem rechtschaffenen Herzen möglich, mich, ohne mir vergeben zu haben, sterben zu lassen? Nein, das thun Sie nicht — Vergeben Sie mir. Betrachten Sie mich nicht nach meinem ehemaligen Verbrechen. Sehen Sie mich an, als den Unglücklichsten auf der Welt, — als den, der jetzt seine Rechnung mit Gott macht — als den, der sich zu seinem Tode bereitet — als den, der Gnade bey Gott sucht, und sie sicher hofft. — Ich zweifle nicht, daß Sie meine letzte Bitte erhören werden. Sie vergeben mir. Und den guten Herrn von Baar, und dessen fromme Gattinn — wie sehr habe ich diese beleidigt? Bitten Sie, Amantchen, bey diesen vor mich um Verzeihung. Ich hoffe sie nicht minder gewiß. Dann will ich ruhig sterben, und die sanfte Hoffnung, Sie im Himmel dereinst wieder zu sehen, soll noch auf dem Richtplatze mein Trost seyn.

Doch, theures Amantchen? ehe ich noch von Ihnen Abschied nehme, so erlauben Sie mir, Ihnen nur etwas weniges noch von meinem unglücklichen Leben zu sagen. Ich habe Ihnen zwar meinen Lebenslauf schon längst erzählt *): allein der war völlig erdichtet. Nun, da ich nahe am Rande des Grabes bin — erwarten Sie keine List und Unwahrheit. Aber Ihnen mein ganzes Leben zu beschreiben — nein, das verspreche ich nicht. Es ist

*) S. den XLI. Brief des 1sten Theils.

ist in so viele Arten der Bosheiten und Ausschweifungen und Grausamkeiten verwickelt, daß ich mich selbst vor Gott und der Welt als den grausamsten und niederträchtigsten Bösewicht erkläre, und mich nun selbst verabscheue. — Ich werde Ihnen nur die ersten Anlagen und Ursachen zu meinem Unglück namhaft machen: und darzu erbitte ich mir Dero gütige Erlaubniß.

Mit wahrer Wehmuth meines Herzens erinnere ich mich an das Haus meines seligen Vaters, welcher als ein sehr würdiger Geistlicher in Altenroda bekannt war. Ich war gleich in der ersten Blüthe meiner Jahre zu den größten Ausschweifungen geneigt. Mein Vater war also genöthigt, mich scharf zu halten — Allein, dem ohnerachtet rührten mich die liebreichen Ermahnungen, Drohungen und härtesten Strafen nicht. Ich war, leider! gegen alles gleichgültig. Einsmals entstand zwischen mir und meiner Schwester ein Streit. Ich gerieth in Hitze, ergriff das Messer, und verwundete sie damit in dem rechten Arme sehr stark, ja, ich glaube, daß ich sie damals würde umgebracht haben, wenn nicht mein Vater das erbärmliche Geschrey meiner Schwester gehört, und mit der Peitsche herzugeeilt wäre. Ich kriegte nun, wie billig, nicht allein Schläge, sondern mußte eine gute Stunde in einem dunkeln Keller mich aufhalten. Nun kam mein Vater, eröffnete den Keller, mit der Peitsche in der andern Hand. Er verlangte,

ich sollte herausgehen. Ich thats nicht. Er drohete. Auch dies rührte mich nicht. Ich vergieng mich nicht allein mit Worten, sondern auch mit der That an ihm: denn, da er nun in den Keller kam, um mich heraus zu holen, nahm ich einen da liegenden Stock, und schlug ihn. Gott — wie jämmerlich fieng da mein armer alter Vater an zu weinen, und wie fürchterlich war der Fluch, den er auf mich legte! Nach wenig Tagen wurde er, vermuthlich vom Aergernisse, krank, und starb an einem Schlagflusse. Dies rührte mich nicht, und ich hielt damals den Fluch eines Vaters vor eine nichtsbedeutende Kleinigkeit. — Als eine vaterlose Wayse, doch unbekümmert um die Zukunft, gieng ich nach Gotha auf das Gymnasium. Der damalige würdige Rektor Stuß — und rechtschaffene Professoren, Blumenbach und Baumeister, bezeigten über meinen Fortgang in Wissenschaften ihre Zufriedenheit, hatten aber beständig Gelegenheit, über die Tücke meines Herzens die bittersten Klagen zu führen. Vorzüglich stellte mir ersterer ein sehr trauriges Prognostikon, von welchem ich nun mit vieler Betrübniß gestehen muß, daß dieses der entehrende Ausgang aus dieser Welt, durch die Hand des Henkers, bestätigt. Das letzte Jahr setzte ich gegen einen meiner Lehrer den Respekt bey Seite. Er drohete mir mit Maulschellen. Die Hitze, in die ich gerieth, und der abgeschmackte Stolz, ein Candidat der Akademie zu seyn, verleiteten mich, mich an meinem

Lehrer

Lehrer thätlich zu vergehen, und ihn zu schlagen. Hier wurde ich das zweytemal verflucht. Ich lief aus der Classe, um dem mich verfolgenden Lehrer zu entgehen, fiel die steinerne Treppe herunter, und zerbrach den linken Arm. Ich mußte hierauf eine öffentliche Abbitte thun, und wurde relegirt cum infamia. Von diesen zweyen Flüchen begleitet — o, erschrecken Sie, Amantchen! — gieng ich auf die Akademie nach Leipzig. Hier hatte ich das traurige Glück, in die Gesellschaft gottloser Böswichter als Freund aufgenommen zu werden, durch deren Hülfe meine Armuth unterstützt wurde. Ich fuhr in der Verachtung Gottes und seines Worts fort. Voltärens Schriften, die ich nun ewig verwünsche, waren mir damals das heiligste Buch auf der Welt. Das war mein Lehrer: nach diesem bildete ich mich ganz. Ich laß die Bibel, aber, um neue Gelegenheit zu kriegen, damit zu spotten, und die darinne enthaltenen Geschichten lächerlich zu machen. Ans Beten dachte ich nie, und mit dem öffentlichen Gottesdienste und Sacramenten trieb ich meinen Spott. Ich war also nach und nach bis zum höchsten Grad der Bosheit gestiegen. Ich kam, wie Ihnen schon aus meiner ersten Erzählung bekannt ist, zum Herrn von Wade, dessen Sekretär ich, ohnerachtet ich nicht Jura studirt, wurde, weil ich nichts weiter nöthig hatte, als dessen Correspondenz zu besorgen. Hierauf, nach dem Tode meines Principals, hatte ich das Glück, in dem Hause des

recht,

rechtschaffenen Herrn Pastor Weißen aufgenommen zu werden. Und dann — o Gott! dürfte ich es nicht sagen — fieng ich an, in dem Baarschen Hause meine unglückliche Rolle zu spielen. Ich führte sie glücklich aus, wenn ich das: als Mörder sterben — ein Glück nennen kann.

Sehen Sie, würdiges Amantchen! so bin ich nach und nach ein Bösewicht geworden. — O, Gott! — Wie sehr wurden mir die Pflichten von meinem damaligen Informator eingeschärft, — die ich als ein vernünftiger Mensch und Christ zu beobachten hatte! Wie rührend wurde mir das vierte Gebot erklärt, und gesagt, was das sagen wolle: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dirs wohl gehe, und du lange lebest auf Erden — was das sagen wolle: Verflucht sey, wer seinen Vater und Mutter flucht, und alles Volk soll sagen: Amen! — Und doch war ich schon in meinem dreyzehenden Jahre so gottlos und boshaft, mich an dem zu vergehen, dem ich nächst Gott mein Leben zu danken hatte — an meinem alten Vater — und wenig Jahre darauf an meinem Lehrer. O, Gott! — der Fluch, mit dem sie mich verfluchten, war gerecht — ich fühle ihn. — Er hat mich die ganze Zeit meines noch kurzen Lebens begleitet — er brachte mich in diesen Kerker, und wird mich bald in die Hände des Henkers überliefern. — Könnte ich, — könnte ich meinen guten Vater aus der

Ewig-

Ewigkeit wieder zurücke rufen! — Könnte ich meinem treuen Lehrer, den ich beleidigt, das Leben wieder schenken! — Warlich! — ich wollte mich zu ihren Füßen werfen, sie um ihren Segen erflehen — und dann sollte eine noch stärkere und empfindlichere Art des Todes, als das Schwerdt ist, noch mein Glück — meine Wonne seyn. Aber dies Vergnügen bleibt vor diese Welt ein eitler Wunsch. Ich muß sterben, ohne von ihnen Vergebung erhalten zu haben. Doch, Gott siehet mein über diese grobe Verbrechen gerührtes und reuevolles Herz in Gnaden an. Nichts bleibt mir hierbey übrig, als eine gränzenlose Ewigkeit, wo ich vielleicht meinen guten Vater, meinen treuen Lehrer, und die, an welcher ich zum Mörder geworden bin, im Himmel antreffen werde. Ist es da noch möglich, die, welche wir hier beleidigt, um Vergebung zu bitten; so soll dies noch für mich, als einen Verklärten, die angenehmste Beschäfftigung seyn. Aber, wie? wenn die Gattinn des Herrn von Dulle, welche ich getödtet, zu ihrem Tode nicht wäre geschickt gewesen? — Meine verfluchte mörderische Hand entleibte sie — Ich ließ ihr nicht Zeit sich zu ihrem Sterben zu bereiten — Wie — wenn diese Seele durch meine Schuld verlohren wäre? Ach Gott! — Gott! im Himmel! welch ein Schrecken überfällt mich! — Wo soll ich hinfliehen? — Bey wem Trost suchen? — Nur bey dir — guter — barmherziger Vater — Vergieb mir!

mir! — Vergiebst du mir — dann sterbe ich, auch auf dem Richtplatze, ruhig und selig —

Nun, Amantchen, kennen Sie mich als den verruchtesten Bösewicht unter der Sonne. — Welch' ein Glück für Sie, daß ich nicht das Glück hatte, Ihr wirklicher Bruder zu seyn! Ich schreibe das erste, aber auch, leider! das letztemol an Sie; denn der Tag meines Todes ist bestimmt. Ich habe der Welt und dem Satan meine ganze Lebenszeit gewidmet, und an Gott nie ernstlich gedacht. Die nur noch wenigen Wochen meines Lebens sollen ihm also ganz geweihet seyn. Beten Sie vor mich, damit meine Buße rechter Art sey. Beten Sie vor mich, daß ich diesen schweren Kampf glücklich aushalte, und mein Glaube in der Stunde meines Todes nicht aufhöre. Sie und das gute Baarsche Haus setze Gott zum Seegen, und beglücke Ihre Tage! — Allerliebstes Amantchen! — ich kann nicht mehr schreiben. Die Wehmuth bricht mein Herz — ich muß weinen. — Leben Sie wohl — ewig wohl! Seyn Sie glücklich an der Seite des frommen von Wallis — ja, glücklich seyn Sie! Ich will noch auf dem Richtplatze und in der Ewigkeit vor Sie beten. Dann stehe mir Gott bey! — Das letztemal! Leben Sie wohl! —

XXXV. Brief.

Herr M. Langbein antwortet dem Herrn Pastor Weißen.

Ihren Brief, mein werthester Herr Pastor! habe ich mit großem Vergnügen, aber auch mit nicht geringer Verwunderung, gelesen; denn, daß der Herr Pastor Februarius schon einige Wochen abwesend sey, ist mir zwar bekannt: allein, daß er eine Reise von zwölf Wochen, ohne Vorwissen des Ephorus, unternommen, und schon an dessen Stelle ein neues Subjekt gekommen sey — ist mir eine ganz unerwartete Neuigkeit. Ich glaube es Ihnen, wenn Sie sagen (*), daß der Besuch desselben kurz vor seiner Abreise Ihnen mehr kränkend, als angenehm, gewesen. Er ist mir schon einigermaßen nach seinem Charakter und Denkungsart bekannt, weil er bisweilen meinen ehemaligen Principal besuchte, bey welchem er in außerordentlichem und gnädgem Andenken stand. Dies wunderte mich auch gar nicht; denn er war selbigem, in Ansehung der Gesinnungen und Denkungsart, völlig gleich — das ist, beyde suchten eine Ehre darinne, Freygeister zu seyn. Ich dachte damals als Hofmeister noch nicht so, als ich jetzt denke: und doch muß ich bekennen, daß ich diesen Mann oft mit Wehmuth angesehen, und meine Betrach-

tungen

(*) Siehe den 25. Brief.

tungen über einen so unwürdigen Geistlichen angestellt. Mir ist er jederzeit verächtlich gewesen; denn die Religion verachtete und lästerte er ganz. Ja, wie niederträchtig er oft von seinem Amte sprach, können Sie aus der mit ihm gehabten Unterredung selbst urtheilen. Und ich versichere es Ihnen, keine Ausschweifung war zu erdenken, die er nicht gebilligt, oder daran er nicht selbst den stärksten Antheil genommen. Ich schäme mich, Ihnen hiervon einige Beweise zu geben. Ich kenne Ihr Herz: dies würde ich durch eine so widrige Erzählung kränken und betrüben. Ich freue mich dahero sehr, daß dieser niederträchtig denkende und handelnde Mann sein Amt niedergelegt. — Nie hat er gewiß klüger gehandelt, als da er diesen Entschluß faßte.

Sie verlangen, ich soll Ihnen meine Gedanken über die mit dem Pastor Februarius gehabte Unterredung melden. Wie kann mein Urtheil anders, als günstig, ausfallen, da Sie wissen, daß Ihre Wissenschaften, Ihr gutes Herz, und Dero unerschrockenen Eyfer für die Ehre Gottes gewiß Niemand besser kennet, aber auch Niemand mehr schätzet, als ich. Ich bewundere vorzüglich Ihre Sanftmuth und Mäßigung, welche einen solchen schlechten Menschen einer Unterredung gewürdigt; doch Sie wollten keine Gelegenheit vorbey lassen, eine Seele, wenns möglich wäre, vom Tode zu retten. — Wie kränkend, mein Bester! wenn

man

man selbst von einem Geistlichen so reden muß. In der That, über einen gottlosen Geistlichen läßt sich kein größerer Bösewicht denken *). Denn Niemand hat mehrere Gelegenheit, sich Gott ganz zu widmen. Er kennet seine Pflichten besser, als andere. Er weiß die Wichtigkeit des Postens, den ihm Gott angewiesen. Er weiß seine Vorzüge, die er in den Augen Gottes hat. Er weiß, daß er gesandt sey, Jesu Seelen zuzuführen. Ihm ist die schwere Rechenschaft bekannt, die er dereinst dem Richter der Welt thun wird, in Absicht der ihm anvertrauten Seelen. Ihm liegt vorzüglich ob, in der Schrift zu forschen und zu suchen. Das Krankenbette, das er oft nach seinem Amte besuchen muß — die unterschiedenen Arten der Krankheiten, an welchen er beständig seine Seelenkinder leiden sieht — sollten diese ihn nicht aufmerksam auf sich machen, und in dieser Aufmerksamkeit ihn erhalten? Wie oft muß er am Krankenbette das aufgewachte und unruhige Gewissen trösten? Er sieht in lebendigen Beweisen die traurigen Folgen der Sünde. Wie oft begleitet er seine Seelenkinder auf den Gottesacker, und spricht über sie den Segen?

(*) In keinem Lande sind mehr leichtsinnige und eitle Geistliche zu finden, als in England. Hiervon giebt Alberti in seinen Briefen von dem Zustande der Religion — 1ster Theil S. 432 — 500 — die Ursache an.

Segen? — Und er sollte selbst den Gedanken eines baldigen Todes aus seiner Seele verbannen, und ein solches Leben führen, das nicht in einer steten Bereitschaft zum seeligen Sterben stünde? Wie oft stellt er an heiliger Stätte seinen Zuhörern die traurigen Folgen sündlicher Ausschweifungen vor! — Wie oft drohet er ihnen den Fluch Gottes, zeitliche und ewige Strafen! Wie? ein solcher sollte andern ein trauriges Bild der Sünden entwerfen — andern wegen ihrer Sünden fluchen, und nicht an sich denken — sich selbst alle mögliche Arten von Ausschweifungen erlauben? — Läßt sich das denken? — Leider beantwortet das Leben des unwürdigen Februarius die Frage mit — Ja! — Läßt sich außer einem solchen Bösewicht wohl noch eni größerer denken? Sein Beyspiel — Gott! wie viele Eindrücke macht es nicht auf so viele Seelen! Wie viele treten, unbekümmert um ihr wahres Heil, in seine Fußtapffen! — Er, der ein Vorbild seiner Heerde seyn sollte, billigt nicht nur mit seinem Leben die Sünden seiner Seelenkinder, sondern lebt selbst, als wenn kein Gott im Himmel wäre — Warlich, mein Werther, ich finde keinen größern Bösewicht, als einen solchen ganz unwürdigen Geistlichen. — Aber, mein Freund, woher die Klagen über so viele böse Geistliche? — Erasmus beantwortet diese Frage vortrefflich.

„Man erlaubt, sagt er, einem jeden leichtsinnigen und ungelehrten Menschen, die Kanzel zu betreten:

betreten: gleich, als ob es etwas Leichtes wäre, dem Volke die heilige Schrift zu erklären, und als wenn das schon hinlänglich sey, mit frecher Stirn eine Menge Worte herzusagen. Dieses Uebel entspringt aus der Quelle, weil man nicht erwägt, wie wichtig, wie schwer, wie nützlich das Amt eines geistlichen Redners sey, wenn er ihm mit Gewissenhaftigkeit vorstehen will.„ *).

Und da ein schlechter Geistlicher gemeiniglich ein böses und zu Ausschweifungen geneigtes Herz gleich mit in sein Amt bringt, so dünkt mir, die zweyte Ursache hiervon sey diese: Man siehet bey Besetzung der Predigtämter mehr darauf: ob der Kandidat ein gesellschaftlicher Mann sey, ob er äußerliche Naturgaben habe, ob er eine glänzende Beredsamkeit besitze — ob er aber, wegen eines guten Lebenswandels, bekannt sey, oder nicht, darum bekümmert man sich wenig. So dachten vernünftige und kluge Heyden nicht; denn Cicero und Quintilian erforderten von einem weltlichen Redner, daß er ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn solle. — Auch hier schenke ich dem Erasmus abermals meinen ganzen Beyfall.

„Nach meiner Meynung, sagt er, muß derjenige, der sich zu einem so heiligen Amte recht anschicken will, seine erste Sorge seyn lassen,

*) Erasm. Eccles. sive de rat. concion. p. 13.

daß sein Herz, als die wahre Quelle seiner Reden, recht gereinigt seyn möge. „ *).

Die Wahrheit hiervon bestätigt Herr Pastor Februarius, wie Ihnen selbst hinlänglich bekannt ist.

In Ihrer Unterredung mit oftgedachtem Herrn Pastor haben mir vorzüglich Ihre Urtheile, die Sie über die Verachtung der Geistlichen fällen, außerordentlich gefallen. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß meistentheils die Geistlichen selbst hieran Schuld seyen. Ihre Unwissenheit — ihr kriechendes Wesen gegen Vornehmere — Ihre Familiarität mit selbigen — und ihr schlechter Lebenswandel ziehet ihnen die Verachtung und Spott zu. Es ist wahr — hierunter müssen auch würdige Geistliche leiden: allein, mein Bester, das ist nicht allein ein Schicksal, das unsern so ehrwürdigen Stand in den gegenwärtigen Zeiten trifft; nein, die Welt hat von je her Menschen gehabt, die sich ein Vergnügen daraus gemacht, die Diener Gottes zu verspotten **); und unsre Tage sind doch nicht so verdorben, daß gar keine Achtung mehr gegen diesen Stand seyn sollte — Nein, so weit läßt es gewiß der Erlöser der Welt, als Beschützer seiner Kirche, nicht kommen.

Sie

*) Id. pag. 20.

**) S. Gedanken von dem wahren Spotte der Freydenker über evangelische Lehrer, v. W. G. L. D. — Hannover 1762.

Sie beurtheilen den neuen Prädiger, der an des Februarius Stelle gekommen, nach dem Lavater. Sie finden zwischen einer Silhouette und ihm eine sprechende Aehnlichkeit. Es ist wahr, ist das Urtheil des berühmten Herrn Lavaters gegründet, so kann man sich viel Gutes von diesem jungen Manne versprechen. — Allein, ich gestehe es Ihnen offenherzig, daß ich hiervon gar nichts halte; denn erstlich gefällt mir die übertriebene schwülstige Schreibart des Herrn Lavaters ganz und gar nicht, und zweytens ist dies eine Sache, die äußerst trüglich ist. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Gedanken zu eröffnen. Die vorzüglichen Ursachen, warum ich in die Untrüglichkeit der Physiognomie ein Mißtrauen setze, finde ich in der Zeugung — Erziehung — Schicksalen — und Beschäfftigungen der Menschen.

Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß oft Kinder von ihren Aeltern ihre ganze Gesichtszüge durch die Zeugung erhalten. Nehmen Sie nun einen Vater und Mutter von ungleichen Gesinnungen, und setzen Sie, daß der Sohn z. B die schlechten Gesichtszüge vom Vater erhalten, allein die rechtschaffenen Gesinnungen von der Mutter geerbt. Schicken Sie dem Herrn Lavater dieses Porträt. Was wird er hiervon urtheilen? Das Gesicht verspricht nichts Gutes. Diese Mine — dieser Zug am Munde zeigt von keinem gutherzigen Charakter — und er ist es doch, er ist der be-

ste Mensch, ohnerachtet man nach seinem Gesichte sich sein gutes Herz nicht vermuthet.

Zweytens setzt auch die Erziehung der Physiognomie nicht geringe Schwierigkeiten. Kinder sind oft ihren Aeltern in Ansehung der Gesichtszüge und Charakter ungleich. Sie sind oft häßlich gestaltet. Ihr Auge verräth ein rachgieriges und zorniges Herz. In ihren Gesichtern schielt Neid, Unbarmherzigkeit und Mißgunst — Sie sind aber, als Erwachsene, nichts weniger, als dieses, und die Gesichtszüge noch die nämlichen; allein, sie hätten vielleicht rachgierig und zornig, neidisch, unbarmherzig und mißgünstig werden können, wie ihr Gesicht zeigt; — sie wurden es nicht, weil sie eine gute Erziehung hatten. Oft verrathen Menschen nach ihren Gesichtszügen den besten Charakter. Sie scheinen die Demuth selbst zu seyn, und sind es doch nicht. Ihre Gesichtszüge versprechen einen großen Geist, und man sucht ihn bey selbigen vergebens. — Ihre Minen sprechen von lauter Sanftmuth, und diese ist von ihnen ganz entfernt: allein, wo rührt das her, daß die Gesichtszüge dem Charakter nicht entsprechen? Daher: solche Personen wurden bey der Erziehung vernachläßigt. Sie wurden daher nicht das, was das Gesicht versprach. Die Natur verlangt, daß man ihr zu Hülfe komme. — Würde man nun nicht irren, wenn man nach den Gesichtszügen solcher Personen urtheilen wollte? —

Ferner

Ferner erschweren auch die Schicksale der Menschen die Physiognomie. Lassen Sie eine Person, die sich unter dem Drucke des Elendes befindet, viele Jahre hindurch weinen — nicht wahr, ihre Augen werden das Feuer, das sonst aus selbigen strahlte, verlieren? Wenn wütende Krankheiten unser Gesicht entstellen, und nagender Kummer die Kräfte unsers Körpers verzehret — wird nicht, nach geendigtem Kummer, Krankheit und Unglück! noch ein trauriges Andenken auf unsern Gesichtern schweben, das uns mit in unser Grab begleitet? — Nun, mein Freund, geben Sie dem größten Physiognomisten ein solches Porträt — urtheilt er aus dem Auge, oder dem Munde, oder sonstigen Gesichtszügen — vielleicht hält er dann den größten Gelehrten für einen Dummkopf — und den tapfersten Officier vor einen muthlosen Mann. Warum? Er urtheilt nach dem Aeusserlichen, welches vielleicht eine Krankheit oder ein sonstiges Unglück verunstaltet — und der Mensch, der einem Einfältigen und Feigen gleicht, kann immer ein Gelehrter vom ersten Range und ein würdiger Kriegsmann seyn. —

Endlich sind auch die Geschäffte der Menschen ein neues Hinderniß bey der Physiognomie. Ihnen dieses zu erläutern, berufe ich mich z. B. auf den Soldatenstand. Nehmen Sie einen unter den Waffen grau gewordenen Officier. Wie fürchterlich ist nicht sein Ansehen? — Wie barbarisch sein Blick, wenn er kommandirt? Man scheuet

sich vor ihm. Er siehet fürchterlicher, als der Kriegsgott selbst, aus. Nach seinem Ansehen zu urtheilen, müßte er kein menschenfreundliches Herz, und alles Mitleiden in sich erstickt haben. — Der Schein betrügt. Er siehet fürchterlicher aus, als er ist. — Sein Posten erforderte oft ernsthafte und wilde Minen. Es wurde ihm Anfangs schwer, diese anzunehmen. Sie wurden oft wiederholt, und endlich ihm natürlich — und eben dieser wild und unbarmherzig scheinende Kriegsmann wird außer seinem Dienst oft der größte Menschenfreund seyn, und ein Herz von Mitleiden und Barmherzigkeit zeigen. — Wie sehr würde also auch hier der Physiognomiste bey dem Anblick eines solchen Gegenstandes in seinen Urtheilen irren?

Das sind, mein Freund, kürzlich die Gründe, weswegen ich nicht viel auf die Physiognomie halte. — Erlauben Sie mir nun, ein Beyspiel anzuführen, daß man sich auch oft den größten Schaden zufüge, wenn man seinen physiognomischen Kenntnissen zu viel trauet. Ihnen sind doch Herr und Frau von Catinus unter dem Namen sehr frommer und rechtschaffener Personen bekannt? Diese sind vorzüglich darauf bedacht, Leute zu ihren Diensten zu haben, die wegen ihrer Frömmigkeit und rechtschaffenem Leben beliebt sind. Bis hieher ist es ihnen geglückt. Ich versichere Ihnen, es ist ein ordentliches Vergnügen, in diesem Hause zu seyn. Man siehet einem jeden die Zufrieden-

friedenheit mit seiner Herrschaft gleich an. Jeder unter selbigen befleißigt sich, alles aus Liebe zu thun, und sucht, so viel als möglich, Schaden zu verhüten. Ein Bedienter, welcher einmal in diesem Hause ist, bleibt gewiß in selbigem, bis er stirbt, und in seinem hohen Alter kann er auf eine gute Pension sichere Rechnung machen. Im vorigen Jahre starb nun der bey dem Herrn von Catinus sechzehn Jahr in Diensten gewesene Secretair. Er suchte ein anderes Subjekt, und wünschte ein solches zu haben, das der Silhouette ähnlich wäre, wovon Lavater in seinem 1sten Theile, Seite 194. also urtheilet:

„Die zweyte Silhouette ist eine zur Schwermuth und eingezogensten Stille gewöhnte, unbekannte, sehr gütige, fromme Seele, von grossem Verstande, erstaunlicher Empfindlichkeit, und die alle ihre Kräfte zu innerm Leiden, wie eine dürftige Wittwe Holz zu Flammen, zusammen rafft. Noch nie habe ich sie heiter, noch nie sich in ihrer unaussprechlichen Güte fühlend gesehen. Sehr verschlossen, und dennoch die aufrichtigste Seele. O! könnte ich ihr Ruhe ins Herz prädigen; denn das ist noch die Sprache, die sie am meisten verstehet, am liebsten hört. So sehr sie ganz Ohr ist; sie hört nur, was wider sie, nicht, was vor sie ist. Sie würde ihr Leben vor den unbekanntesten Menschen aufopfern, und klagt immer über Mangel der Liebe. Sie hat kein Leiden, als wenn ihr

Anlaß und Kraft fehlt, Gutes zu thun. Kennte sie mehr die menschliche Natur, hätte sie mehr Umgang mit den Menschen; würde sie Stärke des Geistes genug haben, zu sehen, daß die alleredelsten Seelen schwach, und die unschuldigsten Menschen — Menschen sind.„

Ich habe Herrn von Catinus oft meine Einwendungen wider dergleichen Urtheile gemacht, und versichert, daß ich mir nach einer andern Silhouette einen Sekretär wählen würde, wenn ich an seiner Stelle wäre; allein es half nichts, er verharrete auf seiner Meynung. — Nach Verfluß eines Jahres war er endlich so glücklich, ein Subjekt zu finden, das gedachter Silhouette glich. — Wer war vergnügter, als er! Allein diese Freude dauerte nicht lange; denn nach sechzehn Wochen entfernte sich gedachter Sekretär heimlich aus dem Hause, und Herr von Catinus mußte hören, daß er ihn nicht nur durch falsche Wechsel ansehnlich betrogen, sondern auch seiner ältesten Tochter, zu seiner Kränkung, ihre Ehre geraubt.

Sehen Sie, mein Freund, wie wenig man den physiognomischen Urtheilen trauen darf! — Ich weis nicht, ob Sie in dem, was ich Ihnen hiervon gesagt, meiner Meynung seyn werden.

Hier würde ich aufhören, wenn ich Ihnen nicht noch die Beantwortung der Frage: Was

macht Fräulein Lottchen? — schuldig wäre. — Ich habe keine nähere Nachricht von ihr, als daß man sagt, sie sey von Berlin zu ihrem Onkel, dem Herrn von Schicho, nach Hamburg gereiset. Man glaubt, daß sie daselbst eine sehr glückliche Partie thun werde — Ihre Bekehrung bestätigt sich noch immer. Etwas Merkwürdiges wäre es, wenn diese Frömmigkeit nicht eine künstliche und beabsichtigte Verstellung bildete. Dies wird die Zeit entwickeln. Uebrigens freue ich mich, Ihren Herrn Sohn bald einmal bey mir zu sehen, und bin mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenster Freund,

M. Langbein.

N. S.

Sehr merkwürdig ist es mir, daß Herr Pastor Februarius und Herr von Bel zu gleicher Zeit davon gegangen, ohne daß man weis, wohin? Wer weis, was für einen neuen Plan sie auszuführen denken! Keinen geschicktern Rathgeber konnte sich Herr von Bel gewiß nicht wählen, als Herrn Pastor Februarius; denn dessen Kopf ist mit lauter List und Ränken erfüllt, und zu allen gottlosen Streichen fähig.

XXXVI. Brief.

Der Bediente Helmond antwortet dem Herrmann.

Hols der Teufel, Bruder, Du bist nicht gescheut, daß Du Dir um eines Mädchen willen so viele Unruhen machst. Ich habe mich über Deinen Brief *) ordentlich geärgert. Du thust ja, als wäre Deine Fräulein Lottchen die einzige in der Welt, die in die Schwemme gienge. Wie kannst Du so einfältig seyn? Ich hätte Dir, meiner Seele, mehrern Verstand zugetrauet, als Du jetzt beweisest. Glaubst Du denn, daß es solcher Büchsen nicht mehr giebt? Da irrst Du rasend. J! Hol mich der Donner! ich dächte, ich wollte drauf schwören, daß heutges Tages keine Frau ihrem Manne mehr Farbe hielte, und kein Mädchen auf Gottes Erdboden wäre, die nicht verstünde, wo Barthel Most feil hätte? Und — so ein Hengstkerl, wie Du bist? — ich will ein infamer Schurke seyn — um den ists Gereiße. — O! mit unserm Handwerke steht es jetzo in der Welt am besten. Alle Welt klagt um Nahrung. Was hats denn mit unserm Handwerke vor Noth, seitdem die Hanreyakademie aufgekommen? — Welcher Mann macht denn sich mehr etwas daraus, wenn er auch weis, und sieht und hört, daß seine

*) S. den 29 Brief dieses Theiles.

seine Frau bisweilen aus dem Ehebette stolpert? Die einfältigen Zeiten sind vorbey, wo der Mann seine Frau eines Bißchen Ehebruchs wegen verklagte, und sich von ihr scheiden ließ — Narrenspossen! jetzt denkt man klüger. — Jetzt ist es dem Manne eine Schande, wenn er nicht ein Hanreyakademiste ist; denn sonst glaubt man, er habe eine Frau, die ohne Lebensart, und nicht galant sey. Und daß dieses auch sehr vernünftig sey, bin ich völlig der Meynung; denn, was geht denn dem Mann und der Frau der Schwarzrock an, der sie durch die abgeschmackte Trauung zwingen will, sonst weiter Niemanden ein Bißchen zu lieben? — Das ist ja so einfältig, als was von der Welt — da wäre ja, hol mich der Teufel! der Ehestand eine ordentliche Sclaverey. — Nein, der Mensch muß seine Freyheit haben, sonst wäre er kein Mensch — und das will doch der Mann und die Frau noch immer seyn — Und — Bruder! wie einfältig ist auch die Forderung, daß Mann und Frau einander, bis sie sterben, getreu bleiben sollen! Das ist, ich bin ewig ein Racker, ganz und gar unmöglich; denn, nicht wahr, wenn man immer einerley ißt und trinkt — man kriegt es bald überdrüßig? — Kein Haar anders ist es mit dem Ehestande. Zwey, aufs höchst drey Jahre gehen übel und böse noch an: dann sind die Flitterwochen vorbey, und nun geht der Mann dorthin, die Frau dahin — Meiner Seele! das

kann

kann man keiner Christenseele verdenken. Bravo — Bravo. Denn die Forderungen müssen doch auch der Billigkeit gemäß seyn — Aber diese, straf mich der Satan! sind übertrieben ungerecht. In unsern Zeiten hat man sich auch darüber hinausgesetzt. — Man behält zwar die altmodische Trauung noch bey — man hört das Geplappere des Pfarrers mit an, und läßt sich den Ring anstecken — und dann Prost die Mahlzeit! — Sonst wärs, hol mich, straf mich, eine Todsünde gewesen, wenn Mann und Frau nicht beständig die Trauringe am Finger behalten hätten — Ja! hast Du sonst nichts. Jetzt — wenn der Priester das Creuz gemacht hat, zieht man den Ring schon vom Finger wieder ab, und nach der Hochzeit verkauft man ihn. Recht so! Denn der Zederring verdirbt oft dem Manne und der Frau manchen Spaß; denn ersterer liefe noch unter den Junggesellen mit herum, und letztere paßirte noch vor eine Fräulein oder Jungfer — So klug ist man in den jetzigen Zeiten. Noch mehr! — Bruder! man hat auch jetzo ein anderes Ding erfunden, das habe ich nennen hören: Mariasche de Kongsciangse — oder, wie das sonst hieß. Das mag der Teufel wissen, ich nicht. Ich will dirs aber beschreiben. — Das soll so seyn. Die gnädge Frau oder Madame hat zum Exempel die Narrenspossen mit ihrem Manne satt. Sie hält sich einen hübschen Friseur, oder sonst jemanden,

den

den sie wohl leiden kann. Mit dem macht sie nun einen heimlichen Contrakt. — Sie verspricht, ihn, als ihren zweyten Mann, zu lieben, und er — bey ihr Mannesstelle zu vertreten. Nun ist die Sache gut. So ein Kerl verdienet sich da einen schönen Thaler Geld. — So eine Station! Brüderchen! ist hols der Popans die einträglichste. — Ich schreibe Dir dieses weiter aus keiner andern Ursache, als Dir zu zeigen, daß Du ein Einfaltspinse bist, wenn Du über die Abreise der Lottchen nach Hamburg Dich voller Verzweifelung betrübest. Du hast auf diese Art tausend Wege, Dein Glück zu machen. Nur freylich mußt Du Dir wieder Luder auf den Leib schaffen, sonst geht Dir alle unsre Kunst betteln. Nur rathe ich Dir, Dich nicht in adliche Häuser zu machen. Da gehts nicht so, wie bey der bürgerlichen Kanalge. Bey einem rechten reichen Kaufmann, der eine galante Frau hat — da, Bruder, kann einer von unserm Handwerke zu Brodte kommen. Der Mann hat immer zu thun, reist auf den Messen herum, und läßt seine Frau schalten und walten, wie sie will. Nur mußt Du sehen, daß Du in ein solches Haus kommst, wo die Frau recht hoch frisirt geht — viele falsche Locken und Federn trägt — und kein Halsband hat. Das, Bruder, ich will mich gleich schaben und schinden lassen — ist ein sicheres Kennzeichen, daß die Frau Kommang wu porte wu? — versteht. Sey also kein Narr,

und gräme Dich über Lottchen — Gehts nicht in Berlin — Der Teufel wird Dich nicht holen, wenn Du Dich da wegschierst. — Es ist aller Orten gut Brod fressen. — Und — sag mir einmal, da Du nun selbst sprichst, daß Lottchen eine heilige Matzbüchse geworden — was hülfe es Dir denn auch, wenn sie nun noch in Berlin wäre — Bist Du gescheut — oder nicht? Narrenspossen! — Mein Wahlspruch ist: Semper lustig nunquam traurig. Dabey will ich besser fahren, als der Doktor Dodd, von dem so vieler Spektakel in Zeitungen gemacht wird. Der hatte zwey Denksprüche. Erstlich: Vorsichtig und unschädlich — und zweytens: Ehre und Rechtschaffenheit; und mit aller seiner Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit hat er sich an Galgen gebracht. — Daß ich kein solcher Narre wäre! — Nein, Gott ehre mir meinen Denkspruch. — Hol mich der Schinder, wer sich über ein Mädel betrübt, der ist nicht richtig im Kopfe. — Das ist einmal mit der verfluchten Liebe nicht anders. Das muß man sich gefallen lassen: am Ende läufts allezeit damit dreckigt ab. Du wirst doch, meiner Seele, nichts besonders haben wollen? Das will ich doch nicht hoffen? Mir wirds einmal eben nicht anders gehen — Gieb Dich also zufrieden, Brüderchen, und mache Dich von Berlin weg. Den Gefallen will ich Dir aber noch thun: sobald ich einen Brief von Muthchen bekomme, will ich Dir ihn

gleich schicken. Lebe wohl — und sey kein Grillenfänger — Glück auf zum Handwerke. Ich liebe Dich vor wie nach, und bin

Dein

treuer Freund

Hellmond.

P. S.

Schreibst Du an Göttchen, so vergiß nicht, sie meinetwegen zu grüßen. Von Deinem gehabten Traume vielleicht künftig ein mehreres.

XXXVII. Brief.

Frau von Klapperbein an Frau Magister Langbein.

Mein liebes Malchen!

Ich gestehe es, liebe Cousine, ich bin, wie Du selbst weißt, über Deine Heyrath sehr verdrüßlich gewesen, und habe Dir auch meinen Zorn einige Jahre empfinden lassen. Allein, da ich nun immer mehr Gutes von Deines Mannes Rechtschaffenheit rühmen höre, und vernehme, daß Du auch in diesem Stande zufrieden und glücklich bist, so freue ich mich nicht allein darüber, sondern biete Dir meine ehemalige Liebe aufs neue wieder an. — Meinen Zorn kannst Du mir leicht verzeihen, da

Dir selbst bekannt ist, daß man auf seinen Stand zu halten verbunden ist, und die Ehen zwischen Adelichen und Bürgerlichen selten einen guten Ausschlag nehmen. — Aber — offenherzig muß ich bekennen — daß Deine gottlose Schwester, Lottchen, von deren Bekehrung jetzt eine flüchtige Rede geht, an meinem Zorne am meisten Schuld sey; denn sie beschrieb Deinen Mann als den schlechtesten und niederträchtigsten Menschen unter der Sonne, und Dich als eine Person, die sich selbigen auf listige Art und Weise erschlichen hätte. Ich glaubte ihr, und auf diese Art wurde mein Zorn rege. — Du und Dein Mann denkt zu vernünftig, als daß ihr dieserwegen Lottchen Vorhaltung thun solltet. Das weiß ich. — Doch, liebes Malchen — es ist nun alles vergessen. Du bist mir in Deinem jetzigen Stande nunmehro eben so angenehm, als in Deinem vorigen. Mein Mann, der sich Dir und Deinem Gatten empfiehlt, denkt eben so, wie ich. — Die erste Probe meiner gegen Dich erneuerten Liebe sey diese: Du weißt, daß ich eine außerordentliche Kinderfreundin bin, und das vor meine größte Glückseeligkeit auf der Welt achten würde, wenn ich Mutter genannt werden könnte; allein, diese Hoffnung habe ich nun ganz aufgegeben. — Die Vorsicht hat uns mit Glücksgütern versorgt. Ich war zwar, wie Dir bekannt, eine arme Person, und meinem Gatten habe ich mein ganzes Glück zu danken. Er ist der letzte seiner Familie, und hat einmal keine Erben. Dir

und Deinen lieben Kindern ist also unser ganzes Vermögen zugedacht. Dies soll ich Dir im Namen meines Mannes melden. Noch mehr, da vermuthlich die Einkünfte des Pfarrdienstes bey fünf Kindern kein allzu gemächliches Leben erlauben werden, so schicke ich Dir hierbey 1000 Thaler. Thue Dir davon mit den lieben Deinigen etwas zu Gute, und verzehre es auf unsre Gesundheit — Aber — nun — bestes Malchen — habe ich eine Bitte an Dich — Ich weiß, du schlägst sie mir nicht ab. — Mein Mann und ich wünschen, Deine älteste Tochter Beatchen bey uns zu haben, und sie zu erziehen. — Wundre Dich nicht, daß wir eben Beatchen wählen — wir haben sie gesehen, uns lange mit ihr unterhalten, und sind durch sie außerordentlich gerührt worden. — Wir waren am vergangenen Montage in N — — und besuchten den Herrn von Schello. Auf der Promenade kamen von M — — uns drey allerliebste Mädchen, die von einer Jungfer geführt wurden, entgegen. Ich wurde sie am ersten gewahr, und bat sie, zu uns zu kommen. Sie erfüllten sogleich mein Verlangen, und mit einer außerordentlich anständigen Unerschrockenheit küßten sie der ganzen Gesellschaft die Hände.

Wem gehört ihr denn an, lieben Kinder? frug ich.

Meine gnädge Frau, antwortete die älteste; mein Vater, der Magister Langbein, ist mit meiner

lieben Mutter in B — — den Herrn Pastor zu besuchen, und wir haben die Erlaubniß erhalten, ihnen Gesellschaft leisten zu dürfen.

Wie heißt du denn, meine Tochter?

Ich heiße Beate — aber meine lieben Aeltern heißen mich immer Beatchen.

Wie kommt denn das?

J! meine gnädge Frau, weil sie mich sehr lieben.

Aber, sie könnten dich doch auch lieb haben, wenn sie dich nur Beate hießen?

Ja, das ist wohl wahr — aber ich glaube dies nur deswegen, weil mein Vater, wenn mein Bruder Fritze bisweilen unartig ist, ihn nur schlechtweg — Fritze! — hingegen, wenn er artig ist — Fritzchen! — ruft.

Du hast Recht — mein Kind, zärtliche Aeltern drücken auch durch zärtliche Namen die Liebe zu ihren Kindern aus — Also hat dich wohl dein Vater und Mutter recht sehr lieb?

Ja! recht sehr — sie freuen sich allezeit, wenn sie mich sehen.

Und — du liebst sie wohl auch?

O! recht sehr liebe ich sie, und das ist auch meine Pflicht.

Deine Pflicht? — Warum denn?

Weil es der liebe Gott befohlen hat.

Das ist schön — aber wo hat es denn Gott befohlen?

In dem vierten Gebote: Du sollst deinen Vater und Mutter ehren, auf daß dirs wohlgehe, und du lange lebest auf Erden.

Allerliebst! — mein gutes Beatchen — Du lernst ja wohl recht gut? — Hält dir denn dein Vater einen Informator?

Ach nein — der arme Vater hielte uns Kindern gerne einen Informator: allein, das kostet vieles Geld — und das haben meine guten Aeltern nicht; denn wir sind doch fünf Kinder, und brauchen beständig viele Sachen.

Also informirt euch, arme Kinder, euer Vater wohl selbst?

Ja, dies thut er; es wird ihm aber manchmal recht sauer, weil er in seinem Amte vieles zu thun hat.

Wie viele Stunden seyd ihr denn in der Schule?

Vormittags von 8 — 10, und Nachmittags von 2 — 4.

Da habt ihr ja viele Stunden?

Ach nein — wir wollten gerne noch mehrere haben, wenns nur unserm lieben Vater nicht so sauer würde!

Was thut ihr denn nun außer euren Schulstunden?

Von 10 — 11 spielen wir, oder ich helfe der Mutter etwas in der Küche.

I! was hilfst du ihr denn in der Küche? —

Ich hole ihr etwa einen Löffel, oder Topf — oder das Salzfaß, oder knicke das Holz, und lege es an. —

Hat denn deine gute Mutter keine Köchinn?

Ach, gnädge Frau! daran denkt meine liebe Mutter nicht. Sie spricht nur immer, wenn ichs

nur machen könnte, daß ihr armen Kinder einen Informator kriegtet, damit sich der Vater schonen könnte.

Wie viel hat denn deine Mutter Gesinde?

Eine Jungfer bey uns Kindern, und eine Magd bey dem Vieh.

Die arme Mutter — da hat sie wohl recht vieles zu thun?

Ja! den ganzen Tag — bald wäscht sie Butter — bald macht sie Käse — bald wäscht, bald plattet sie — bald geht sie aufs Feld — bald strickt sie — bald nähet sie.

Da, dächte ich, müßte die gute Frau manchmal recht verdrüßlich seyn?

O nein, gnädge Frau. Sie ist immer vergnügt, und singt ihre Leibarie, und späßt mit uns.

Welches ist denn ihre Leibarie? — Kannst du sie etwa?

Ja! ich kann sie.

Kannst du sie auch singen?

O ja!

Ey! thue mir doch den Gefallen, und singe.

Gleich will ich aufwarten.

1.

Sich an seinen künftgen Zeiten
Mit Zufriedenheit schon weiden —
Ist das größte Glück der Zeit. —
Muthig sich mit jedem Morgen
Dringen durch die schwarzen Sorgen —
Ist die größte Seeligkeit. —

2. Wenn

2.

Wenn die süße Hoffnung trüget,
Und, wie sonst, nicht mehr vergnüget,
  Doch noch stets zufrieden seyn —
Wenn die Lust von meinen Tagen
Wechselt mit betrübten Klagen,
  Doch zufrieden sich zu freun;

3.

Wenn der Reiz von meinem Leben
Wird dem Grabe übergeben,
  Da sich Gott gelassen weihn; —
Das heißt, noch auf dieser Erden,
Schon ein Himmelsbürger werden,
  Und den Engeln ähnlich seyn.

Ich danke dir, mein liebes Beatchen, daß du so hübsch gesungen hast. Hier hast du auch ein kleines Andenken.

O! ich danke unterthänig. — Ey! ey! das ist ja gar Gold!

Ja! meine Tochter! es ist ein Dukaten — verliere ihn ja nicht —

Nein! ach nein! — (hier fieng sie an, zu weinen.)

Warum weinst du denn, Beatchen?

Ach! meine liebe gnädge Frau — ich weine vor Freuden — denn nun — —

Willst du dir wohl davor schöne Sachen kaufen? Nicht wahr, Beatchen?

Nein, das nicht — ich freue mich, daß ich nun meiner armen Mutter eine Freude machen kann.

Warum sollte denn deine Mutter eben darüber eine so besondere Freude haben?

Ach! die Freude wird gar sehr groß seyn; denn gestern kam eben der Schuster, und brachte einen Zettel von 5 Thalern — aber meine Mutter hatte kein Geld, und konnte den Mann nicht bezahlen. Wenn ich nun zu meiner Mutter komme, so will ich ihr gleich entgegen springen, und sagen: Da — liebe Mutter — der liebe Gott hat mir was beschehrt. Da! da!

Ach — allerliebstes Beatchen — was bist du vor ein gutes liebes Kind. (Die ganze Gesellschaft weinte lauter Thränen des Mitleids und der Freundschaft, und ein jeder gab Beatchen ein Präsent.)

O! ich danke unterthänig — Ey! ey! so vieles Geld — was wird nicht meine gute Mutter vor eine Freude haben! — ich glaube, es geht ihr eben so, wie mir — sie wird ebenfalls vor Freuden weinen. Ich dächte, nun könnte uns mein Vater schon vor das Geld einen Informator halten?

Nein, meine Tochter — sey du nur ruhig. Es soll schon vor dich gesorgt werden.

Hier empfohl sie sich mit ihren Begleitern. — Tausendmal, liebes Malchen, habe ich mir gewünscht, bey der Ankunft dieser Kinder Mutter gewesen zu seyn. — Glaube es mir, ich habe deinetwegen ganze Nächte durch geweint — dich bedauert —

aber auch bewundert. — Bedauert, in Absicht Deiner Umstände, die Deinem Stand und Geburt nach glücklicher seyn könnten — aber auch bewundert, daß Du, nach der Aussage Deiner Kinder, demohnerachtet zufrieden und vergnügt lebtest. Mein Mann wurde selbst gerührt, und faßte sogleich den Entschluß, Dir beyfolgende tausend Thaler zu schicken. — Nun siehest Du auch die Ursache ein, warum ich mir Beatchen von Dir ausbitte. Gott hat Dir noch mehrere Kinder gegeben, an denen Du Dein Vergnügen haben kannst. — Mache mir also die Freude, und gönne mir Beatchen. Ich halte sie gewiß als mein Kind, und an nichts, was zu einer guten Erziehung nöthig ist, werde ichs fehlen lassen. Schlage mir diese Bitte ja nicht ab. Mein Gatte freut sich schon zum voraus darauf unendlich! Denn wie sehr er die Kinder liebt, ist Dir hinlänglich bekannt. Rede davon mit Deinem lieben Manne, und schreib mir bald wieder.

Lottchen, von deren schlechten und niederträchtigen Lebensart ich nun hinlängliche Nachricht habe, soll sich bekehrt, und eine Reise nach Hamburg zu dem Onkel gemacht haben. — Diese Bekehrung ist mir ganz lächerlich; denn, denk an mich! Es ist bloße Verstellung, und sie bedient sich selbiger, als ein Mittel, vielleicht einen neuen Plan auszuführen. Ihr Herz ist zu allem fähig, und unergründbar. Ueber ihre List läßt sich nichts denken. Ich weiß davon unzählige Proben. Auch

mich hat sie damit, nicht allein vormals, da sie noch in Dresden war, sondern auch von Berlin aus sehr oft bethört und hintergangen. — Hier behauptet man durchgängig, daß der Tanzmeister Contang, der Schulden halber sich von hier weg begeben, sich vor beständig in Berlin aufhalte. Was Wunder also, wenn sie bey ihrer natürlichen Anlage zu Ausschweifungen, durch ihre gottlose Kammerjungfer und diesen schlechten Menschen unterstützt, bis zu dem höchsten Grade der Bosheit gekommen! — Vielleicht spielt sie nun in Hamburg neue Rollen. Das Haus ihres Onkels möchte ihren Wünschen wohl nicht angemessen seyn; denn bey einem entsetzlichen Geitze sucht er auf alle Art und Weise den Schein der Frömmigkeit zu behaupten. Von der Tante in Berlin, bey der sich Lottchen einige Jahre aufgehalten hat, habe ich von dem Herrn Probst Salwich eine gar häßliche Beschreibung machen hören. Sie soll eine offenbare Verächterin der Religion seyn, und ungescheut die größten Ausschweifungen begehen — Und diese hat bey Lottchen Mutterstelle vertreten? — Empfiehl mich Deinem Manne. Ich küsse Deine Kinder, und erwarte mit größter Sehnsucht einen Brief von Dir. Adjeu — mein liebes Malchen — Lebe wohl! — Noch eins — Vor Deinen Sohn will mein Mann gleichfalls sorgen, und ihn in das Dessauische Philantropin thun. Auch hiervon vergiß nicht, mir Nachricht zu ertheilen. Noch einmal — Lebe wohl! —

XXXVIII.

XXXVIII. Brief.

Herr Gutwein an Herrn von Lachen.

Seit Jahr und Tag haben Sie nun nichts von mir gehört und gelesen. — Vielleicht haben Sie mich schon auch in die Classe des flüchtig gewordenen Herrn von Bel und Pastor Februarius gesetzt? — Verdenken kann ich es Ihnen nicht; denn wenn man so lange abwesend ist, ohne daß weder unsre Anverwandten, noch guten Freunde die Ursache unsrer Abwesenheit, und die Bestimmung der Reise wissen; so verdient eine solche Gedanke, die andre von uns haben, gewiß Verzeihung. Erlauben Sie mir also, daß ich Ihnen von meinen Verrichtungen und Schicksalen, die mir in diesem Jahre begegnet, Nachricht ertheile. — In voriger Ostermesse reißte ich, wie gewöhnlich, in meinen Verrichtungen nach Leipzig. Ich logierte diesesmal in dem B — — Hause im zweyten Stock. Neben meiner Stube war eine Kammer, deren Thür aber verschlossen. Ich hörte in selbiger eine Person oft seufzen, beten und weinen. Ich erkundigte mich hiernach, und erhielt zur Antwort, es logiere in der Stube ein vornehmer und reicher Herr, dessen Tochter vermuthlich ein wichtiges Verbrechen begangen haben müsse, weil er sie nicht ans Tageslicht ließe, und sie oft prügelte. Diese Antwort schien mir nicht richtig zu seyn. Wenn der fremde Herr da war, so hör-

te ich, daß er dieser unglücklichen Person zuredete, bat, drohete, und sie prügelte. Entfernte er sich, dann wurde das Seufzen, Weinen und Beten stärker. Ich faßte mir Muth — trat nahe an gedachte Kammerthür — Mein Kind, frug ich, was fehlet Ihnen?

Nichts, antwortete mir eine klägliche Stimme, als die Freyheit.

Müssen Sie unschuldig leiden?

Ja, ganz unschuldig — ich werde tyrannisch behandelt. — Haben Sie Mitleiden!

Gerne will ich Ihnen helfen, wenn ich nur erst von Ihren Umständen nnd der Lage Ihrer Sachen näher unterrichtet wäre!

Ach Gott! hätte ich doch Pappier, Feder und Dinte — oder Bleystift, daß ich Ihnen nur mit wenig Worten mein Anliegen entdecken könnte: denn vor Mattigkeit und Jammer kann ich nicht mehr reden.

Gedulten Sie sich — ich will Rath schaffen — (Mein Bedienter holte unterdessen einen etwas großen Bohrer, damit mußte er ein Loch durch die Kammerthür machen.) Ich setzte mich hin, und schrieb folgende Zeilen.

„Sie dauren mich unendlich. Nur mit wenig Worten sagen Sie mir schriftlich Ihr Schicksal — Bin ich im Stande, selbiges Ihnen zu erleichtern; so schwöre ichs Ihnen zu — Niemand thut es mit mehrerm Vergnügen,

gen, als ich — Trauen Sie meiner Rechtschaffenheit, ohne mich zu kennen — Warlich, ich will mich auch für Ihre Freyheit opfern.“

(In das Pappier wickelte ich den Bleystift, und steckte es durchs Loch — nach einigen Minuten bekam ich auf die nämliche Art folgende Antwort:)

„Ich übergebe mich Ihrer Rechtschaffenheit ganz. Werden Sie mein Erlöser! — Ich bin eines großen und reichen Mannes in Wien — einzige Tochter, und durch Entführung nun hier in den Händen eines grausamen Unmenschen, der mich zwingen will, seine Frau — oder Mätresse zu werden — Helfen Sie mir, wenns möglich! — Reißen Sie mich aus meiner Sklaverey! — Bringen Sie mich meinen guten Aeltern wieder. Mein Vater und ich werden dafür gewiß dankbar seyn. — Erbarmen Sie sich meiner, und erlösen mich.“ —

Josephine.

Mein Herz schwamm, indem ich den Brief las, ganz in Thränen der Wehmuth. Ich sann auf Mittel, diese Unglückliche zu retten, und schrieb ihr folgende Zeilen:

„Gedulten Sie sich noch bis Morgen Nachmittag; dann wird, so Gott will — die Stunde Ihrer Erlösung kommen.“

Ihre

Ihre Antwort war kurz diese:

„Eine so erwünschte Stunde seegne ich, und vor den, den Gott zum Werkzeuge meiner Erlösung brauchen wird — bete ich ohne Unterlaß. — Herr Jesu, verlaß mich nicht. Gebenedeyete Mutter Maria, bitte für mich!“

Josephine.

Mein Plan war gemacht — Welche Freude vor mich! Diese zu empfinden — muß man selbst unter ähnlichen Umständen gewesen seyn. — Aber auch welches Herzeleid und Kränkung! Denn Abends ganz späte kam Josephinens grausamer Gebiether nach Hause, und vor das im Spielen gehabte Unglück mußte die unglückliche Sklavin büßen. Da war kein Fluch und Schimpfwort zu erdenken, welches die grausame Wuth dieses Unmenschen unter entsetzlichen Prügeln nicht genutzt hätte. Tages darauf gieng Josephinens Peiniger, wie gewöhnlich, nach Tische aus — Gleich mußte der Schlösser die Thür eröffnen. Die Gefangene kam nun weinend in meine Stube, fiel mir zu Füßen —

„Hier bin ich, sagte sie — mein Erlöser! — Rechtschaffener Mann — erbarmen Sie sich meiner!“

Ja! aber nur geschwind diesen Rock und Hosen angezogen.

Nun war sie ganz wie mein Bedienter gekleidet, und mit diesem gieng sie auf den Straßen hinter

mir

mir her. Wir kamen vors Thor, setzten uns in die bestellte Kutsche, und fuhren mit Extrapost glücklich ab. So begierig ich auch war, Josephinens Schicksale zu wissen: so wagte ich es jetzo doch noch nicht, indem sie voll Kummer und in melancholischer Stille sich befand. Händeringen — Seufzen — und Weinen wechselten unaufhaltbar mit einander ab. Ihr Rosenkranz kam nicht aus ihrer Hand. — Ich machte unterschiedliche Versuche, sie durch diese und jene Gegenstände, welche mir selbst unsre Reise zeigte, zu zerstreuen; allein alles umsonst.

„Der Tag meiner Erlösung, sagte sie, ist mir zu heilig, als daß ich ihn nicht mit Beten weihen und seegnen sollte. Vergönnen Sie mir noch das Vergnügen, mich an stillen Betrachtungen zu ergötzen. — Morgen, wenn mir Gott das Leben schenkt, werde ich vielleicht munterer seyn, und dann will ich Sie vor die heutgen Stunden schadlos halten, und Ihnen recht vieles erzählen. —

Mein Vorsatz war eigentlich, dreyzehn Meilen zu machen, und bis D — — zu reisen; allein die Müdigkeit Josephinens vereitelte diesen Plan — Wir kamen an L — —

Ach! sagte sie, wäre es denn nicht möglich, daß wir hier bleiben könnten? Ich bin gar zu müde, und sehne mich nach Ruhe.

Gerne, meine beste Josephine, wollte ich Ihnen mit Vergnügen willfahren, wenn nur hier ein guter Gasthof wäre!

Das schadet nichts. Im Gasthofe wünschte ich ohnedem nicht zu bleiben.

Wo aber sonst?

Vielleicht wohnet hier ein Prädiger, der giebt uns etwa aus Mitleiden ein Nachtquartier. Dies thun unsre katholischen Geistlichen allezeit mit größtem Vergnügen.

Unsre lutherischen Prädiger ebenfalls.

O! so seyn Sie doch so gütig, und machen einen Versuch?

Ich erkundigte mich also nach der Pfarrwohnung in L — — diese wurde uns gezeigt. Bey unsrer Ankunft hielt gleich der Prädiger mit seinem Hause Betstunde. Er wurde die Kutsche vor seiner Wohnung gewahr, sahe zum Fenster heraus, und frug — wer wir wären, und was unser Verlangen sey? — Ich entdeckte ihm unser Verlangen, und sagte, daß wir bey ihm zu übernachten wünschten. — Von Herzen gern, war seine Antwort, — nur müssen Sie es sich bey mir gefallen lassen: denn meine Wohnung ist schlecht. — Wir stiegen also aus dem Wagen. Der Herr Magister, Frau Magistern und zehen Kinder kamen uns vergnügt entgegen.

Darf ich mich unterstehen, nach Ihrem werthen Namen zu fragen?

Erlau-

Erlauben Sie mir, lieber Herr Magister, Ihnen unsre Reise und die Absicht derselben Morgen zu erzählen. Fürchten Sie sich nicht vor uns, und vermuthen nichts böses. — Trauen Sie unsrer Rechtschaffenheit!

Ja! gewiß — sprach Josephine — es soll Ihnen, lieber Herr Magister, nicht reuen, uns Ihres Zutrauens gewürdigt zu haben.

Aber womit kann ich denn Ihnen aufwarten? Wir haben alleweile einen Eyerkuchen gegessen, mit einer Pflaumenmuß-Sose. Das Essen möchte wohl vor Sie zu schlecht seyn! —

Nein, Herr Magister — Sie erweisen uns eine große Gefälligkeit, wenn sie uns damit tracktiren.

Die sehr reinlich angezogene Magistern eilte sogleich mit ihren beyden Töchtern in die Küche. Der Tisch wurde gedeckt, und nach Verfluß einer halben Stunde setzten wir uns nieder, und liessen uns gedachte Speise recht gut schmecken. Josephine und ich hatten noch nie einen Eyerkuchen mit einer solchen Sose gegessen; und doch glaubten wir, hier an der fürstlichen Tafel zu sitzen — so gut schmeckte es uns, zumal, da wir durch die Freundlichkeit unsers Wirths und Wirthinn und deren zahlreichen Familie ausserordentlich vergnügt wurden. Ich bat mir nun ein Glaß Wasser aus. — Nein, sagte der Herr Magister — Hannchen! — (so hieß seine Frau,) gieb her, was du im Leben hast —

geh in Keller, und hole von dem besten Fasse eine Flasche Aepfelwein — Du weißt schon — meinen Sonntagswein! — Geschwinde! —

Was ist denn das, lieber Herr Magister! vor ein Wein — der Sonntagswein? —

Ich nenne ihn nur so, weil ich ihn des Sonntags nach der Predigt, um mich zu stärken, trinke — und weil er besser ist, als der andere.

Voller Freuden brachte nun die Magistern eine Flasche Sonntagswein. Wir tranken, er schmeckte mir gewiß zu der Zeit so gut, als der schönste Rheinwein. Das versichre ich Ihnen heilig. Nach Tische wünschte meine Reisegefährtinn zu schlafen. Die Frau Magistern wieß ihr also ein Bette an — ich aber blieb noch bey meinem Herrn Wirth, und erzählte ihm nur etwas weniges von meiner Reise und Josephinens Schicksalen, so viel mir selbst bekannt ward. Die Zeit vergieng unbemerkt. Es schlug zwölf Uhr: dann wünschte ich dem Herrn Magister, und er mir, eine wohlschlafende Nacht. Ich war sehr müde, allein, dem ohngeachtet brachte ich die ganze Nacht schlaflos zu, weil mir beym Ausziehen erst einfiel, daß meine Geldbörse in Leipzig zurückgelassen worden wäre. Wer war unruhiger, als ich? Hier wuste ich mir nicht zu rathen und zu helfen. Ich sann die ganze Nacht auf Mittel und Wege; allein, alles war umsonst. — Vielleicht, dachte ich — hat der Magister Credit? — allein, der Gedanke: er ist arm — wer wird ihm

borgen?

borgen? — benahm mir wieder allen Muth. — Es war 6 Uhr, — ich hörte den Herrn und Frau Magistern sprechen. — Hier wurde ich froh — ich begab mich aus dem Bette — zog mich an, ließ mich in größter Geschwindigkeit frisiren, und gieng hinunter.

Guten Morgen! guten Morgen, sagte der Herr Magister, ich freue mich, wenn Sie recht wohl geschlafen haben!

Nein — ich habe, ohnerachtet ich erstaunend müde war, gar kein Auge zugethan, und die ganze Nacht schlafloß zugebracht.

Also ist wohl das Bette nicht gut gewesen. Hannchen! hast du denn dem Herrn kein gutes Bette gegeben?

I! mein Herzchen, ich habe es nicht besser machen können — es ist unser Brautbette, — weißt dus noch? da schlief es sich gar recht gut.

Ich bitte um Vergebung, die Schuld liegt nicht an Ihnen, und keineswegs an dem Bette; denn meine Sorgen und Unruhen liessen mich nicht schlafen.

Ey! was hätten Sie denn vor Sorgen?

Ich habe, lieber Herr Magister! eine besondre Fatalität gehabt, und meine Geldbörse in der Geschwindigkeit vergessen. Nun habe ich kein Geld, um meine Reise fortzusetzen, und in hiesiger Gegend bin ich unbekannt, — Haben Sie nicht etwa Credit?

Ach! daß Gott erbarm! — wer wollte denn mir armen Manne borgen; denn stellen Sie sich vor, einen Dienst von 250 Thalern, und zehen lebendige Kinder darzu.

Nun so weiß ich nicht, was ich anfangen soll — Da stehe mir Gott bey!

Der wird Ihnen auch beystehen. — Wie viel brauchen Sie denn ohngefähr?

Wenn ich nur hundert Thaler hätte!

Hannchen — da hast du meinen Schlüssel — geh einmal in meine Studierstube, und hole den versiegelten Strumpf herunter.

Nun! — meiner Treuen — wir leben noch eine Zeitlang mit einander — das waren eben meine Gedanken. — Gleich, gleich will ich wieder kommen. — — Da ist er, der Strumpf mein Kind! —

Hier sind, mein Herr, 150 Thaler. Reisen Sie damit glücklich. — Diese 2 Thaler will ich vor mich behalten — sonst habe ich weiter keinen Heller. Der liebe Gott wird schon helfen.

Sie verbinden mich Ihnen unendlich, lieber Herr Magister. — Wo ist aber das möglich — bey einem so schlechten Dienste und zahlreichen Familie noch Geld zurücke zu legen?

Von meinem Dienste habe ich freylich das nicht gesammelt; sondern ich schrieb vor einigen Jahren ein Buch; damit verdiente ich mir 200 Thaler. Hiervon habe ich meinen armen Freun-

den acht und vierzig Thaler gegeben — das übrige, ausser den zween Thalern, haben Sie.

Das ist vortreflich, Herr Magister — Diese Gütigkeit kann ich Ihnen nicht genug verdanken. Ich werde meine Schuld nächstens wieder abtragen. — Erlauben Sie mir nun Feder und Dinte und Pappier, um eine kleine Obligation aufzusetzen.

Gott bewahre, mein Herr! daß ich ein so niedriges Mißtrauen in Ihre Rechtschaffenheit setzen sollte. -- Nein, ich hoffe, Sie werden mich auch ohne schriftliche Versicherung als ein ehrlicher Mann bezahlen. Ja! ich versichere Ihnen — wäre ich sicher vor unvermuthete Zufälle, ich machte Ihnen mit den wenigen Thalern mit Vergnügen ein Präsent; aber es ist mein Nothpfennig. —

Nein — guter — rechtschaffener Mann! davor danke ich. Ich will mit reichen Interessen wieder bezahlen.

O! von Interessen sagen Sie ja nicht. Ich habe es so schon einige Jahre, ohne es zu nutzen, liegen gehabt. Das können Sie glauben, ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen helfen zu können.

Sie denken ganz fürtreflich, Herr Magister! Aber seyn Sie versichert, ich werde mich bemühen, Ihnen auch sattsame Beweise meiner gegenseitigen freundschaftlichen Dankbarkeit zu geben. Bin ich es nicht selbst aus eigenem Vermögen

zu thun im Stande; so werde ich mich befleißigen, es durch andere thun zu können.

Glauben Sie ja nicht, daß ich darauf gerechnet habe; nein, mein Herr! mein eignes Leben hat mich gelehrt, was das heisse: arm, und von allen verlassen, in der Fremde zu leben. Mein Herz befielt mir also noch immer, gegen die Fremden mittleidig zu seyn, und selbigen nach meiner Armuth zu helfen. Und, — diese Gefälligkeit — daß ich Ihnen 150 Thaler geliehen, ist eben so groß nicht; denn Sie geben mir ja selbige wieder — und mir ist das einerley, ob sie im Schranke liegen, oder ob sie bey Ihnen sind. — Der liebe Gott wird mich schon während der Zeit behüten, und vor Unglücksfällen schützen!

Das will ich herzlich wünschen, und selbst zu Gott dieserwegen beten. Eher aber, als in vierzehn Tagen, oder drey Wochen, kann ich Ihnen das Geld nicht wieder schicken.

Hier kam Josephine, und versicherte, daß Sie recht gut geschlafen hätte. Nur klagte sie über Kopfschmerzen. Wir verzehrten unsern Coffee und Frühstück — dann wollte ich anspannen lassen.

Ich dachte, was mir fehlte, sprach die Frau Magisterinn. Die arme gute Fräulein muß sich heute erst noch ein bischen erholen. — Kurz — ich lasse Sie heute noch nicht fort. Sie müssen erst noch einmal von unserm Sonntagswein

wein kosten, und mit uns essen. Ich habe schon ein Kalb schlachten lassen. — Machen Sie nur keinen Spaß. — Wer weiß, ob Sie in Ihrem Leben wieder zu uns kommen? Nicht wahr, Sie lassen sichs heute noch bey uns gefallen?

Da ich sahe, daß Josephine Lust bezeigte, hier zu bleiben, so ließ ich mirs gefallen. Wir machten uns nun insgesammt eine Promenade in Garten, und setzten uns in einer Laube, wobey ein angenehm rieselnder Bach floß, nieder. Ich fing nun an, Josephinen inständig zu bitten, uns ihre Schicksale zu erzählen.

Gerne, erwiederte sie, wollte ich dieses thun, und es wäre meine Pflicht, Ihre Bitte, Herr Gutwein, als einen Befehl zu betrachten, da ich Sie als meinen Erretter zu verehren verbunden bin; allein, Sie lernen nächstens meine Aeltern kennen, und werden völlig von meinen Schicksalen benachrichtigt werden. — Sie aber Herr und Frau Magistern, könnten leicht aus der Erzählung meiner Schicksale auf die Gedanken kommen, als sey ich eine liederliche und nichtswürdige Person; und diese Gedanken Ihnen zu benehmen, weiß ich gar kein einziges Mittel. —

Die Bedenklichkeiten, meine liebe Josephine, die Sie hierbey äussern, verrathen allerdings ein kleines Mißtrauen gegen den Herrn Magister und dessen Gattinn. Ich kann es Ihnen auch

nicht verdenken. Sie kennen diesen rechtschaffnen Mann und Frau noch nicht so, wie ich beyde heute Morgen, bey einer gewissen Gelegenheit, davon ich Ihnen noch zu seiner Zeit Nachricht ertheilen werde, habe kennen lernen. Ich versichere Ihnen, Sie können, ohne Gefahr, auf die Rechtschaffenheit derselben gegründete Rechnung machen, und vor lieblosen Urtheilen sind Sie ganz sicher. — Glauben Sie meinen Worten!

Nun gut — es soll geschehen, ich will Ihnen eine kleine Erzählung meines Lebens machen. — Aber — meine beste Frau Magistern — zuvor habe ich noch eine Bitte an Sie. —

J! das ist doch recht schöne — was befehlen Sie denn? — was ich in Leib und Leben habe, das stehet Ihnen völlig zu Diensten.

Um ein Glaß von Ihrem Sonntagsweine bitte ich — er schmeckt gar zu gut. —

Siehst du — Männchen — hab ichs nicht gesagt — dein Sonntagswein ist noch nie so gut gewesen, als jetzt. — Gleich — meine liebe! sollen Sie eine ganze Flasche haben. — — Da — da — trinken Sie sich recht satt — Sehn Sie — wie schöne helle er aussieht — Gott erhalte uns unsern Sonntagswein! —

Mein Geburtsort ist Wien. Mein Vater, der daselbst nebst meiner Mutter noch lebt, ist würklicher kayserlicher Geheimer Rath, und heißt von Samosa. Ich bin das einzige Kind, und kann heilig versichern, daß ich von meinen

guten

guten Aeltern mehr als zärtlich geliebt werde. Ich bin der Vorsicht, wegen der sehr ansehnlichen Glücksgüter, mit welchen sie meine Aeltern beglückt hat, vielen Dank schuldig — und muß gestehen, daß mein Vater nichts an mir verabsäumt, was zu einer vernünftigen Erziehung erforderlich. Ich habe vieles gelernt, was viele meines Standes verachten, und vor völlig unnütz achten; allein, weil ich mein Vergnügen z. B. an Historie, Geographie — Götterlehre und dem Lateinischen fand: so vergönnte mir auch mein Vater diese unschuldige Freuden, und hielt mir die besten Lehrer. Da nun meine Aeltern sahen, daß ich in den Wissenschaften einen ausserordentlich glücklichen Fortgang machte: so bezeigte zwar mein Vater darüber nicht geringe Freude; allein sagte mir auch zugleich, daß ein Frauenzimmer, welches schöne Wissenschaften schätzte, und sich in selbigen besonders auszeichnete, in den Augen derer Mannspersonen zwar einen ausserordentlichen Werth hätte — aber auch gar leicht in die Versuchung kommen könnte, von ihnen verführt zu werden, weil sie sich um die Gesellschaft einer solchen Person am meisten zu bewerben pflegten. Er ermahnte mich sehr, über mein Herz zu wachen, und mich wider die Verführungen des andern Geschlechs zu waffnen. Damals hielt ich diese gute und treue Vermahnung vor unnütze, und konnte

mich nicht überführen, daß mein Hang zum schönen Wissenschaften mich mehrern Verführungen der Mannspersonen, als andre mei- Geschlechts, aussetzen würde; aber die Zukunft hat mehr als zu deutlich die treue Warnung meines rechtschaffenen Vaters gerechtfertigt; denn ich muß bekennen, daß ich einigermaßen auf das, was ich gelernt, stolz wurde. Ich sahe andre meines Geschlechts, deren ganzes Wissen und Weißheit das Lesen einiger französischer Romane ausmachte, und weiter nichts. Mein noch in dem Herzen heimlich verschlossener Stolz verleitete mich, mich vor diesen hervorzuthun. Ich machte von jeder Gelegenheit glücklich Gebrauch, und zeigte bald meine Kenntnisse in der Historie — bald in der Geographie, bald in der Mythologie und dem Lateinschen. Ich erregte zwar hierdurch den Neid bey meinem Geschlechte; allein hingegen von den Mannspersonen wurde ich hiervor schadloß gehalten; denn ich wurde von jedem geschätzt, und befand mich mitten unter selbigen, und sprach mit ihnen von schönen Wissenschaften. Mein Witz gefiel ihnen, und machte mich in ihren Augen äusserst angenehm. — Es ward keine Feyerlichkeit — kein Ball in Wien vollbracht, welchem ich nicht beygewohnt hätte. Auf selbigen hatte ich oft Gelegenheit, mit einem pohlnischen Edelmanne, dem Herrn von Pilacokzy, mich zu unterhalten. Dieser Kavalier ist ein sehr rei-

cher

cher Herr — sieht sehr gut aus — besitzt viele Wissenschaften — hat viele Weltkenntnisse und fürtreflichen Witz. Ich erhielt von ihm mancherley Lobeserhebungen und Komplimente, die ich aber als künstliche schmeichlerische Wendungen betrachtete. In Zukunft hat er mir selbst eingestanden, daß ihn bloß meine prahlenden Wissenschaften und Witz zur Liebe gegen mich gereitzt. Oft machte er mir hiervon feyerliche Erklährungen, bey welchen ich aber beständig gleichgültig blieb; und als er mir einsmal seinen Willen, sich mit mir zu vermählen, offenbarte, und mich unter anderm also anredete:

Beste Venus — rauben Sie mir die Hofnung, Ihr schönes Herz zu besitzen, ja nicht! —

Nein, mein Herr! erwiederte ich — allein Sie selbst rauben Sich diese Hofnung — denn Sie nennen mich — Venus — Gleiche ich der — so ist mir ein Vulkan bestimmt — und diesen vorzustellen, sind Sie zu schön.

Gut, so bin ich auch zufrieden, Ihr Adonis zu seyn.

Dies, mein Herr verbitte ich — dann würde ich auch bald das nämliche Schicksal der Venus haben, und Ihren Tod beweinen müssen. Das wünsche ich nicht. (*)

Diese

(*) Vielleicht denkt eine von meinen Leserinn in G — an G.

Diese Antworten, wie er mir hernach selbst bekannt, erklährte Herr von Pilacokzy so: als raubte ich ihm hiermit die Hofnung, jemals die Seinige zu werden, ganz. Er habe also von dieser Zeit an den Entschluß gefaßt, mich mit List zu entführen. Endlich glückte ihm dieses. Meine Mutter und ich waren auf einem Balle, welchen Herr von Noldo in seinem Hause auf der Waringergasse gab, ausserordentlich vergnügt. Diesem wohnte Herr von Pilacokzy auch mit bey. Noch nie hatte ich ihn so mißvergnügt und traurig gesehen, als zu der Zeit — auch meine Mutter, nebst andern, bemerkten dieses. Um zwölf Uhr des Nachts erwarteten wir unsern Wagen zur Abholung; allein, er kam nicht. Es schlug ein Uhr — meine Mutter war böse auf mich, indem sie mir aufgetragen hatte, die Abholung und die bestimmte Zeit derselben bey dem Kutscher durch meine Kammerjungfer besorgen zu lassen. — Niemand von der ganzen Gesellschaft war mehr zugegen, als wir und Herr Pilacokzy. — Endlich kam ein Wagen an — allein — zu unserm Leiden — nicht der unsrige — sondern es war die Equipage des Herrn von Pilacokzy. — „O! meine „gnädige Frau und Fräulein," sagte dieser — „was wollen Sie noch lange warten! — ich „dächte, Sie wären so gnädig, und erlaubten „mir — Sie nach Hause begleiten zu dürfen? —" Wir nahmen mit Vergnügen diesen

Antrag an. Hier wurde er ausserordentlich heiter und gesprächig. — Der Kutscher fuhr ausserordentlich schnell. Es war schöner Mondenschein. Der Weg, den wir fuhren, war meiner Mutter ganz unbekannt.

Was, fing meine Mutter an, führt uns denn Ihr Kutscher vor einen Weg? — Das Gott! da sind wir ja schon weit entfernt von Wien.

Ja! (in dem er sich recht umsahe) Sie haben Recht, wir fahren einen ganz andern Weg — allein ich muß Ihnen sagen, meine Leute sind alle betrunken, wie ich merke. Fange ich einen Lerm an, so muß ich ein grösseres Unglück befürchten. — Seyn Sie nur ruhig. — Hier ist ein Dorf. Da will ich vor dem Gasthofe stille halten lassen, und einen Knecht vom Gastwirthe annehmen, der uns wieder zurückbringe.

Meine Mutter glaubte dieser List; allein mir sagte mein Herz sogleich das vorher, was nachmals auch erfolgte. Wir waren zwey Stunden gefahren. —

Halt stille, Kutscher! rief er.

Auf einmal kamen drey Bedienten, eröfneten die Kutsche — rissen meine Mutter mit Gewalt von mir — ich mußte bleiben, und so wurde fortgefahren.

Fassen Sie sich, Josephine — es ist nicht zu ändern — Sie sind nun in meiner Gewalt.

O Gott!

O Gott! wie war mir zu Muthe! — Meine gute Mutter unter freyem Himmel, in der Nacht — auf dem Felde! — Was für Gefahren kann die ausgesetzt seyn? — Was wird Sie von dir denken? vielleicht mißt sie dir die Schuld bey? — Wie wird mein Vater erschrecken, wenn er am Morgen uns nicht sieht, und Niemand ihm von uns Nachricht giebt! — Was wird nun mein Schicksal seyn, da ich mich, in der Gewalt dieses Grausamen befinde? — Ach! nie — gewiß niemals werde ich meine lieben Aeltern wieder sehen! — Hier war ich der Verzweiflung sehr nahe. Wir reisten Tag und Nacht, ohne lange einzukehren; denn mein Entführer hatte sich schon mit guten Lebensmitteln versehen. Ich wußte und erfuhr es auch nicht, wo wir hinreisten. Bey dem Anblick einer Stadt oder Dorfs drohete er mir auch, sich mit mir trauen zu lassen; allein, unter diesen Drohungen vergingen gewiß fünf Tage, wo ich nicht irre. (denn meine Noth und Angst liessen mich bald nicht mehr den Tag von der Nacht unterscheiden.) Endlich wollte er seinen verfluchten Plan ausführen. Wir kamen in ein Dorf — und stiegen ab. „Hier — sagte Pilacokzy — werde ich mich trauen lassen, und da machen Sie nur keine Umstände — es hilft nichts, Josephine, Sie sind nun in meiner Gewalt —" Nein, sagte ich — das geschieht nicht — es koste auch mein Leben. — „Gut! das will ich doch sehen, wer von uns beyden Recht behalten wird. Mir wurde

de nun eine dunkle Kammer angewiesen, in welche ich in dem Gasthofe eingesperrt wurde. — Es ward sogleich zu dem Prediger des Dorfs geschickt, und derselbe ersucht, eilend in den Gasthof zu einem vornehmen Fremden zu kommen. Er kam — Gott! wie schlug mir mein Herz! wie betete ich! — Hier horchte ich an der Thür, und ward, nun unter traurigen Erwartungen, ganz Ohr.

Unterthäniger Diener, gnädiger Herr, sprach der Pfarrherr — was ist zu Ihrem Befehl?

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie hieher bemühet, ich wünschte gerne von Ihnen mit meiner Braut getraut zu seyn.

Wer sind Sie denn, mein Herr? — wer ist Ihre Braut, und wo sind Sie her?

Ach! Herr Pastor — das brauchen Sie ja nicht zu wissen. — Solche Umstände wollen wir nicht machen! — Nur geschwinde! — ich will hinschicken, und Ihren Priesterrock und Buch holen lassen. — Nur keine Umstände! trauen Sie mich, und geben mir einen Trauschein, dann sollen Sie auch meinen und meiner Braut Nahmen erfahren!

Um Vergebung — das geht so geschwinde nicht — ich muß wissen, wer? und was Sie sind? — und muß von der Einwilligung der Aeltern überführt seyn, nicht minder auch davon, daß Sie nicht etwan schon verheyrathet seyn.

Narrenspossen — Herr Pastor! — Hol mich der Teufel — ich habe noch keine Frau. —

Wer

Wer wird so kricklicht seyn — Wozu helfen alle diese Umstände? Trauen Sie mich — ich bezahle Ihnen Ihre Mühe reichlich! —

Und wenn Sie mir noch so viel versprechen, von den Landesgesetzen gehe ich nicht ab. Ich verwalte mein Amt mit Gewissenhaftigkeit — Durch Versprechungen und Geld lasse ich mich nicht verführen — ohnerachtet ich viele Kinder habe, und sehr arm bin.

Machen Sie nur nicht lange — Trauen Sie mich, ich gebe Ihnen gleich den Augenblick zehen Louisd'ors.

Nein — das geschieht nicht. Mein Gewissen verletze ich um einiger Thaler willen nicht —

Auch nicht, wenn ich 20 Louisd'or biete? —

Nein! auch nicht. Bieten Sie, was Sie wollen.

Hören Sie, Herr Pastor — hol mich der Teufel! Sie sind nicht gescheut — Sie sagen, daß Sie viele Familie haben, und arm sind — Bedenken Sie, 20 Louisd'ors.

O! das Geld macht mich nicht glücklich — Gott wird mich und mein Hauß gewiß nicht verlassen — und die Louisd'ors halten mich vor die Unruhen des Gewissens nicht schadlos.

Herr Pastor! Er ist ein einfältger Kerl.

Mein Herr! nehmen Sie sich in acht: sonst lasse ich die Gerichten holen!

Nu! so scheren Sie sich zum Teufel.

O ho! nur nicht so — Wer weiß — wer von uns beyden eher zu ihm kommt. Sie, oder ich? — Leben Sie wohl! —

Wer war vergnügter, als ich. O, wie segnete ich den würdigen Pastor! — Hätte ich ihn doch sehen können! wüßte ich doch seinen Namen! Gegen den wollte ich mich dankbar erzeigen! — Allein — meine Freude war von kurzer Dauer — Denn mein gottloser Verführer lief vor Zorn über die abschlägige Antwort des rechtschaffenen Pastors in der Stube herum, als wäre er seines Verstandes beraubt. Er verfluchte und verwünschte ihn bis in den Abgrund der Hölle — Nun kam die Reihe an mich — Er eröffnete die Kammer, schlug mich barbarisch — trat mich mit Füßen, und schwur mir den Tod. Gewiß — Gott rechne mir es nicht zur Sünde an — unter den Händen dieses grausamen Barbaren schätzte ich damals mein Sterben vor Glück — Das war, zu der Zeit — mein Wunsch. — Es wurde wieder angespannt — ich war nicht vermögend, zu gehen — ich mußte in die Kutsche getragen werden — Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, und kamen endlich, wie ich nachher erfahren, in Leipzig an — Hier wurde ich ebenfalls eingeschlossen, und durfte nicht ans Tageslicht kommen; allein — hier hörte Gott mein Gebet: die Stunde meiner Erlösung war gekommen. — Herr Gutwein hörte mein Seufzen und Weinen — Er faßte sich Herz, mich, da er gleich neben mir logirte, und wußte, daß ich alleine sey, um mein Anliegen zu fragen. Ich sagte ihm nur mit wenigem, daß ich unschuldiger Weise von mei-

nem Verführer barbarisch traktirt würde, und die Freyheit wünschte. Er ließ durch die Thür ein Loch bohren, und auf diese Art erhielt ich ein Blatt Papier und Bleystift, darauf ich ihn etwas näher mit meinem Schicksale bekannt machte. — Er versprach mir hierauf meine Freyheit. Diese erfolgte glücklich; denn den andern Morgen darauf ließ er die Thür öffnen. Ich kam in seine Stube, zog in größter Geschwindigkeit die Kleider seines Bedienten an — gieng hinter ihm drein die Stadt durch. Wir setzten uns in die schon in völliger Bereitschaft stehende Kutsche, und kamen auf diese Art hieher. — Ewig! — ewig! will ich an diesen glücklichen Tag meiner Erlösung denken!

Die Magistern — Ach, Sie arme gnädge Fräulein — da haben Sie doch auch Ihr liebes bißchen Noth und Herzeleid gehabt — Aber — höre du, Männchen, ich dächte, meiner Treue, der, der die gnädge Fräulein entführt hat, wäre der Herre gewesen, mit dem du dich im Gasthofe letzthin so kampeltest. Glaubst dus nicht?

Der Magister — Ja! Hannchen! das könnte wohl seyn; welchen Tag war es denn?

Die Magistern — Warte! warte! es wird mir gleich einfallen. Ich weis noch — da du nach Hause kamst — hattest du dich sehr geärgert, — ich gab dir ein niederschlagendes Pulver

ver — nicht von dem weißen, sondern von dem rothen — und zwar nicht von dem, das in dem Glase, sondern in der kleinen blechernen Büchse in meinem Schranke im zweyten Fache war. Das weis ich noch, als wenns heute geschähe — du giengst gleich darauf in Garten — hernach kamst du zu mir in die Küche — da giengst du um mich herum, wie die Katze um Brey — du kriegtest mich bey meiner Wassersuppe — und gabst mir auch ein recht warmes Schmätzchen, eben so, als wenn du Sonntags in die liebe Kirche gehst — ja! nun fällt mirs ein — da du mir nun das Schmätzchen gegeben hattest, so sagtest du zu mir — Nicht wahr, Hannchen, vorgestern ist Sonntag gewesen? Heute darf ich wohl keinen Sonntagswein trinken? — Das that mir gar so herzlich lächerlich — ich lief geschwinde, und holte dir eine Flasche — da freue ich mich noch immer, wenn ich daran denke, wie gut es dir damals schmeckte. Das war also, weil du sagtest — Vorgestern — der Dienstag — also richtig, kurz und gut — es war — heute haben wir Mittewoche — also gestern vor acht Tagen —

Der Magister. — Du hast Recht, Hannchen! — Aber, gnädges Fräulein! ist es denn auch um diese Zeit gewesen, da Sie hier durchgereiset, und das traurige Schicksal im Gasthofe gehabt? In Ihrer Erzählung hörte ich mich selbst reden.

Fräulein Josephine. Ja, ja — bester Magister. Sie sind der rechtschaffene Mann, der mit so vieler Gewissenhaftigkeit handelte — Beynahe hätte mich Ihre Sprache dieses vermuthen lassen.

Der Magister. Damit wir aber zu völliger Gewißheit hierinne kommen, so will ich Ihnen den Herrn, mit welchem ich gestern vor acht Tagen wegen der Trauung einen Verdruß hatte — etwas beschreiben:

„Er war sehr lang — gut gewachsen — blondes Haar — stark gepudert — eine etwas lange Nase — und trug einen blauen Rock mit Golde — in der Stube lag ein großer Hund, den er Roland hieß — und — —

Fräulein Josephine — Ach — lieber Herr Magister — das war mein Entführer. — Ja, ja, er war es! — Ihnen, mir schätzbarer Mann, bin ich also den größten Dank schuldig. Trauen Sies meiner Rechtschaffenheit zu — ich werde davor erkenntlich seyn, und Sie belohnen.

Die Magistern — Ey! Männchen, da schmeckt, meiner Treue, ein Trunk darauf — Gleich eine Flasche Sonntagswein — Ich dächte, Sie kämen nun wieder in die Stube. — — — Nun! lassen Sie es sichs allerseits gut schmecken — ich will ein Bißchen in die Küche sehen — Sie sollen auch bald was zu essen haben

ben — Trinken Sie — Zum Mittage bringe ich noch eine — auch wohl zwey Flaschen Sonntagswein — Kinderchen, trinkt — ich gebe es euch, meiner Treue, gerne. —

Wir verfügten uns hierauf in die Stube, wo wir bis um zwölf Uhr, da wir uns zu Tische setzten, recht gut von unserm Herrn Wirth, dem Magister Cordat, unterhalten worden. Bey einer ländlichen, reinlichen, und gut zugerichteten Speise ließen wir es uns vortrefflich schmecken, und so brachten wir unsere Zeit des Abends recht gut zu! Denn die gesprächige Frau Magistern machte uns mancherley Spaß. Den andern Morgen fuhren wir mit anbrechendem Tage nach D — — Ich versichere Ihnen, in meinem ganzen Leben keinen gerührtern Abschied gesehen zu haben, als den, da wir uns diesem rechtschaffnen Priesterhause empfohlen. — Wir weinten alle. —

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich Ihnen meine ganze Reisegeschichte schreiben wollte. — Nein, davon habe ich vielleicht bald die Ehre, Ihnen mündlich ein mehrers zu erzählen; aber — meine Ankunft in Wien — die muß ich Ihnen melden. — Nach sieben Tagen kamen wir endlich in Josephinens geliebter Vaterstadt an. — Wir fuhren nicht gerade vor das Haus ihrer Aeltern, sondern stiegen erst im Gasthofe ab. — Josephine blieb zurück — ich gieng voran, mit dem Ver-

sprechen, nach gehaltener kurzen Unterredung mit ihren Aeltern, sie abzuholen. — Ich ließ mich melden; allein — der Herr geheimde Rath ließ es mir abschlagen, weil seine Gemahlinn gefährlich krank sey — Gott! — wie erschrack ich! — Ich wagte es noch einmal, und ließ den Herrn geheimde Rath ersuchen, mich vor sich zu lassen, weil meine Unterredung mit ihm das Glück seines Hauses beträfe — Gleich eröffnete er die Thür, und führte mich in die Stube, wo seine Gemahlinn krank lag. Auf diese war mein erster Blick gerichtet. Sie sahe Josephinen völlig ähnlich, nur, daß sie die Krankheit etwas hager gemacht hatte.

Ach! sprach ich — Sie sind gewiß Josephinens gnädge Mutter? —

Daß Gott erbarm? — Die arme Tochter! — wie wirds der ergehen? — Nie sehe ich die wieder!

Nie? — Wie — wenn ich sie Ihnen in wenig Minuten zeigte, und in Ihre Hände lieferte?

O! mein Herr! dann wären Sie ein Engel Gottes — und das Beste, das wir hätten, stünde zu Ihren Diensten.

Gedulden Sie sich, gnädge Frau — Josephine lebt — noch mehr — ist schon in Wien — gleich soll sie aufwarten. Ich empfehle mich unterdessen.

Hier wurde die gute Mutter etwas heiterer, und der Vater, der vor Thränen kein Wort reden

konnte,

konnte, begleitete mich bis an die Treppe — wo er Josephinen erwarten wollte — Ich eilte mit schnellen Schritten zum Gasthofe — setzte mich mit ihr in die Kutsche, und so kamen wir am Hause an. — Hier stand er — der gute Vater, an der Thür — „Ach, Gott! meine Tochter — mein gutes Kind! — Du bist es? — Ja! guter Herzensvater! ich bins — So fielen sie beyde einander um den Hals, und sprachen mit ihren Thränen, und beyde mußten zur Treppe hinauf geführet werden, so kraftlos waren sie. — Und, mein Freund, ich hätte gewünscht, Sie hätten den Auftritt, da die kranke Mutter ihre entführt gewesene Tochter wieder sahe, mit ansehen können. — Noch nichts Rührenders habe ich in meinem Leben gesehen — Josephine fiel gleich über das Bette ihrer Mutter — und nun weinte Vater — Mutter — Tochter, und ich.

Ach — liebe Tochter! — beste Josephine — Du warst in meinen Augen schon verlohren — Wie glücklich bin ich — so glücklich, als Jakob. — Ach! ich habe genug, daß meine Tochter Josephine noch lebt — ich will nun gerne sterben — *).

Nein — Gute Mutter — nicht sterben, sondern leben — da ich wieder bey Ihnen bin, und noch lebe.

Aber — liebes Kind — wie hast Du dich denn von

*) 1 B. Mos. 45, 28.

von deinem niederträchtigen Entführer losgemacht?

Ich nicht selbst — nein — Gott sandte mir einen Heiland — diesen rechtschaffnen Mann, den Herrn Gutwein — Diesem, und einem würdigen Geistlichen, mit Namen Magister Cordat, habe ich meine Befreyung zu verdanken. — Beyde — theure Aeltern, bitte ich zu belohnen! —

Ihnen also (bester Freund) haben wir unsre Tochter zu verdanken? Womit können wir Ihnen Beweise unsrer Gegenfreundschaft geben? — Verlangen Sie, was sie wollen, nichts auf der Welt soll uns zu lieb seyn. Ihnen stehet es zu Diensten.

Ich wurde hierauf ersucht, Josephinens Schicksale, weil sie es verbat — zu erzählen. — Unter vielen Rührungen bezeigten mir beyderseits Aeltern ihre völlige Zufriedenheit und Dank nochmals.

„Wir haben dem Herrn Magister Cordat vor die Ihnen zur Reise geborgten 150 Thaler tausend Thaler bestimmt, um diesem gewissenhaften Manne einen Beweis zu geben, daß wir die unsrer Tochter erzeigte Freundschaft zu schätzen wissen. — Aber, Sie, lieber Gutwein — erwarten unsern reellen Dank noch — Vielleicht zeigt sich nächstens darzu eine gute Gelegenheit.„

Ich war nun acht Tage in dem Hause, und wurde, da ich meine Rückreise wiederum in mein Vaterland antreten wollte, ersucht, nur noch bis zum dritten May mich aufzuhalten, weil an diesem Tage Josephinens Geburtstag gefeyert werden sollte. Die Frau geheimde Räthinn hatte sich nun etwas wieder erholt, und Josephine hatte auch von ihrer beschwerlichen Reise ausgeruht. Lauter Vergnügen und Freude herrschte also in diesem Hause, das vorher ein Klagehaus gewesen war. Es vergieng kein Tag, an welchem nicht die Vornehmsten aus der Stadt den Aeltern zur glücklichen Ankunft ihrer Tochter gratulirt hätten. Zu dem Geburtsfeste Josephinens wurden die prächtigsten Anstalten gemacht, und 60 Personen darzu eingeladen. Weil ich schlecht gekleidet war, so machte mir der Herr geheimde Rath erstlich den Tag vorher ein Präsent mit einem schönen Kleide — goldnen Uhr und unvergleichlichem Ringe. — Die ganze Gesellschaft, welche, außer einem Geistlichen und mir, aus lauter Adlichen bestand, war beysammen. — „Meine Tochter, sprach der Herr geheimde Rath — tritt zum Herrn Gutwein — Sie stellte sich mir zur Linken — Nun fieng er an, folgende kleine Rede zu halten.

Theure Gesellschaft!

An dem heutigen Tage tritt meine liebe Tochter in ein neues Jahr ihres Lebens. — Sie insgesammt wissen die traurigen Schicksale, unter denen

sich selbige noch vor wenig Tagen befand — Sie war in den Händen eines barbarischen Entführers; ich und meine Gattinn zweifelten daran, sie in dieser Welt jemals wieder zu sehen — und letztere hatte der nagende Kummer und Gram schon aufs Kranken- und Sterbebette gelegt. Allein die Vorsicht ändert Zeiten und Stunden, und übertrifft oft unser Erwarten, welches Mißtrauen und Zweifel wankend gemacht. Vor kurzem ward sie mir wieder geschenkt — meine Tochter! — Gott lenkte das Herz dieses rechtschaffenen Mannes, des Herrn Gutwein — sich meiner armen — verlassenen — und in der Sclaverey sich befindenden Josephine — zu erbarmen. Sein warmes Mitleiden mit ihren traurigen Schicksalen trieb ihn an, alles zu wagen — zeigte ihm Mittel und Wege — sie aus den Händen eines Tyrannen zu reißen. — Er scheute nicht die Beschwerlichkeit der Reise — vergaß die Seinen, und sich selbst, um ihr zu helfen, und überlieferte uns betrübten Aeltern unsre gute Tochter in vergangener Woche mit vielen Freuden — Sie müssen selbst, meine Theuresten! — Väter und Mütter seyn, um sich unsre Freude vorstellen und empfinden zu können — Diesem ihren Erretter bin ich und meine Gattinn den größten Dank schuldig — Heute will ich ihm selbigen entrichten — Wir haben Ihnen, — Herr Gutwein — unser Liebstes — vor die uns erzeigte Wohlthat versprochen — Nichts ist mir und meiner Gattinn lieber — als die, deren Erretter Sie

gewesen

gewesen — Wir übergeben Ihnen also, dem Versprechen gemäß, unser Liebstes, das ist, unsre Tochter, zu Ihrer künftigen Gattinn. Von nun an liebe ich also Sie, als meinen Herrn Schwiegersohn. Genießen Sie, an der Seite meiner lieben Tochter, das glücklichste Leben auf der Welt — lange Jahre — Schenken Sie ihr ferner Ihre Liebe, von der ich überzeugt bin — und du — gute Tochter — laß dein Herz das Eigenthum deines künftigen Gatten seyn, weil du lebest. — Noch mehr — hier übergebe ich Ihnen — geliebter Herr Schwiegersohn, das Diplom, daraus Sie ersehen, daß Ihro Kayserliche Majestät Sie, unter den Namen eines Herrn von Evander, in den Adelstand zu erheben in höchsten Gnaden geruhet. — So, meine Tochter! sey dein künftger neuer Stand so glücklich, als dein heutges Geburtsfest. Deiner Mutter und deines Vaters Gebet und Segen werden dich und deinen Gatten unaufhörlich begleiten — Seyd Beyde die Gesegneten des Herrn! — Ihnen aber, meine Theuren! empfehle ich meinen Schwiegersohn und Tochter zu Ihrem Gebet und Gewogenheit.

„Ich soll also in Ihnen nunmehro meinen gnädgen Schwiegervater und Schwiegermutter verehren? — ich weis Ihnen meinen Dank nicht lebhaft genug zu bezeigen. Das Geschenke, das Sie mir mit Ihrer würdigen Tochter machen, entspricht meinen Wünschen ganz — allein, darauf Rechnung machen zu können — war

ich

ich nicht stolz genug. — Sie haben mein Erwarten mit Ihrer Gnade völlig übertroffen. — Ich schwöre es Ihnen zu — Nie — nie — soll Sie das gnädge Zutrauen, das Sie in meine Rechtschaffenheit setzen, täuschen — Stets will ich Sie als Vater und Mutter verehren, und Ihrer Tochter mein ganzes Herz weihen.„

Josephine — Ich bin, allerliebste Aeltern, durch diesen neuen Beweis der zärtlichen Liebe ganz gerührt. — Herr von Evander hat sich um mich so verdient gemacht, daß ich seiner Rechtschaffenheit mein ganzes Herz schon auf meiner Reise nach Wien geweihet — Allein — der Muth fehlte mir, Ihnen meinen Wunsch zu entdecken — Sie sind mir mit Ihrer Gnade zuvorgekommen. Sie erlauben mir, diesem würdigen Manne mein Herz und Hand feyerlich zu übergeben — Vor diese Gnade danke ich unterthänig, und empfehle mich auch derselben in Zukunft.

Hierauf gieng die Trauung vor sich, und nach derselben empfiengen wir die gerührten Glückwünsche von allen Anwesenden. —

Gleich den andern Tag nach meiner Vermählung war es meine erste Beschäfftigung, an den Hern Magister Cordat zu schreiben, und ihm die von meinem Schwiegervater erhaltenen tausend Thaler zu übermachen. — Der Brief war folgendes Innhalts —

Bester

Bester Herr Magister!

Ihre und Frau Liebste gute Gesinnungen gegen mich und Josephinen verdienen den größten Dank. — Diesen beweise ich dadurch, daß ich Ihnen vor die geliehenen 150 — tausend Thaler anbey übersende, und Ihnen verspreche, vor Ihre Familie zu sorgen. — Der gestrige Tag war vor mich außerordentlich feyerlich; denn an selbigem übergab mir Josephine, mit Einwilligung ihrer rechtschaffnen Aeltern, ihr Herz und Hand. Sie ist nun meine Gattinn. Noch mehr — mein nunmehriger Herr Schwiegervater machte mir auch, an diesem mir so erwünschten Tage, mit dem Adelsbriefe ein Präsent. — Meine Schwiegerältern, Josephine und ich, empfehlen sich Ihnen und Frau Liebsten zu geneigtem Andenken. Reise ich einmal in mein Vaterland zurück, welches vielleicht bald geschehen könnte; so besuche ich Sie ganz gewiß, und dann sollen Sie noch mehrere Beweise von der Dankbarkeit dessen haben, der sich mit aller Achtung nennt

Ihren

ergebensten Freund,

von Evander —

Hierauf erhielt ich, ohngefähr nach drey Wochen, folgende Antwort.

Gnädger Herr!

Ihre gnädge Zuschrift hat mir Thränen gekostet. Sie schreiben außerordentlich verbindlich, und

und würdigen das Wenige, das Sie in meinem Hause genossen, eines besondern gnädigen Andenkens. — Vor die erhaltenen tausend Thaler sage ich Ihnen unterthänigen Dank. Sie sollen meinen armen Kindern gewidmet seyn. — Gott segne Sie, Ihre theure Gemahlinn und gnädge Schwiegerältern, welchen ich mich unterthänig empfehle, — mit allem Heil und Wohlergehen, und beglücke Ihre Verbindung! — Erfüllen Sie ja Ihr gnädges Versprechen, mich zu besuchen. Ich freue mich schon darauf, und verharre mit aller Ehrfurcht

Dero

unterthäniger Diener,

M. Friedrich Cordat.

N. S.

Sie sind also auf einmal ein gnädger Herr geworden, und haben Fräulein Josephinen geheyrathet — Meiner Treue — das dachte ich gleich — ich sagte es auch gleich meinem Männchen. Ich habe darüber eine große Freude, und wünsche Ihnen beyderseits vieles Vergnügen und Segen in Ihrem Ehestande — Der liebe Gott segne Sie auch vor die tausend Thaler. Ich habe sonst nichts in Leib und Leben, als ein gutes Glas Sonntagswein. Da er Ihnen geschmeckt hat, so nehme ich mir die Freyheit, Ihnen von einem frisch angesteckten Fasse sechs Flaschen Sonntagswein zu überschicken; und wenn Sie einmal wieder zu uns

kommen,

kommen, so sollen alle meine Buttertöpfe offen stehen, und das beste Faß Sonntagswein soll mir nicht so lieb seyn — Nu — kommen Sie nur fein balde wieder. Ich und mein Männchen wollen, so oft wir Sonntagswein trinken, Ihre und Ihrer lieben Josephine Gesundheit trinken — Leben Sie ja recht hübsch gesund und wohl. Ich empfehle mich Ihnen gar schöne. Wir reden alle Tage von Ihnen.

Johanna Cordatinn.

Auf diese Art, bester Herr von Lachen, wurde ich ein junger Ehemann, und lebte beynahe ein halbes Jahr an der Seite meiner guten Gattinn außerordentlich glücklich; allein, der Wunsch, mein Vaterland und die Meinigen wieder zu sehen, regte sich in mir. Ich wagte es also, meine Schwiegerältern um Erlaubniß zu dieser Reise zu bitten; denn ich gestehe es aufrichtig, ohnerachtet es mir in Wien recht wohl gieng, so gefiel es mir daselbst doch nicht. Mein Vaterland war mir lieber — Endlich erhielt ich die Erlaubniß, meine Anverwandten, in Gesellschaft meiner Gattinn, zu besuchen, mit der Versicherung, daß, wenn es Josephinen in Sachsen gefallen würde, mein Schwiegervater sich gleichfalls dahin begeben, und seine Tage daselbst beschließen wollte — Wer war vergnügter, als ich! — Ich trat also mit meiner Frau die Reise in mein liebes Vaterland am vergangenen 12 May an. Wir waren unsers Ver-

sprechens

sprechens eingedenk, und überraschten in L — — den Herrn Magister Cordat. Die Freude, die dieser würdige Geistliche nebst seiner Frau bey unsrer unvermutheten Ankunft bezeigte, war unaussprechlich. — Sie können leicht denken, daß die Frau Magistern sogleich mit ihrem Sonntagsweine uns bewillkommte. — Wir hatten uns zwar vorgenommen, noch weiter zu reisen; allein, da es eben Sonnabend war, so blieben wir da, um das Vergnügen zu haben, den Herrn M. Cordat prädigen zu hören. Lange hatte ich einem so vortrefflichen Gottesdienste nicht beygewohnet. Es wurde auf hohen Befehl für die durch Feuer verunglückte Stadt W — — — eine Collekte gesammelt; der Magister hatte seine ganze Prädigt darauf eingerichtet. Er stellte vor, den Christen beym Brande, der ihn und andre betrifft. Sein Vortrag war überaus angenehm, ohne alle rednerische Schminke: und man sahe es ihm an, daß sein Herz aus innerer Ueberzeugung sprach. — Gleich nach der Prädigt empfohlen wir uns, und kamen also den 22 May in dem Hause meines Vaters glücklich an. Hier hatte ich abermals einen neuen vergnügten Auftritt; denn mein Vater hatte mich schon wirklich vor todt gehalten, weil ich ihm nichts von meinen Schicksalen gemeldet. Stellen Sie sich nun das Vergnügen vor, das er empfand, da er mich und meine Frau in so glücklichen Umständen sahe! — So, bester Herr von Lachen! endigte sich mein Schicksal, und hatte vor

mich

mich einen erwünschten Ausschlag. Ich werde mich vielleicht hier ein Vierteljahr aufhalten, in welcher Zeit ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Sie zu sprechen. — Aber nach Gotha werde ich, sobald als möglich ist, reisen, um der Frau von Baar meine Gattinn zu präsentiren. Ich glaube — diese beyde werden rechte gute Freundinnen werden; denn in ihren Gesinnungen scheinen sie einander ziemlich gleich zu seyn. — Ueber die Neuigkeit, die ich in einem ihrer Briefe, welche ich bey meiner Zurückkunft noch unerbrochen fand — gelesen, daß Sie sich gleichfalls, während meiner Abwesenheit, mit der Fräulein von Stirnband vermählet, habe ich mich gewundert; allein, ich gestehe offenherzig, daß ich darüber keine Freude empfinde, weil bloß das Geld ohne Liebe diese Ehe gestiftet. Doch wünsche ich, daß diese Verbindung einen glücklichern Ausschlag gewinnen möge, als ich vermuthe. — Auf die übrigen Briefe, die in meiner Abwesenheit von Ihnen angekommen sind, werde ich mündlich zu antworten, die Ehre haben. Bis dahin leben Sie recht wohl, und bleiben gewogen

Ihrem

ergebensten Freunde,

von Evander —

XXXIX. Brief.

Herr von Trolla an Lottchen.

Ihr Brief (*), mein gnädiges Fräulein! hat mir ausserordentlich vieles Vergnügen verursacht. Ich bin davon immer mehr überführt worden, daß Ihre frommen Entschliessungen beständig und anhaltend seyn. Man hat mich zwar das Gegentheil überreden, und behaupten wollen, als werde Hamburg Sie bald wieder zur Welt zurücke führen; allein ich habe immer das Gegentheil vertheidigt, und das gute Zutrauen zu Ihnen hat gemacht, daß ich nie an der Fortsetzung Ihrer Frömmigkeit gezweifelt — Ihr Brief bestätigt nun meine Meynung völlig.

Sie entschuldigen Sich, meine gnädige Fräulein, daß Sie von mir nicht Abschied genommen, da Sie von Berlin nach Hamburg gereißt. — Dies haben Sie nicht nöthig; denn ich sehe nicht auf bloße Mode-Komplimente, sondern vielmehr aufs gute Herz, davon ich bey Ihnen völlig überzeugt bin. Der liebe Gott lasse es Ihnen nur in Hamburg recht wohl gehen, und behüte Sie vor dem Rückfalle zur Welt. Ferner entschuldigen Sie sich, in Ansehung des schlechten Streichs, der mir in dem Hause Ihrer Tante gespielt worden ist. — In der That, ich würde mich selbst hassen, wenn

(*) Siehe 32. Brief dieses Theils.

wenn ich nur denken könnte, daß Sie daran irgend einen Antheil hätten. — Ihre Muthmaßung, daß dieses eine Anstalt des Bedienten Herrmann gewesen, kommet mir sehr wahrscheinlich vor. Allein, ich versichere Ihnen heilig, daß mich diese ganze Sache gar nicht betrübt; denn gute und redliche Absichten suchen die Kinder der Welt, auf alle nur mögliche Art, zu hintertreiben. Man muß großmüthig denken. (*) Wie sucht man mich jetzo, da ich mich mit neuen Schul-Anstalten abgebe, lächerlich zu machen! Ich werde der Hochadliche Schulmeister genannt: man verfertigt auf mich Komödien, und sucht mich lächerlich zu machen, und zu kränken. Ich lasse mich aber nichts irren, ich fahre immer in Vollendung meiner guten Entwürfe, unter dem Beystande Gottes, fort, und bisher ist meine Arbeit nicht ohne Seegen gewesen. Man muß mit Großmuth die Lästerungen seiner Feinde übersehen. Die Rechtschaffenheit siegt endlich doch. Ihnen, meine gnädige Fräulein, stehet ebenfalls kein besseres Schicksal bevor. Waffnen Sie sich ja zum voraus, damit Sie standhaft seyn, wenn die Welt Ihre Frömmigkeit verhönen und lächerlich machen sollte. Fahren Sie fort, eine Verehrerin göttlichen Worts zu seyn, und zu bleiben, damit Sie denen Reitzungen und

(*) Magni animi est, injurias despicere. Sen. l. 2. d. Ira. Et — non est magnus animus, quem incurvat injuria. Id. l. 3. d. Ira. c. 5.

Schmeicheleyen der Sünde allezeit glücklich widerstehen können. Ach! diese Verführungen sind mancherley und mächtig. Aus eigenen Kräften können Sie selbige ohnmöglich überwinden. Die christliche Wachsamkeit und das Gebet müssen in dem Kampfe mit den Verführungen Ihr Stecken und Stab seyn. Das unterlassen Sie ja niemals — Und, mein liebes Fräulein! sehen Sie ja bey den Belohnungen der rechtschaffenen Verehrer Gottes nicht bloß auf dieses Leben. Das kommt auf Gott an. Oft folgen seine Gnadenbelohnungen auf gute Handlungen gleich — oft späte — oft gar nicht; dann müssen wir uns mit dem Gedanken einer seeligen Ewigkeit aufrichten: aber die sanfte Ruhe unsrer Seele — der Friede mit Gott — die Freude in dem heiligen Geist — sind Folgen, und zu Belohnungen der Frömmigkeit, die uns auch unser gegenwärtiges Leben in guten und bösen Tagen gewährt, bestimmt.

Ich gebe es zu, daß Sie jetzo nicht im Stande sind, etwas Bestimmtes in Absicht unsrer Vermählung zu schreiben. Ich bin zufrieden, wenn ich höre, daß Sie Gott und mir getreu bleiben. — Der liebe Gott wird schon Mittel und Wege zeigen. — Beten Sie nur fleißig, mein allerliebstes englisches Lottchen — ich thue desgleichen. Alle Zimmer sind schon vor Sie in völlige Ordnung gebracht, und vor eine fromme Kammerjungfer und frommen Friseur habe ich auch gesorgt. — Finden Sie es aber nicht vor gut, daß ich einmal

entweder an Ihren Onkel oder Tante schreibe? Melden Sie mir ja bald Ihre Meynung — denn die Sache kann doch nicht länger verschwiegen werden. Ich hoffe, sie werden es beyde zufrieden seyn; denn ich habe ja, wie Sie wissen, ein hübsches und ansehnliches Vermögen. — Ferner — was soll ich denn vor Sie und mich vor ein Brautkleid kaufen? — Wählen Sie sich und mir, nach beyfolgenden Proben. — Endlich, da ich höre, daß Ihr Onkel übertrieben geitzig sey, so nehme ich mir die Freyheit, Ihnen hierbey 200 Thaler zu überschicken, damit es Ihnen ja an nichts fehle, und Sie keine Noth leiden dürfen. Das sollte mir, liebstes Lottchen, sehr nahe gehen; denn, das können Sie mir glauben, es liebt Sie gewiß auf der ganzen Welt Niemand zärtlicher und stärker, als ich. — Doch, das ist Ihnen schon bekannt. — Darf ich mir Hoffnung machen, bald wieder einen Brief von Ihnen zu erhalten? — Trautes Lottchen! — Sie erweisen mir dadurch die größte Gefälligkeit — ich freue mich unendlich darüber — Nun — mein holder Engel! ich empfehle Sie dem Schutze und Obhut Gottes! der bewahre und behüte Sie an Leib und Seele! — Behalten Sie mich lieb, ich bin ewig mit aller nur möglichen Hochachtung

Ihr

Sie zärtlich und herzlich liebender Freund,

von Trolla ꝛc.

N. S.

Liebstes Lottchen! da man keinen Tag vor dem Tode sicher ist; so melde ich Ihnen, daß ich auf den Fall, wenn ich etwa noch vor unsrer Verbindung sterben sollte, schon ein Testament gemacht, und Sie, da ich keine nahen Anverwandten habe, darinne zum Universalerben eingesetzt habe. — Ich habe es meinen Gerichten übergeben. — Man muß auf alle Fälle bedacht seyn. Es mag nun kommen, wie Gott will, so erreiche ich meine Absicht, Sie glücklich zu machen — ich sterbe, oder lebe. Ist es Gottes gnädger Wille, so wünsche ich mir freylich das letzte, um erst noch das Vergnügen zu haben, Sie als meine liebe Gattin, zu verehren. — Leben Sie noch einmal recht wohl — Gott sey mit Ihnen, mein allerliebstes, bestes Lottchen!

XL. Brief.

Frau Magister Langbein an die Frau von Klapperbein.

Gnädge Cousine!

Nie habe ich in meinem Leben einen Brief mit mehrerer Freude gelesen, als den Ihrigen (*) — Sie ertheilen mir nun aufs neue Ihre vorige Gnade, und geben mir davon ausnehmende

Beweise.

(*) Siehe den 37. Brief dieses Theils.

Beweise. Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie wegen meiner Heyrath mir Ihren Zorn haben fühlen lassen — da Sie Lottchen mit so vielen falschen und erdichteten Nachrichten listig hintergangen. Sie wissen, daß ich von je her außerordentliche Achtung vor den geistlichen Stand gehabt. Diese, nebst der wahren Liebe zu meinem Manne, bewog mich, außer meinem Stand zu heyrathen. Noch bis jetzt gereuet mich dieser gethane Schritt nicht; allein, Ihnen dauert mein Schicksal — da ich Arbeiten verrichten muß, zu denen mich mein voriger Stand eigentlich nicht bestimmt — und die Bequemlichkeiten des Lebens nicht genießen kann. — Sie haben Recht — gnädge Cousine! Der Vorzüge meines ehemaligen Standes bin ich beraubt. Ich könnte vielleicht das Glück gehabt haben, die Gattin eines reichen Cavaliers geworden zu seyn. Das gebe ich zu — allein, würde dieser Cavalier auch mit seiner Rechtschaffenheit und zärtlichen Liebe meine Tage mir so reizend gemacht haben, als es mein jetziger Gatte thut? Würde ich an meinen Kindern auch die Freude erlebt haben, deren ich jetzt theilhaftig werde? — Thut nicht ein großer Stand der mütterlichen Liebe vielen Zwang an? — Meine Kinder sind beständig unter meiner und meines Mannes Aufsicht. Wir beyde genießen also ihre zärtliche Liebe ganz — Dieses Glücks sind Aeltern vom vornehmen Stande beraubt. — Kaum haben die Kinder das Licht der Welt erblickt, so erfordert

fordert die einmal eingeführte Gewohnheit, selbige in die Hände niederträchtiger Ammen zu geben. Diese werden nun Mütter, und die Liebe zu diesen verringert die Liebe zum Aeltern. — Meine Kinder sind, Gott Lob! nicht verunglückt — nicht ausgewachsen. — Belieben Sie, gnädge Cousine! die mehresten Kinder in vornehmen Ständen zu betrachten — gewiß, Sie werden finden, daß die Vernachläßigung der Ammen traurige Merkmale an selbigen zurücke gelassen. — Nein, meiner Kinder habe ich mich auf eine so unädle Art nicht geschämt. Ich trug sie unter meinem Herzen — sie lagen an meiner Brust — ich achtete keine Beschwerlichkeiten — ich ward Mutter und Amme zugleich — und nun hält mich der Himmel vor so manche gehabte schlaflose Nacht, Angst und Noth, durch die Freude, die ich an ihnen erlebe, schadlos. — Diese meine Kinder — mein treuer Gatte, und die Gesundheit, welche ich unter dem Schutze Gottes genieße — machen, daß ich völlig zufrieden lebe, und mich nicht vor unglücklich halte.

Es ist wahr, ohnerachtet mein Mann einen sehr einträglichen Dienst hat — so habe ich doch seit zweyen Jahren vielmals mit den lieben Meinigen Noth leiden müssen; allein, das kommt daher. — Sie wissen, daß die Frau von Klugsow (*) gestor-

(*) Herr Premierminister von Reitznitz hatte zwey Gemahlinnen. Die erste war eine gebohrne von

gestorben. Diese hinterlies drey Kinder in sehr elenden Umständen; denn, leider! hatte sie die Rechnung ohne Wirth gemacht. — Niemand wollte sich dieser armen Kinder annehmen; Ich hielt es vor Pflicht, da ich so nahe mit ihnen verwandt, mich ihrer anzunehmen, und vor sie zu sorgen. — Mein Mann war hierzu bereit, und bestimmte vor selbige jährlich drey hundert Thaler. Zwey Jahre hatte nun Gott glücklich überstehen helfen. — Sie könnten zwar fragen: Warum wir nicht diese armen Kinder zu uns genommen — es wären dadurch manche Unkosten erspart worden — Das ist wahr; allein, bey fremden Kindern Vater- und Mutterstelle zu vertreten, wenn man selbst eigne hat, ist außerordentlich schwer. Die Liebe zu seinen eignen Kindern ist zu stark, als daß man sie mit denen, die nicht unser Fleisch und Blut sind, theilen sollte. Und — wie kränkend ist das nicht alsdenn vor solche arme Seelen, wenn sie sehen, daß unsre Kinder vor ihnen in den Augen der Aeltern merkliche Vorzüge haben? Das ist die Ursache, warum wir diese armen Waysen nicht selbst erziehen. Ein anders wäre es, wenn uns Gott keine Kinder gegeben hätte. — Ich glaube, Sie werden diese Ursachen billigen.

von Gamma, und die Schwester der Frau von Klugsow: aus dieser Ehe wurde Malchen erzeugt. Die zweyte, als Lottchens Mutter, war eine Fräulein von Lubbo.

Nun, gnädge Cousine! komme ich auf die Beantwortung desjenigen in Ihrem gnädgen Schreiben, was mir und meinem Mann äußerst rührend gewesen ist. Sie überschicken mir tausend Thaler, noch mehr, Sie wollen mich und mein Haus ganz glücklich machen. — Gott! Gnädge Cousine! — wie soll ich Ihnen und Herrn Gemahl diese gnädgen Gesinnungen genugsam verdanken! — Ich und mein Haus wollen vor Sie und gnädgen Cousin beten.

Die Unterredung, welcher Sie meine Kinder in N — — zu würdigen beliebt, hat mich, da Sie mir davon Nachricht gaben, sehr erfreut — Noch mehr aber gerührt wurde ich, als mir meine älteste Tochter die von Ihnen und der ganzen damaligen Gesellschaft erhaltenen Präsente unter vielen Freudenthränen brachte — Denn ich versichere es Ihnen heilig, mein Mann und ich hatten dazumal nicht einen Heller Geld. — Wie angenehm mir also dieses Präsent müsse gewesen seyn, können Sie leicht denken — Auch dafür statte ich Ihnen meinen unterthänigen Dank ab. Da meine Tochter, Beate, das Glück gehabt, Dero Beyfall und Zufriedenheit zu erhalten, und Sie befehlen, selbige bey sich zu haben, so werde ich nächstens die Gnade haben, sie Ihnen zu überbringen. Sie haben nicht nöthig, mir zu betheuren, daß Sie an selbiger Mutterstelle vertreten wollten — Nein! ich kenne Ihre gnädgen Gesinnungen schon längst, und

schätze

schätze meine Tochter dieserwegen glücklich. Nur will ich zum voraus wünschen, daß sie sich auch Ihrer Gnade würdig zu machen befleißigen möge. — Ihre gnädge Vorsorge erstreckt sich auch auf meinen Sohn. Sie wollen ihn in das Dessauische Philantropin thun — Allein, gnädge Cousine! erlauben Sie, daß mein Mann sich zuvor mit dieser neuen Schulanstalt näher bekannt mache, weil man von selbiger mancherley Urtheile fällt.

Von Lottchens Bekehrung weiß ich selbst nicht, was ich denken soll. Sie hat mir noch nichts davon geschrieben, wohl aber der Herr von Trolla, welcher sie zu heyrathen wünscht. Der Himmel gebe, daß diese Bekehrung keine Verstellung sey! Das weiß Gott, ohnerachtet sie mir alles nur mögliche Herzeleid angethan hat — so wünsche ich doch ihr wahres Glück. — Ich habe also mit nächstem die Gnade, Ihnen persönlich aufzuwarten. Mein Mann, Kinder und ich empfehlen sich Ihnen und Herrn Gemahl unterthänig.

Amalie Langbein.

XLI. Brief.

XLI. Brief.

Herr Cornuarius an seinen Freund Lemma.

Mein Freund!

Ich habe Ihnen recht sehr lange (*) nichts Neues von unsrer Hanreyakademie geschrieben. Vermuthlich aber ist Ihnen auch schon bekannt, daß dieses herrliche Institut nunmehro zu seinem völligen Glanze gekommen. Nimmermehr hätte ichs geglaubt, daß es in der Welt noch so viele gutherzige Seelen gäbe, die eine solche nützliche Anstalt durch ihre Freygebigkeit unterstützten; denn, wenn ich Ihnen melde, daß unsere Akademie schon ein Vermögen von zweymal hundert tausend Thalern habe, so sage ich Ihnen noch lange nicht alles — Wundern Sie sich etwa über diese Summe? — Ich verdenke es Ihnen nicht. Ich selbst erstaune darüber. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen etwas von einigen neuen Anstalten sage. Vors erste — so ist ein neuer prächtiger Tempel gleich neben der Akademie errichtet worden. Zwey geschickte Personen, (die aber weder Magisters, Prädigers — Pastors — Archidiaconen — Diaconen und dergleichen heißen, sondern den Namen: Moralisten haben —) werden an diesem Hanreyakademietempel unterhalten, und bekommen einen ansehnlichen Gehalt. Wöchentlich werden in diesem Tempel zwey Unterhaltungsstunden, nemlich Sonntags

(*) Siehe den 6. Brief des 2ten Theils.

tags und Donnerstags, angestellt. Diese ausnehmenden Unterhaltungsstunden haben vor den Gottesdiensten aller übrigen Religionen herrliche Vorzüge. Sie wissen, daß die Prädigten der Lutheraner nach lauter düstrer Dogmatik schmecken, und von den vielen Sprüchen aus der Bibel strotzen — und die Reformirten zwar Moral prädigen, allein eine solche, dabey das Herz außerordentliche Widersprüche findet — die katholische Religion übergehe ich ganz mit Stilleschweigen. — Von diesen sind unsre Unterhaltungsstunden weit entfernt. Die altväterischen Gebräuche sind ganz verabschiedet. — Hier prädigt man nicht — nein, man moralisirt, ohne die abgedroschenen Evangelien Eurer Liebe mit Andacht und Aufmerksamkeit vorzulesen — nein, man moralisirt, worüber man will, ohne die Prädigt mit einer Quantität von biblischen Sprüchen zu spicken und zu schmücken. — Hier hört man nichts von dem: Hieraus stelle ich Eurer christlichen Liebe vor — und: zu diesem Vortrage setze ich folgenden Denkspruch — nein! das liebe: möchten doch! — möchten doch! — fällt auch weg. Hier sieht man keinen schwarzen Priesterrock — Chorhemde — Kragen — oder Perücke — nein, Gott bewahre — Der Moralist stehet auf seinem Moralistenstuhle (sonst der Kanzel) in rother oder anderer bunten Kleidung — mit Manschetten — weißen Handschuhen — den Huth in der Hand und a la mode frisirt, und moralisirt eine halbe Stunde,

de, dann ist es gut. Man singt — aber was? — Etwa den zerrichten großen und kleinen Glauben der Lutheraner — etwa das verrostete Kyrie — etwa ekelhafte Litaney u. d. g. Das sey ferne — nein, die besten und Geschmackvollen Lieder aus dem Hanreyakademiegesangbuche — Hier plagt man nicht die Leute mit der Buße und Glauben an einen Erlöser — man schreckt sie nicht mit düstern Vorstellungen der Ewigkeit der Höllenstrafen — man fordert nicht, wie die Bibel thut, zu viel von den Zuhörern — Nein, die Hauptbeschäfftigung der Herren Moralisten geht dahin, bürgerlich gute Menschen ohne Bibel, Glauben und Sakramente zu bilden. Kurz, mein Freund! unsere Religion ist weder Lutherisch — noch Catholisch — noch Reformirt — noch Griechisch u. s. w. — Nein, sie unterscheidet sich von allen, und heißt die Akademistische Religion. — Die Welt wird immer klüger — man lernt immer mehr die Schwachheit der Religion — der christlichen Religion — einsehen. Ich freue mich vorzüglich darüber, daß es doch auch unter den Lutheranern und Reformirten noch vernünftig denkende Leute giebt, denen unsere akademistische Religion gefällt; denn die mehresten von ihren sogenannten Gottesgelehrten ahmen uns hierinne nach. — Sie fangen an, ihre Bibel selbst zu zerfleischen — die Göttlichkeit derselben zu bestreiten, und immer ein Buch nach dem andern als ungöttlich zu erklären. Läßt der Himmel die berühmten Herren Doctores sacro-

sanctae

sanctae Theologiae — Lumisa — Arbabtus — Sibro und Selom noch zehen Jahre leben — dann — ich versichere es Ihnen heilig — ist die akademistische Religion die allgemeine; denn ein Stemmler, ein Bahrdt — ein Walch — ein würdiger Crusius, und guter Hoffmann — diese Pfeiler der sogenannten christlichen Religion sind todt. — Gewiß, nach dieser jetztgedachten Zeit weiß man nicht mehr, was Bibel ist. — Schon jetzt schämen sich die Herren Prädigers in großen Städten, und das mit Recht, der Bibel auf der Kanzel. Nur das Bischen Gotteswort vom Lande hält noch darüber, und ruft laut aus: Man schlage nach — oder: wir finden diese Worte im dritten Kastel des hocherleuchteten Apostels Pauli u. d. g. Das wird sich, mit Gottes Hülfe, alles noch geben. Nur Gedult. Es gehet auch schon so weit, daß die Herren Geistlichen kein Griechisch und Ebräisch mehr lernen, und das alles aus der höchst vernünftigen Ursache: Man prädigt ja nicht Griechisch und Ebräisch, und es ist unnütze, die Bibel aus und nach den Grundsprachen zu erklären. — Gott Lob! schon einen größern Grad der Wahrscheinlichkeit, daß die akademistische Religion bald allgemein werde. Vielleicht hilft der Himmel bald, daß ein Prädiger das Ebräische und Griechische gar nicht mehr lesen kann — daß man auch in den Consistorien nicht darnach fragt; dann christliche Religion, lebe wohl — und der akademistischen Religion rufe ich zu: Vivat! Vivat!

— Glück

— Glück auf! — Glück auf! — Dann, nur dann kommt die goldene Zeit wieder — wenn Bibel --- Luther und Calvin erst Räthsel sind --

Zweytens, mein Freund! hat auch die Akademie zwey große besondere Begräbnißörter. Den einen vor die Einheimischen — den andern vor die Fremden. Auf den Gräbern befindet sich ein großer Stein mit einer kleinen Ueberschrift, dem Namen, Charakter und Censur der verstorbenen Person, und gleich hinter diesen Steinen ist allemal ein Hanbuttenstrauch gepflanzt. Aber auf den Gräbern solcher Personen, die sich durch ihre Wohlthätigkeit gegen die Hanreyakademie besonders ausgezeichnet haben, stehet noch besonders ein Cypressenbaum. Auch den Personen, die nicht hier begraben liegen, wiederfährt diese Ehre, wenn sie nur Hanreyakademisten gewesen, und der Akademie ein Vermächtniß hinterlassen haben. — Nun sehen Sie doch wohl die Ursache ein, warum das Publikum so außerordentlich freygebig gegen die Hanreyakademie gewesen? — Alle Vortheile gelten, und Mundus vult decipi — ergo decipiatur — Bey neuen Anstalten muß man sich vorzüglich nach dem Geschmacke der Menschen richten — Alles Sinnliche schmeichelt: und wenn man nur die Kunst versteht, die Welt auf ihrer schwachen Seite anzugreifen, so hat man gewiß gesiegt. Der Trieb zu einem langen Leben ist der menschlichen Natur wesentlich, und ein Grundtrieb. Diesem geschiehet

geschiehet niemals völlige Genüge! denn, welcher Mensch lebt so lange, als er wünscht, und wenn er auch das höchste Ziel der sogenannten Altväter erreichte? Nie wird dieser Trieb befriedigt: sonst müßten wir ewig in der Welt bleiben. Aus diesem Grunde ist es doch sehr vielen Menschen ein Vergnügen, daß ihr Name mit dem Tode nicht verlösche, wenn sie wissen, daß selbiger in einen Leichenstein gegraben ist.

Ich hätte Ihnen nun, mein werther Freund! noch sehr vieles zu schreiben. Z. B. von einer neuen Hanreyschule, u. d. g. Allein, die Zeit erlaubt es mir heute nicht — ich habe noch sehr viele Geschäfte zu besorgen; denn Morgen ist Akademietag, an welchem sechzehn neue Mitglieder aus der zweyten in die erste Classe recipirt werden, welcher Actus, wie Sie wissen, allezeit außerordentlich feyerlich ist. — Künftig also ein mehreres. Leben Sie recht wohl, und würdigen Sie den Ihrer fernern Liebe, der sich mit aller Achtung nennt

Ihren

aufrichtigen Freund,

Cornuarius.

XLII. Brief.

Lottchen an Frau Magister Langbein.

Gewiß, gute Schwester! Du bist gerechter, als ich. Dein gutes und gegen mich aufrichtig gesinntes Herz bleibt sich immer gleich. Ich habe mich gegen Dich nicht als Schwester, nein, als deine größte Feindinn verhalten; ich suchte, Dich zu verfolgen — Deine Ehre zu kränken, war mein Vergnügen — Dir alles Herzeleid anzuthun — meine Wonne — Du warst mir verächtlich — ich haßte Dich, schämte mich Deiner — und meine Zunge war geläufig genug, Deinen guten Namen zu schänden. — So verhielt ich mich ehedem gegen Dich — Aber — liebste, rechtschaffene Schwester! wie verhieltest Du Dich gegen mich? — Brauchtest Du etwa das Wiedervergeltungsrecht? — Nein! mitten unter meinen Befeindungen hörtest Du nicht auf, vor mich zu beten — mich liebreich zu warnen — sanft zu bestrafen — zärtlich zu ermahnen — mich von meinem Verderben zurücke zu führen, und für mein wahres Glück zu arbeiten. — O! Schwester — wie verehrungswürdig wird mir durch Dein Beyspiel die Bibel — Wie oft habe ich sonst die Pflichten der Religion mit meinem Spotte geschändet! Und — wie lächerlich, ja unmöglich schien mir nicht das Gebot des Erlösers, seine Feinde zu lieben — Liebet eure Feinde, segnet, die euch

fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet vor die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters in Himmel; denn er lässet seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte (*). Diese schwere Pflicht hast du gegen mich

(*) Mat. 5, 44. Der Erlöser schärfte den Befehl der Liebe und das Verbot der Beleidigung aus weisen Absichten nachdrücklich ein. Wer Gott und seine Brüder liebt, streuet einen Saamen der Wohlfahrt aus, wovon er jetzt die Blüthe siehet, und in jener Welt die reichste Erndte halten wird. Das Ganze der menschlichen Glückseligkeit spüret den Nutzen davon; so, wie dieses mit dem eignen Heyle der Menschenfeinde durch Ungerechtigkeiten und Beleidigungen niedergerissen wird --- Wer gegen seine Feinde versöhnlich ist, der reitzt sie nicht zu mehrerer Bitterkeit und Rache --- er gebraucht die besten Mittel der Sicherheit für sich. --- Feddersens Lebenswandel Jesu. S. 36. --- Von dem fürtreflichen Socrates rühmt Cicero: nec iis, dixit, a quibus accusatus sum, aut a quibus condemnatus sum, habeo, quod succenseam. --- Cic. l. 1. Tusc. Qu. --- Et Diogenes, roganti, quo pacto quis inimicum ulcisceretur --- respondit: πῶς ἀμυνῶμαι τὸν ἐχθρόν; καλὸς κἀγαθὸς γενόμενος --- Plut. de cap. ex Inimutil.

mich völlig beobachtet. Das macht Deinem Herzen wahre Ehre, und Du hast gegen mich die stärksten Beweise der Großmuth abgelegt. O! Schwester! zu was für einem Grade der Stärke kann es nicht ein wahrer Christ bringen! Wann einmal die Ehrfurcht gegen Gott, und die Liebe zum Erlöser unser Herz durchdrungen und belebt --- dann lieben wir die, die uns befeinden --- segnen, wenn man uns flucht --- thun wohl denen, die uns hassen, und falten unsre Hände vor die, die uns beleidigen und verfolgen. --- O! welche Vorzüge der heiligen Religion --- sie macht schon hier in der Welt ihre Verehrer Gott im Himmel ähnlich! --- Aber --- liebe Schwester! --- soll ich dir meine Beleidigungen abbitten? --- Ich weiß, das verlangest Du nicht; denn Dein Herz war zu rechtschaffen und zu stark, als daß meine vorige Verfolgungen und Lästerungen selbiges hätten überwältigen können. Du bist zufrieden, da Dir Herr von Trolla gemeldet, (*) daß ich meine vorigen in Beleidigungen gegen Gott und den Nächsten zugebrachten Tage bereuet, und mich zu meinem besten Vater in Himmel bekehret, --- und ich versichere Dir heilig, daß ich mich, da nun der schwere Kampf des Geistes und Fleisches (**) unter dem Beystande Got-

(*) Siehe den 17. Brief dieses 2. Theils.

(**) Dieser Streit des Geistes und Fleisches, davon

Gottes glücklich überstanden, über meinen jetzigen Stand freue. Aber, beste Schwester, wie viele Mühe und Arbeit das gekostet, den Sieg über mein Herz davon zu tragen, kannst Du am besten wissen, da dir hinlänglich bekannt, daß ich auf alle nur mögliche Art und Weise in das Irrdische zerstreuet gewesen. --- Vorurtheile --- üble Beyspiele, -- der schimmernde Schein der Sünde, veraltete Gewohnheiten, und der Spott, dem ich mich, beym Anfange der Frömmigkeit, ausgesetzt sahe, machten mir den Entschluß, mein Leben zu ändern und mich Gott zu widmen, ausserordentlich schwer --- Und, wäre der rechtschaffene Trolla nicht

von Paulus Galat. 5, 17. und Röm. 7, 23. redet, befindet sich sowohl bey den Gottlosen, als Frommen, nur auf unterschiedene Art; denn da die ersten bloß Fleisch (wie die Schrift sagt) sind, und der Geist Gottes nicht in ihnen wohnet, so läßt sich auch eigentlich bey selbigen kein solcher Streit denken; allein, da auch bey den Unwiedergebohrnen der heilge Geist mit seiner erweckenden und zubereitenden Gnade geschäftig ist, und ihre sündliche Begierden diesen Gnadenwirkungen widerstehen, so kann man auch dieses mit Recht einen Streit des Geistes und Fleisches nennen --- nur mit dem Unterschied, daß bey den Gottlosen sich der Geist Gottes ausser ihnen, --- bey den Frommen aber in ihnen befindet.

so anhaltend und eyfrig gewesen --- hätte er nicht gewußt, auf eine kluge Manier, sich mein Zutrauen zuwege zu bringen --- Glaube es mir, ich wäre noch bis jetzt eine Sclavin der Sünde. Nie werde ich es diesem würdigen Mann vergessen. Ich habe ihm zwar mein Herz und Hand versprochen; allein, da ich nunmehro hier in Hamburg bey dem Onkel bin, und dieser glaubt, zwischen mir und dem reichen Herrn von Idelmann eine Heyrath zu stiften; so muß ich mein Schicksal abwarten. Hängt es aber von meinem Willen ab, so kannst Du sicher glauben, daß ich auch gewiß meines Versprechens eingedenk seyn werde. Dies habe ich ihm auch schon geschrieben. (*) Aber warum haben Deine wohlmeynenden Vermahnungen nichts bey mir gefruchtet? --- Verzeihe es mir Gute Schwester! zu der Zeit hassete ich Dich wegen Deiner Heyrath ausserordentlich, und ich muß offenherzig bekennen, dieser Haß gieng so weit, daß ich selten Deine ermahnenden und bittenden Briefe gelesen. --- Und --- zweytens --- Du warst abwesend --- Gesetzt auch --- ich hätte, welches ich wünsche, Deine damahligen Briefe alle gelesen; so würden Sie doch das alles bey mir nicht ausgerichtet haben, was Herr von Trolla durch seinen öftern Besuch ausgerichtet; denn, um einen andern zu gewinnen, muß man oft von einer glücklichen Minute einen schnellen Gebrauch machen. Dies verstand Herr von Trolla meisterlich --- es ist ihm auch, Gott sey Dank! geglückt. ---

(*) S. den 32. Br. dies. 2. Th.

Und

Und überdies, wie Du auch selbst schreibst --- die Vorsicht hatte diesen würdigen Mann darzu bestimmt. Genug, hast Du doch das Vergnügen, Deine Schwester vom Tode errettet zu sehen, --- Nun aber schwöre ich Dir zu, sollen Deine liebreichen Vermahnungen, damit Dein letzterer Brief ganz erfüllt war, bey mir alles gelten. Ich werde selbigen, so viel als möglich, nachzukommen suchen, und Dir beweisen, daß meine Bekehrung nicht eine Frucht eines übereilten Entschlusses, sondern von Beständigkeit sey. Es ist wahr, beste Schwester, wenn ich die Religion nach dem Onkel beurtheilen wollte, so müßte selbige mir schon längst verhaßt seyn; denn, bey dem besten Scheine der Frömmigkeit, erlaubt sich derselbe die größten Arten des niederträchtigsten Geitzes und Unbarmherzigkeit. Stets führt er die Sprache der Religion und eines guten Herzens im Munde: aber ich weiß noch keine Beweise davon. Gewiß, ich fälle kein liebloses Urtheil von ihm, wenn ich behaupte, daß seinem Charakter die Worte des Erlösers angemessen sind, welcher von den Pharisäern sagt: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist ferne von mir." Glaube es mir, Schwester, ich betrübe mich oft, sehr oft darüber, wenn ich erwäge, wie dieser Mann, da ihn Gott mit so vorzüglichen Glücksgütern gesegnet, zum Nutzen der Armen wuchern könnte, und es doch nicht thut. Ich will Dich nicht kränken mit

Erzählung seines Verhaltens gegen mich; denn dies spricht von nichts, als dem kriechendsten Geize, der sich nur denken läßt. Bald schäme ich mich auch, Dir davon einige Beweise zu geben. — Hier in Hamburg wird er von den mehresten dieserwegen gehaßt. Ohnerachtet es mir nun, was die Stadt anbetrift, sehr wohl gefällt, so muß ich doch gestehen, daß ich mich, wenn die Heyrath mit dem Herrn von Idelmann nicht zu Stande kommen sollte, bald wieder nach Berlin zur Tante begeben werde. Ich habe an diesem Cavalier nicht das geringste auszusetzen: allein auf dem Punkt der Religion und des Herzens, kenne ich ihn noch nicht hinlänglich genug. Gesetzt, ich fände, daß er hierinne denen mehresten Adelichen gleich wäre: so kannst Du gewiß glauben, daß ich mich nie entschlüßen werde, ihn zu heyrathen; denn da denkst Du völlig recht, wenn Du behauptest, daß sich eine Frau gar leicht nach der Denkungsart ihres Mannes bilde. Ueble Beyspiele verderben auch die besten Herzen: und, um sich verführen zu lassen, ist man nie zu alt, und zu standhaft. — Leider — beste Schwester — kann ich hier aus Erfahrung reden. — O, Gott! wenn ich daran denke, so weine ich, und verabscheue mich selbst. — Könnte ich allen Jünglingen meines Geschlechts, durch mein eigenes trauriges Beyspiel gelehrt, die Wahrheiten ins Herz prädigen:

„Wer sich einmal in der frühen Jugend, eine geringscheinende Sünde erlaubt, der wird bald in der besten Blüte seiner Jahre an Sünden alt.„

„Ein junges Mädchen, das zu früh mit der großen Welt bekannt wird, erkauft die so sehr gepriesenen Vergnügungen derselben mit Kosten ihres wahren Glücks.„

„In der großen Welt glückliche Rollen ohne Tugend und Religion spielen zu wollen, heißt: sich zu einer unglücklichen Ewigkeit vorbereiten.„

Diese Wahrheiten, gute Schwester! bestätigt mein eigenes trauriges Leben — und wie oft hat mich meine selige Mutter — und nach ihr — Du selbst daran erinnert? allein, die eingeführte sündliche Mode — der Umgang mit Personen ohne Religion, und schlechte Bücher — machten mehrere Eindrücke auf mein Herz, als alle liebreiche Vermahnungen der Meinigen. — Wie behutsam sollten nicht Aeltern, Lehrer und Lehrerinnen seyn in der Wahl der Bücher, die sie ihren Kindern und Untergebenen in die Hände liefern! — Auch hier ist Dir mein Schicksal bekannt. Mein Hang zur Lektüre war übertrieben — man erlaubte mir, ohne Unterschied, alle nur mögliche Arten von Büchern zu lesen — ich entlehnte mir gar bald schlechte Regeln aus selbigen — prägte sie tief in meine Seele, und mit der Zeit machte ich

davon einen unglücklichen Gebrauch. — Doch — Dank sey es dem Himmel — ich bin dem Unglück noch entgangen.

Hier, beste Schwester! würde ich die Feder niederlegen, wenn ich nicht noch eine Bitte an Dich hätte. — Mache doch Deinem lieben Gatten mein Compliment, und ersuche ihn, mir zu melden, wie man sich

1) Von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, und

2) Der Gewißheit der Vergebung der Sünden am besten überführen könne. Ich habe in beyden Stücken noch einige Zweifel von denen ich befreyt zu seyn wünsche. Ich verspreche mir von Deinem Manne, nach seiner Rechtschaffenheit, daß er mir diese Bitte nicht abschlagen werde, und ich sehe, mit vielem Vergnügen, einem Brief von seiner Hand entgegen.

Nun, meine Beste! vergiß nicht, der guten Großmutter mich zu empfehlen. Vielleicht habe ich bald das Vergnügen, Dich zu sprechen; denn, wenn ich wieder nach Berlin gehen sollte, so besuche ich Dich, wenn Gott Leben und Gesundheit verleihet, ohnfehlbar gewiß — und diesem Gotte übergebe ich Dich und die Deinen in meinem Gebete zur Obhut, und bin mit aller Zärtlichkeit

Deine

treue Schwester,

Charlotte von Reitznitz.

XLIII. Brief.

Frau von Baar schreibt an ihre Mutter, die Frau von Braune.

Lange, gute Mutter, habe ich Ihnen nichts von mir und meinem Hause geschrieben. (*) Die Noth und traurigen Umstände, unter denen wir uns befinden, zerstreuen uns oftmals so, daß wir vergessen, denen, welchen wir Hochachtung schuldig sind, die Liebespflichten zu entrichten. Dies ist der Fall, unter dem ich mich zeithero befunden. Es ist wahr, beste Mutter, die Trostgründe, mit welchen Sie mich in Ihrem zärtlichen Schreiben (**) aufzurichten suchen, haben allerdings seine Richtigkeit. Ich sehe selbst ein, daß ich durch meine langen Vorstellungen viele Pflichten beleidige, und dadurch doch nicht den weisen Plan der Vorsicht ändere; allein, stellen Sie sich auch vor, — eine Person, die man zärtlich liebt, unaufhörlich leiden sehen — und selbst nicht mit zu leiden — die man beständig seufzen hört, — nicht mit zu seufzen — die keines Trostes mehr fähig zu seyn scheint — und da nicht zu weinen — die alle Hofnung der Genesung aufgiebt — da sich nicht zu betrüben — die nur ihre Beruhigung im dunkeln Gra-

(*) Siehe den 8. Brief dieses 2. Theils.

(**) Siehe 23. Brief dieses 2. Theils.

Grabe sucht — da sich nicht kränken — die schon, noch lebend, vor Gram und Herzeleid zu sterben scheint — da nicht zu klagen — ach, gute liebe Mutter! wie schwer ist es da, sich in die verborgenen Wege Gottes zu schicken! — wie schwer, sich unter solchen traurigen Lagen, der Thränen, der Seufzer, des Jammers, und der Wehklagen zu enthalten? Es ist wahr, ich habe noch immer das Herz, das Gott vertraut, und den Glauben, an die göttliche Vorsicht; aber dieses Vertrauen, dieser Glaube ist zeithero in der That sehr schwach gewesen, und hat seine ehemalige Stärke verlohren, so, daß ich jetzt unaufhörlich bitte und seufze: Herr! stärke mir den Glauben! — Und — o Gott! wie schlug mir mein Herz, als Sie mir, in Ihrem Briefe, sagten:

„Vielleicht war deine Liebe gegen Amantchen übertrieben zärtlich, und wie leicht können sich Aeltern mit ihrer allzustarken Liebe gegen ihre Kinder versündigen?

Sie urtheilen richtig. Aber, allerliebste Mutter! ist mir wohl eine solche zärtliche Liebe gegen meine Pflegetochter zu verdenken? — Gott gab mir keine Kinder — ich ward nicht so glücklich, Mutter genennt zu werden — Amantchen kam, nicht ohne die Vorsicht des Himmels, in mein Haus — mein Herz war ihr gleich ganz gewidmet — sie liebt in mir eine zärtliche Mutter — soll ich ihre Zärtlichkeiten gegen mich nicht auch erwie-

wiedern? Nein — ach! nein! — das erlaubt mir mein Herz nicht — Doch — Sie reden nur von einer übertriebenen Liebe. — Aber davon spricht mich noch bis jetzt mein Herz frey — Und, liebe Mutter! vielleicht ist nun das Ende meiner Noth da. Ich bin beynahe völlig beruhigt, nur Amantchen nicht; denn der, welcher sich vor Amantchens Bruder ausgegeben, ist eben derjenige, welcher die seelige Frau von Dulle ermordet, und heißt Wurre, wie Sie aus den beyfolgenden Inquisitional-Articuln und dem Briefe an Amantchen mit mehrerm ersehen werden. Allein auch dadurch ist sie noch nicht beruhigt; sie verlangt den Mörder selbst zu sehen, und der Execution beyzuwohnen. Ich warte daher auf Nachricht von dem Herrn von Dulle — dann will ich auch diese Reise, um meine liebe Pflegetochter völlig wieder zu beruhigen, mit Gott antreten. So übertreffen doch die Gerichte Gottes alle mit größtem Witz ausgesonnene und vollbrachte Bosheiten — und, wenn der Bösewicht sich oft am sichersten glaubt, und vor den Augen der Welt verborgen zu seyn träumt; so macht der Herr des Himmels, wenn ich so reden soll, die Weisheit der Welt zur Narrheit, und offenbaret, zu ihrer Schande, die oft unerhörten Grausamkeiten, vor denen sich die Natur entsetzt. — Wie glücklich glaubte nicht Amantchens vermeyntlicher Bruder seinen schandvollen Plan gemacht zu haben! Welche Freude belebte nicht vielleicht seine gottlose Brust, da er die entwendeten

wendeten zwanzig tausend Thaler in seinen diebischen Händen hatte! — Wie sinnlich stellte er sich vielleicht schon das Glück der Zukunft vor! — Allein, der im Himmel sitzt, lachte seiner, und sprach: Bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter! Das ganze Gebäude seiner Hofnung, die sich auf Uebelthaten gründete, sank auf einmal dahin. — Gewiß, gute Mutter — ich würde diesem schlechten Menschen noch mein Mittleiden schenken, wenn ich wüßte, daß er weiter nichts, als Diebstahl, verübt hätte — allein, da er fähig gewesen ist, eine so grausame Mordthat zu begehen, so denke ich, wie Codrus, welcher zum Artander, König der Dorier, sagte:

ich wünschte, zu verzeihn; —
Doch wenn Natur und Pflicht verbeut, ihn loszusprechen,
Alsdann mitleidig seyn, ist selbsten ein Verbrechen.
Und, wann Gerechtigkeit des Frevlers Tod begehrt,
Wird der, der ihn nicht straft, selbst seiner Strafe werth. (*)

Nun bin ich schon voller bangen Erwartung, wie sich Amantchen bey dem Anblick Wurrens verhalten

(*) S. von Cronegk Schriften 1 Theil. Codrus, ein Trauerspiel.

ten werde. — Wer weiß, vielleicht findet sie alsdann neue Gelegenheit, ihren Unruhen Nahrung zu verschaffen, und selbige fortzusetzen. Das verhüte der Himmel! — Auch mein lieber Mann will mich nach Königsberg begleiten. Wie? gnädige Mutter, wenn Sie sich auch daselbst einfänden? Ist es Ihnen möglich, so schlagen Sie mir diese unterthänige Bitte nicht ab. Ihre Gegenwart wird mir gewiß zu nicht geringem Troste dienen. — Der Gott, der mich schon so manche Tage der Noth glücklich hat überstehen helfen, wird auch machen, daß diese harte Versuchung so ein Ende gewinne, daß ichs könne ertragen. In dieser Hofnung bin ich mit kindlicher Ehrfurcht

Ihre

unterthänige Tochter,
von Baar.

XLIV. Brief.

Herr von Lachen an Herrn von Evander — sonst Gutwein genannt.

Also — hol mich — straf mich! — Sie sind auf einmal ein Adelicher geworden! — Hol mich der Teufel! es geht doch nirgends närrischer zu, als in der Welt. Wer hätte das gedacht — im vorigen Jahre schrieb ich noch: A Monsieur Gutwein — jetzt geht es eine Note höher: A Monsieur d'Evander. — Also, Sie sind nun das,

was

was ich bin, und zwischen uns beyden ist weiter kein Unterschied, als der, den man gewöhnlich zwischen dem alten und neugebackenen Brode antrift. — Das will eben nicht viel sagen — und, wie Sie wissen, über die Narrenspossen habe ich mich längst hinausgesetzt. Sie können also gewiß glauben, daß ich über Ihre neue Veränderung eine ausserordentliche Freude gehabt. Ich hoffe daher, nicht nöthig zu haben, Ihnen — dieses mit einigen Holmichderteufel zu versichern. — Denn ich habe Sie, wie bekannt, von je her gut leiden können, und Sie sehr geliebt; und ohnerachtet mein Herz sonst nicht den Henker werth ist, so habe ich doch das Gute an mir, daß ich mich an dem Glücke, dessen meine Freunde theilhaftig werden, ausserordentlich vergnüge. Unter diesen stehen Sie, hol mich der Teufel! oben an. — Aber wegen Ihres erlangten Adels liebe ich Sie nicht mehr und nicht weniger. Das ist, unter uns gesagt — hochadeliche Narrheit, wenn man verlangt, daß ein Adelicher sich nur Freunde aus seinem Stande wählen solle. — Daran habe ich mich nie gekehrt — ohnerachtet meine hochadeliche Frau Mutter mich dieserwegen oft, in den hochadelichen Bann zu thun, vielmals in hohen Gnaden geruhet hat, aber auch ich allezeit in hohen Gnaden beliebt, ihre gnädgen und hochadlich stolzen Regeln zu dem rechten Ohre hinein, und zum linken wieder heraus marschieren zu lassen. — Narrenspossen — wir Adelichen von Gottes Gnaden —

den — solltens mit den Bürgerlichen gut meynen; denn ohne diese sind wir ja nicht im Stande, hol mich der Satan! einen Hund aus dem Ofen zu locken — und, wenn wir was gescheutes anfangen wollen — nicht wahr — dann stehen die Ochsen am Berge, und die Bürgerlichen müssen uns hinaushelfen. — Wir hochadeliche Junker studiren immer Cavalierement, das heißt: wir gehen einige Jahre auf Universitäten — lernen reiten — fechten — tanzen — französisch sprechen — verthun da vier, fünf tausend Thaler — kommen wieder zurück — legen uns nun aufs Hunde- und Pferdestudium — warten mit Schmerzen auf den Tod unserer Hochadelichen Väter — dieser folgt — wir werden nun Erb- Lehn- und Gerichtsherrens — kaufen uns Titels ohne Kopf — berücken eine reiche Fräulein — leben auf ihre Kosten — machen Schulden, und leben alle Tage herrlich und in Freuden. So habe ichs gemacht — und, ich will verdammt seyn — so sieht das Bild der mehresten unsers Standes aus — Und — hol mich der Schinder — wir machen uns gegen die Bürgerlichen durch unsern Stolz nur lächerlich — Sie sind mehrentheils klüger, als wir — sie können uns also übersehen, und wissen, daß in unserm großen und allmächtigen von — an und vor sich kein Verstand ist — Daher lachen sie in ihrem Herzen, wenn wir mit stolzen Augen herabsehen, und ein Hochadelicher Aquavit uns in die

Köpfe tritt. Solch adeliche Narren möchte ich, der Donner zerschlage mich! anspeyen -- und — mein Freund! hörte ich etwa von Ihnen, daß Sie nun auch die adeliche Druse kriegten, und gegen ihren ehemaligen Stand stolz würden — mein Seele — ich streiche Sie gleich aus der Zahl meiner Freunde heraus. Das will ich nicht hoffen.

Aber Ihre Frau muß, hol mich der Satan! ein Hengstweib seyn. Sie sind schon, wie Sie schreiben, mit ihr in Gotha bey der Frau von Baar gewesen? Die arme Frau hat jetzt große Noth mit ihrer Pflegetochter: die soll, wie man sagt, wegen ihrem Bruder ordentlich tiefsinnig seyn. Sie dauert mich sehr. — Warum sagen Sie denn aber nicht, daß Sie Ihre liebe Josephine auch mir präsentiren wollen? — Der Donner hole — das könnte ich bald übel nehmen. Bringen Sie selbige in Gottes Namen einmal hieher — Sie sind nun sicher — Tempora mutantur. — Es ist nicht mehr so mit mir, wie ehedem. Hol mich der Teufel! wenn man erst aus dem Zwanziger heraus ist, dann legen sich viele Narrenspossen. — Wenn die Kinder noch alles unter einander hineinfressen, dann sind sie am gesündesten; wenn sie aber älter werden, und erst lange beym Essen wählen, dann fehlt es ihnen aller Orten. Straf mich, hol mich — so ists auch mit erwachsenen Mannspersonen; so lange sie in der Wahl der Mädchen nicht ekel

sind,

sind, und quid pro quo nehmen, und was ihnen vor den Schnabel kommt — so gehts herrlich — Wann aber erstlich die Jahre kommen, da man lange wählt, und einem bald an dieser das — bald an jener — das nicht ansteht — dann heißts: Narre, packe ein! Meiner höchsten Seele — bald geht mirs auch so. — Also kommen Sie immer einmal mit Ihrer Frau zu mir, ich will Ihnen einen Salvum conductum schicken —

Auf meine Heyrath sind Sie, nach Ihrem Briefe *), nicht wohl zu sprechen, weil ich meine Frau nicht aus Liebe genommen. — Weiter nichts, als das? — Daß Gott erbarm — hier denken Sie, hols der Donner! noch zu bürgerlich. — Ich gestehe es, und habe es Ihnen auch schon gemeldet, daß ich bloß in ihr Geld mich verliebt, und bloß nach diesem geheyrathet habe. — Aber — meine herzallerliebste Frau zu lieben — ich will ewig eine Canaille seyn — das kann keine lebendige Christenseele in allen zehen Kreisen Deutschlands; und, wenn ich sie ja lieben sollte, so müßte ich erstlich aller meiner fünf Sinnen beraubt seyn: ich müßte nicht mehr sehen — hören — fühlen — riechen — schmecken — dann möchte die Sache allenfalls noch übel und böse an-

*) S. den 38 Brief des 2ten Theils.

gehn, anders aber nicht — ne! hol mich der Teufel! nicht— das ist eine völlige Unmöglichkeit. Sollten Sie nur das herzallerliebste Kochstückchen sehen: ich will eine infame Bestie seyn — Sie hielten selbige vor ein Stück in der Rauchkammer verdorbenes und ausgetrocknetes Kalbfleisch. — Daß dich der Henker! — das ist ein Fraß — den ich sehr liebe! — Nein, sie ist ein ordentliches Gegengift wider die Krankheit der Liebe; ich bin allemal einige Wochen nachher krank, wenn ich sie einmal gesehen, und bey ihr gewesen bin. Ich will sie Ihnen durch Erzählung einiger neuen Stückchen näher bekannt machen. — Daß selbige befedert sey, versteht sich am Rande; denn, hols der Teufel! wo ließe sich denn eine Frau, eine galante Frau, ohne Federn denken? Das wäre eine Todsünde — Darüber wunderte ich mich nicht; denn die Akademie der Hanreye florirt jetzo, und Herr Professor Branck hat letzthin in einer öffentlichen Rede untersucht: Wie man denn das jetzige Jahrhundert nennen soll? und gezeigt, daß es mit allem Rechte das Hanrey-Sekulum heißen könne — Allein, das kam mir so seltsam vor, daß sie vier Federn auf dem Kopfe trug.

Mein Engelgen, sagte ich — ist denn das eine neue Mode, daß die Damen jetzt vier Federn tragen?

Nein

Nein, mein Kätzchen! das ist willkührlich. Diese Mode ist meine Erfindung.

So, so — also erfindest du auch neue Moden?

Ja! das sollte ich meynen — ich zerbreche mir vielmal darüber den Kopf.

Ach! mein Engelchen! thue dir nur keinen Schaden, und greif deinen Verstand nicht zu sehr an. —

Ach — du spaßest — so arg ist es nicht — Das ist meine Beschäfftigung des Abends in der Dämmerung.

Aber — warum hast du denn eben eine blaue — rothe und grüne — vorne, und hinten eine weiße gewählt?

Sieh doch an! hätte ich doch nicht geglaubt, daß dir eine solche Kleinigkeit in die Augen fallen würde.

Bey Personen, die man zärtlich liebt, beobachtet man auch die geringste Kleinigkeit —

Das ist allerliebst! — das erfreuet mich — Ich sehe nun, daß du mich lieb hast. (Hier gab sie mir einen Kuß, der aber, hol mich, straf mich, weiter nichts als den Mund rührte.)

Hast du etwa an meiner Liebe gegen dich gezweifelt? —

Ja — wohl nicht gezweifelt — aber, man weiß schon, wie ihr Herren seyd. — Nun will ich dir auch sagen, was diese unterschiedenen Farben der Federn bedeuten.

„Die rothe, welche in der Mitte stehet, bedeutet meine Liebe, die ich zu dir habe.

Die blaue trage ich dir zu Ehren, weil es deine Leibfarbe ist.

Die grüne bedeutet die Hoffnung, nach welcher ich mir deine aufrichtige Gegenliebe verspreche.

Die weiße, welche hinten stehet, ist ein Bild meiner Unschuld.“

Das ist wahr — eine besondere Galanterie, die du mir hiermit machst!

Können Sie sich, mein Freund! wohl was einfältigers vorstellen, als das? Gotts Blitz über die befederte Närrin! Es war nur gut, daß sie die weiße Feder hinten hatte: da konnte sie mit der That ein Bild der Unschuld seyn — Hätte sie selbige aber vorne gehabt — dann hätte ich sie an ihren Prinz erinnert. Nun! hören Sie noch mehr.

Dieser Schmuck und Reihe von guten Perlen, fuhr sie fort, und die Form desselben an der Vergette ist ein L. und bedeutet deinen Namen.

Ich danke dir auch vor diese Galanterie --- Allein, meinen Namen trägest du --- vielleicht auf der Vergette --- aber nicht im Herzen?

Ach! du loser Mann! spaßest du schon wieder?

Noch eins! mein Kind --- Dieser Staat ist für mich beleidigend.

Ey wie so?

In den Federn und in der Reihe Perlen liegt der Grund zur Beleidigung.

Das möchte ich doch wissen. Sage es mir! Ich schwöre Dirs zu — ich habe wenigstens nicht die Absicht gehabt, Dich zu beleidigen — nein, gewiß nicht: das weis mein Gott.

Gleich will ich Dirs erklären. Das ist ein Beweis, daß ich ein Hanrey bin —

Ach, daß Gott erbarm! mein allerliebstes herzens, goldnes, tausendes Kätzchen? weis Gott! da hast Du mich in falschem Verdachte.

Sey nur ruhig, mein Engelgen! ich will Dir meine Gedanken sagen:

„Die Federn, die Du trägst, sind vielleicht von einem Hahne — Hier ist die erste Sylbe: **Hahn** — und die Reihe Perlen liefert die zweyte Sylbe: **Reihe**. Setze nun dieses zusammen, so hast Du das Wort **Hahnreye** völlig. —

Ach! das wirst Du doch nicht von mir denken! Nein! das weis Gott — ich bin Dir gewiß getreu, und will es auch bis an mein seliges Ende bleiben — Aber, Du lachst — nicht wahr — Du spaßest schon wieder?

Das, mein Engelgen! ist der schwerste Glaube: denn da muß man auch sehr vieles ohne alle Ueberzeugung vor wahr halten.

Nur bloß der Glaube stiftet Ehen,
Das kann man gar zu deutlich sehen:
Der Glaube bringt dem Bräutgam bey,
Daß seine Braut noch Jungfer sey;
Die Braut glaubt, daß ihr Bräutigam
So reine sey, als wie ein Lamm —
Und, wenn sie alles recht erwogen,
So sind sie beyderseits betrogen.

Das ist wahr, mein Hertzchen! so spaßhaft bist Du noch gar nicht gewesen.

Das kommt auch selten, mein Engel; denn zu Hause bin ich immer mürrisch — Wenn ich aber bey Dir bin — so werde ich gleich ganz belebt, heiter und munter!

O, allerliebstes Hertzchen! laß Dich umarmen und küssen — Schmatz! — Schmatz! Schmatz!

Die Freude, die ich hierdurch machte, war so groß, daß sie zu ihrem Pulte gieng, selbiges eröffnete, und mir ein Präsent mit 40 Louisd'ors machte. So, mein Freund! schiert man die Christen in Calabria. Noch eine neue Mode habe ich an meiner lieben englischen Frau bemerkt. Anstatt des Wergs, womit die Damen die Chignons auszufüllen pflegen, hatte sie ein wohlriechendes Küßchen angebracht. J! die infame Apothekerbüchse!

Nun lassen Sie sich den Hauptspaß erzählen. Einige Tage darauf wurden wir zu dem Herrn von Torvas gebeten. Ich hatte schon mit dem Scharfrichter Schlauch das verabredet, was Sie bald in der Erfüllung sehen werden. Die Gesellschaft war sehr stark, und bestand aus achtzehn Damen und neunzehn Cavalieren. Wir ritten gleich früh insgesammt auf die Jagd, um einem großen solennen Treiben beyzuwohnen. — Während, daß nun die ganze Gesellschaft der Damen ruhig sitzt — kommt gedachter Schlauch in einem großen Mantel ins Zimmer getreten. Sein fürchterliches Ansehen würde der ganzen Gesellschaft schreckbar gewesen seyn, wenn nicht alle Damen, meine Frau ausgenommen, um das, was geschehen sollte, gewußt hätten. So erschrocken auch meine theure Hausehre gewesen, so führte sie doch vor allen andern das Wort!

Was, sprach sie, untersteht ihr euch, so sans façon hieher zu kommen? — Wer seyd ihr? und was wollt ihr?

Vors erste, gnädge Frau! wer und weß Standes und Würden Sie auch seyn — mich dürfen Sie bey Leib und Leben nicht — Ihr heißen.

Nu! — nu! wie grob?

Ja! das ist nicht anders. Mein Stand verlangt von jedem den Titel: Er!

Wer ist er denn?

Ich bin der Scharf- und Nachrichter —

I! pfui Teufel! der Scharfrichter untersteht sich, in die Gesellschaft der Adlichen zu kommen?

Stille, stille, gnädge Frau, pfuiteufeln Sie nur nicht so sehr — Hier ist mein Schwerdt.

Nu! das fehlt noch — das Schwerdt auf den Tisch gelegt, und den Mantel in Gesellschaft der Damen abgethan. — Das nenne ich doch grob, ungeschliffen und unmanierlich. —

Meinetwegen, das schadet nichts — schimpfen Sie, wie Sie wollen. Ich thue, was meines Amtes ist.

Ja, das kann er — köpfen — hängen — rädern — verbrennen — martern u. d. g. das kann er, und das ist sein Amt. — Ich will doch nicht hoffen, daß ihn sein Amt hieher getrieben?

Das dächte ich — sonst würde ich nicht mein Handwerkszeug mitgebracht haben.

Nu — das ist doch rasend — Kerl! er ist nicht gescheut.

Um Vergebung, ich weis, was ich thue.

Was? also will er wohl hier eine Execution verrichten? Ha! ha! ha!

Ach! lachen Sie nicht. Bereiten Sie sich immer zu ihrem Tode — Hier auf diesen Stuhl setzen

tzen Sie sich! — Sie sollen geköpft werden.

Kerl! ist er verrückt im Kopfe?

Nein — aber Ihren Kopf werde ich gleich verrücken.

Ich? ich sollte unter Scharfrichters Händen sterben?

Ach, nur nicht so stolz, Madame! Es sind schon größere Personen, als Sie sind, unter solchen Händen gestorben.

Was habe ich verbrochen? — Habe ich Ehebruch getrieben?

Das weis ich nicht.

Habe ich einen Mord begangen?

Das ist mir nicht bekannt.

Habe ich Feuer angelegt?

Das kann ich nicht sagen — Ich könnte es wohl sagen, wenn ichs wüßte.

Nu! was habe ich denn begangen?

Sie haben den neuerlichen Befehl des Fürstens übertreten.

Ich? welchen Befehl?

Hier — diesen —

Gebe er ihn her — ich muß sehen, ob es wahr ist — geschwinde —

Oho! nur nicht so geschwinde. Den Befehl kriegen Sie, Madame! nicht in die Hände. Ich will Ihnen selbigen vorlesen:

„Nach-

„Nachdem Wir mit vielem Mißfallen vernommen, daß sich die mehresten Frauen, adelichen und bürgerlichen Standes, unterfangen, sich der Halsbänder zu schämen, und in bloßen Hälsen zu gehen; Als befehlen wir allen unsern hohen und niedern Collegiis, den Räthen, Amtleuten, Bürgermeistern, Ober- und Untergerichten, darauf sorgfältig Acht zu haben, daß sich keine Frau, weß Standes und Würden sie auch sey, in Zukunft mehr unterfange, ohne Halsband einherzugehen; Geben auch volle Gewalt, die wider diesen Befehl peccirenden Personen sogleich, ohne weitere Umstände, durch das Schwerdt vom Leben zum Tode bringen zu lassen. — Daran geschiehet Unser Wille und Meynung u. s. f. „

Nun glauben Sie doch wohl, daß Sie wider diesen gnädigen Befehl gesündigt haben — Also nur geschwinde — geschwinde — thun Sie noch einige Stoßgebete — Geschwinde — Die Frauenzimmer ohne Halsbänder köpfe ich gar zu gerne. — Daß dich der Teufel — da hat man gar keine Hindernisse im Wege. Der ganze Hals ist bloß und frey — da fliegt der Kopf unvergleichlich herunter. — Nu — geschwinde! setzen Sie sich nieder — Hier ist auch

auch mein Schnupftuch, damit will ich Ihnen die Augen verbinden. Fort! fort!

Ach! daß Gott erbarm! daß Gott erbarm! ich habe den Befehl nicht gewußt —

Das geht mich nichts an — Ich köpfe Sie, Kraft meines Amts.

Soll ich denn um so einer Kleinigkeit willen sterben?

Was der Landesherr befiehlt oder verbietet, sind keine Kleinigkeiten — Nur keine lange Umstände. Der Kopf muß herunter — da hilft nichts davor.

Also gar keine Gnade?

Ey! ey! warum sprechen Sie denn jetzt aus einem andern Tone — Vorhin schimpften Sie ja, wie ein Rohrsperling. —

Ach! ich wills nicht wieder thun! —

Ja, meiner Seele! das glaube ich ungeschworen; wenn der Kopf einmal herunter ist, da vergeht einem wohl das Schimpfen —

Ach! nur diesmal noch Gnade! Die verfluchte und vermaledeyete Mode — Würde mir nur diesmal noch das Leben geschenkt. Nie wollte ich wieder ohne Halsband gehen. Ich gebe ihm gleich 20 Louisd'ors, wenn er mich leben läßt. Will er?

Nu gut! Weil Sie sagen, Sie hätten den Befehl nicht gewußt, so will ich Ihnen das Leben schenken;

ken; aber vorher müssen Sie schwören, daß Sie nie wollen ohne Halsband wieder gehen, und auch niemand etwas sagen, daß ich Ihnen das Leben geschenkt.

Ja! gleich. — Ich, Catharine von Lachen, schwöre —

Nein -- so geschwinde nicht — erst die Finger auf das Schwerdt — so ists recht. Nun sagen Sie den Eyd nach:

Ich, Catharine von Lachen, schwöre, daß ich nie ohne Halsband wieder gehen, und auch Niemand etwas davon sagen will, daß mir Herr Daniel Schlauch, um der zwanzig erhaltenen Louisd'ors willen, die im gnädgen Befehle bestimmte Todesstrafe erlassen, u. s. w.

Mittags um ein Uhr kamen wir Jäger wieder zurück — und siehe da — wer war nicht zugegen? — Das war meine liebe Frau — Wo war sie? — Im Bette — ach — daß Gott erbarm! krank war sie vor Schrecken. Alle Damen, außer der Frau Wirthinn, die ich Ihnen vielleicht noch beschreiben werde, bezeigten ihre Freude, und erzählten mit vielem Vergnügen die ganze Geschichte so, wie ich sie Ihnen zu erzählen die Ehre gehabt, und ersuchten mich, mir nichts davon gegen meine Frau merken zu lassen, weil sie ausdrücklich gebeten, mir die ganze Sache

zu

zu verschweigen. Allein, besuchen mußte ich doch wohl meine arme gute Frau — das war nicht mehr, als billig — aber, natürlicher Weise mußte ich auch mein Gesichte in andre Falten legen, und selbiges mit einer Quantität Erschrockenheit und Betrübniß färben — Freylich — hol mich der Schneider! das war das nöthigste — Gut! um dies zu bewerkstelligen — erinnerte ich mich an traurige Gegenstäne, die mein Herz angriffen.

„Ich stellte mir vor — Wie? — wenn statt deiner angenehmen Frau dein großer Sauhund — Michel — oder dein Solofänger Hanß, im Hundestalle so krank lägen, als deine Frau im Bette — Wie? wenn jetzt die Nachricht käme: beyde wären den Weg alles Fleisches gegangen — Das wäre ein Donner-Hagels-Streich! —„

Hierdurch ward ich außerordentlich gerührt — Geschwinde — mit dieser Betrübniß bepackt — lief ich nun zu meiner Frau — und — indem ich diese sahe — dachte ich immer an meine Hunde — indem ich ihr die Hand küßte — war mirs, als gäbe mir Hanß oder Michel die Pfote — und dergleichen — hol mich, straf mich! — Durch diese Verstellungen brachte ichs so weit, daß ich, trotz einer alten Frau, herzbrechend weinen, und mich so stellen konnte, als wollte ich für Betrüb-

niß

niß über die Krankheit meiner Frau ganz verzwatzeln.

Ach, mein Engelgen! sprach sie, weine nur nicht — ich denke, es soll nicht viel zu bedeuten haben.

Wenn die Krankheit aber nur nicht gefährlich ist — Kind — allerliebstes Goldschätzchen! wenn du nur nicht stirbst. — Herr Gott! ich vergienge!

Liebes Kind! laß es nur gut seyn — Gräme dich nur nicht — Es ist mir schon etwas besser geworden, nachdem ich ein niederschlagendes Pulver eingenommen — Gehe nur wieder zur Gesellschaft — du könntest sonst auch vor Betrübniß krank werden.

Das war mir — hols der Teufel! ein gefundnes Fressen — Ich machte mich also aus dem Staube, und divertirte mich bey der Gesellschaft fürstlich. Nachmittags gegen fünf Uhr erschien mein trautes Weib wieder — aber nicht im bloßen Halse — nein, nun hatte sie ein Halsband umgebunden — Hol mich der Teufel! die Scharfrichtercur ist probat. — Man schicke nur diese gebietenden Herren über die Weiber — die können sie am ersten zurechte bringen. — Nicht genug — Schon sehr viele von den neumodischen Damen schämen sich nunmehro, in bloßen Hälsen zu gehen. — Ich laß es nun paßiren, wenn eine

Fräulein oder eine Frau einen rechten vollen Hals hat, so, daß, wenn sie sich in gerader Linie mit dem Kinne etwas nach der Brust zu neigt, an selbigem einige derbe Falten sichtbar werden — da sieht es gut aus, wenn eine solche Wetterbüchse kein Halsband hat; aber wenn die Schachtel einen langen dürren Schwanenhals hat, wie meine englische Hausplage, und geht ohne Halsband — denn, hol mich der Geyer! siehet sie aus, als eine arme Sünderinn auf dem Richtplatze, und ich muß bald vor Eckel speyen. — Also die Patienten glücklich kurirt! Der Himmel wird weiter helfen. —

Ich brachte nun noch vierzehn Tage in der reizenden Gesellschaft meiner unvergleichlichen Catharine zu, und dann fort auf mein Gut — Hier hatte der Teufel wieder sein Spiel. — Nun giengs mit dem schwarzen Hengst los — der warf mich von der Kanzel. — Es ist wahr — ich bin nun wohl, Gott sey Dank! in zwölf Jahren (wo nicht länger) nicht zum Abendmahl gegangen — Warum? — weil es seit der Zeit ohngefähr Mode ist, daß die Großen, und groß seyn wollenden Herren, auch hier sich von den Bürgerlichen, die alle Jahre wenigstens dreymal zum Abendmahl gehen, unterscheiden. Diese Mode gefiel mir — darum habe ich sie mitgemacht, ohnerachtet ich nicht durchgängig vor die adelichen Moden bin — Mein Pfarre hat schon etlichemal sich das Maul dar-

über zerzerret — Vor vierzehn Tagen, da ich eben in der Kirche, der Gesellschaft wegen, mich befand, machte es der schwarze Racker zu arg, schimpfte und schmähete, drohete und pochte, daß ich glaubte, der Kerl würde närrisch werden. Er machte es so grob, daß er mich nur hätte noch bey meinem Namen nennen dürfen, dann wäre es richtig gewesen. Die ganze Gemeinde staunte und klotzte mich an, wie die Kuh das neue Thor — Warte — Racker! du sollst die Schwernoth kriegen — warte, ich will mich schon rächen. Das war, hol mich der Satan! gleich mein heiliger Vorsatz, an dieser sogenannten heiligen Stätte. — Und — hol mich der Donner und der Hagel — die Sache ist mir excellent geglückt. Sie müssen sich erstlich die Beschaffenheit der Kanzel wieder vorstellen. Diese ist gleich an die herrschaftliche Kapelle gebauet. Unter dem Fußboden derselben ist eine Säule, daran die schwarze Tafel zum Anschreiben der Liedernumern sich befindet. — Mein Bedienter mußte den Sonnabend vorher in die Kirche gehen, — den Boden aus der Kanzel herausnehmen, und wieder ganz locker und leichte hineinlegen. — Die gedachte Säule ward gleichfalls losgemacht, und an das unterste Ende derselben ein Strick gebunden, welcher, mittelst eines kleinen unmerkbar gemachten Canals, bis in die herrschaftliche Kapelle gieng. Nun gieng ich den Sonntag darauf in voller heiliger Erwartung mit meinem Bedienten in die Kir-

che;

che; diesem hatte ich ein Zeichen gegeben — er sollte alsdenn an dem Stricke ziehen, wenn ich mei n goldne Tabatiere herausnähme. — Nun hören Sie den Spaß. — Mein Schwarzrock kam glücklich auf die Kanzel — Das Exordium und das Vorlesen des Evangeliums war vorbey. Nun giengs los.

„Aus diesem heutigen evangelischen Texte, sagte er, will ich eurer christlichen Liebe in möglicher Kürze und Einfalt vorstellen:

Das Unglück der Sakramentsverächter.

In dem ersten Theile wollen wir betrachten — erwägen und beherzigen: Was denn das vor Leute sind, die Sakramentsverächter? —

In dem zweyten Theile aber wollen wir darthun, zeigen und beweisen: daß solche Leute allerdings unglücklich sind.

Nun giengs sporenstreichs auf den ersten Theil los. Unter andern kam er nun auf folgende erbauliche Gedanken:

„Hier, meine lieben Freunde! ein jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn. Lerne also auch, christliche Obrigkeit, deine Lektion. Du sollst deinen Unterthanen mit guten Exempeln vorgehen. Wenn du nun in vielen Jahren nicht zum heiligen Abendmahle gehest — was bist du? — Nicht wahr, ein

Sakramentsverächter; denn wer nicht die Sakramente braucht, der ist ein Sakramentsverächter — Wehe! wehe! wehe! wehe dir, Obrigkeit — der du die Sakramente verachtest!

Hier lief mir, hols der Teufel, die Maus über die Leber — Ich zog die gedachte Tabatiere heraus — und mein Bedienter — mein Seele! der zog den Strick mit allen Kräften — und hol mich, straf mich! die Pastete fiel ein, und der heilige Weherufer lag unten — hatte sich das linke Bein ein bißchen zerbrochen, und streckte alle Viere von sich. — Die ganze Gemeinde war wie vom Donner gerührt, und der arme Schulmeister wußte vor Angst nicht, was er machen sollte — Er stimmte also an:

Für dem Teufel uns bewahr!

Nun wurde der schwarze Racker zum Tempel hinausgetragen, und damit Holla!

Wie? mein Freund! sagen Sie mir — bin ich nicht ein rechter närrischer Kerl? Das haben Sie zwar schon längst gewußt. — Sehen Sie — Sie haben immer gesagt — ich würde noch einmal mit meinen Narrenspossen an einen unrechten Mann kommen — Auch dieser Streich ist wieder glücklich abgelaufen. Das ist vor mich ein göttliches Vergnügen, wenn ich nur den schwarzen

Röcken kann was anhängen — Aber — meine heilige Mutter! — die verzwatselt bald vor Betrübniß, und besucht den heiligen Kirchenknecht beynahe alle Tage. — Meinetwegen kann er krepiren, mir ists einerley. — Genug hätte ich nunmehro wohl geschrieben? — Das dächte ich — hol mich der Teufel — die Finger thun mir ordentlich wehe — Also keinen Buchstaben mehr. Ihre Frau grüßen Sie — und bleiben gewogen

Ihrem

treuen Freunde,

von Lachen.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drück-

Druckfehler

des ersten Theils.

Seite 3 Zeile 7 statt kranzen lese man gransen. S. 23 Z. 2 statt schmerrlich l. m. schmerzlich. S. 60 Z. 9 statt aber mich l. m. aber auch. S. 83 Z. 3 statt er — er — l. m. er. S. 85 Z. 21. statt die durch l. m. die er durch. S. 111. Z. 2. ich — ich l. m, ich. S. 122 Z. 9 statt Leue l. m. Leute. S. 177 Z. 8 statt ja l. m. je.

des zweyten Theils.

Seite 26 Zeile 16 statt dir lese man ihr. S. 29 Z. 2 statt schön l. m. schon. S. 47 Z. 21 statt ni l. m. ne. S. 75 Z. 3 u. 10 statt Quiscotte l. m. Quixotte. S. 76 Z. 7 statt Heiligthum l. m. Heiligthun. S. 80 Z. 24 muß zwischen Leben und noch mehr ein Comma. S. 184 Z. 6 statt Hetze l. m. Hitze. S. 189 Z. 26 statt Urne l. m. Sichum. S. 222 Z. 22 statt übrigen l. m. übriger. S. 225. Z. 17 bleibt das Wort, besucht, weg.

Die übrigen vorzüglichen noch nicht bemerkten Fehler wird ein gerechtes Publikum gütigst verzeihen, da der Verfasser vom Druckorte entfernet ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler

des ersten Theils.

[illegible]

des zweyten Theils.

[illegible]

[illegible]

XXX (1-
III.6-

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kirsten, Johann Adam Gotthard

Lottchens-Reisen ins Zuchthaus

Bd.: Zweyter Theil

Leipzig 1778

P.o.germ. 2060 l-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129574-1
VD18 90480783